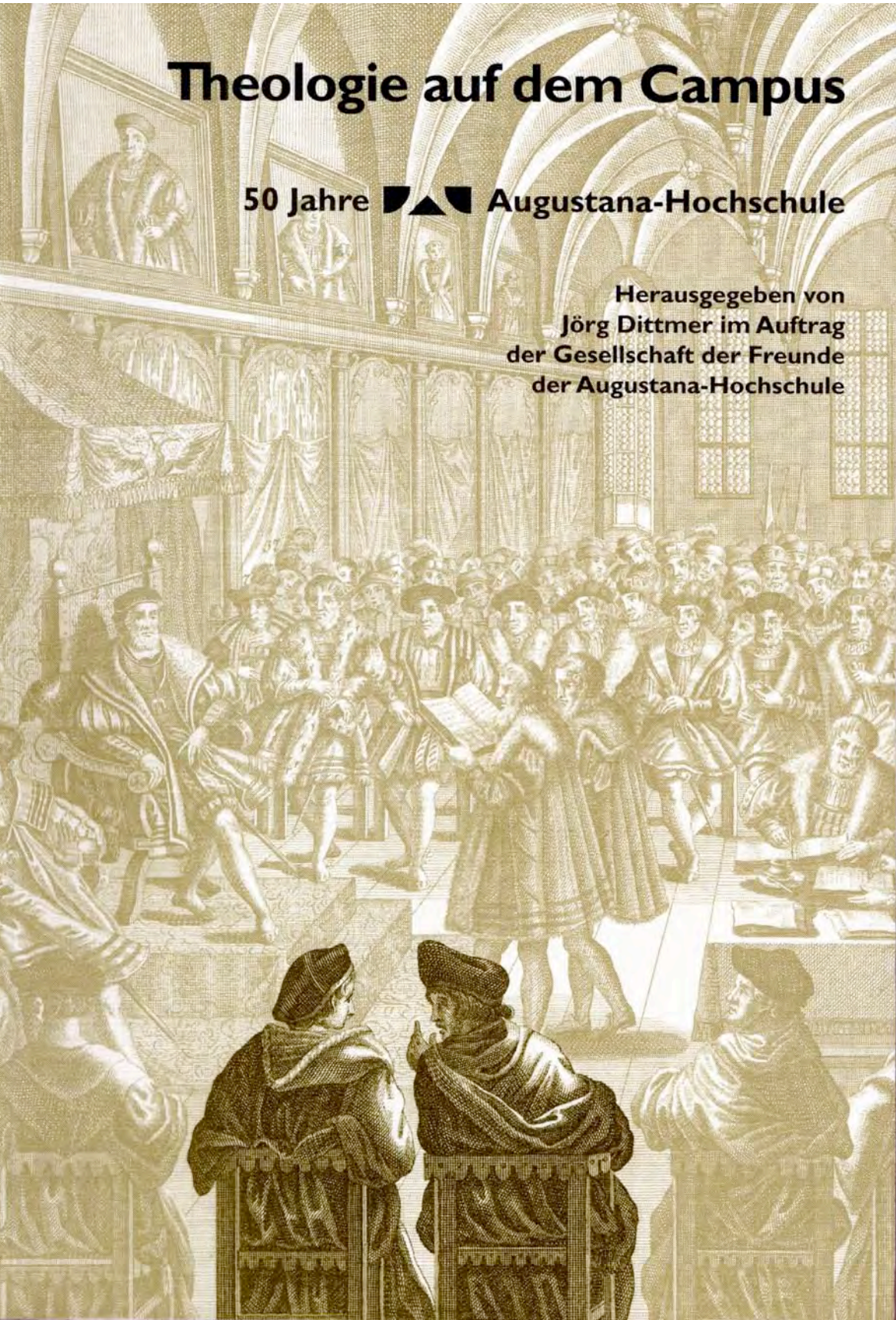
Theologie auf dem Campus

50 Jahre Augustana-Hochschule

Herausgegeben von
Jörg Dittmer im Auftrag
der Gesellschaft der Freunde
der Augustana-Hochschule



THEOLOGIE AUF DEM CAMPUS

Theologie auf dem Campus

Festschrift zum 50jährigen Bestehen
der Augustana-Hochschule
in Neuendettelsau

herausgegeben von
Jörg Dittmer
im Auftrag der
Gesellschaft der Freunde der Augustana-Hochschule

© Augustana-Hochschule Neuendettelsau 1997
Postfach 20, 91561 Neuendettelsau
Telefon: (09874) 509-0
Telefax: (09874) 509-95
E-Mail: augustana @t-online.de
Internet: www.augustana.de

Druck und Einband: Freimund-Druckerei, Neuendettelsau

ISBN 3-00-002115-9

Zum Titelbild:
Das Titelbild wurde gestaltet unter Verwendung eines Kupferstichs aus dem Jahre 1698, der die Verlesung der *Confessio Augustana* vor Kaiser Karl V. auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 im bischöflichen Kapitel-Saal zeigt. Der Kupferstich befindet sich im Besitz der Hochschule.

Bildnachweis:
Die Photos in dieser Festschrift wurden freundlicherweise zur Verfügung gestellt vonU. Amberg (65, 67, 95, 103, 113, 121), M. Bartholomäus (59, 143, 197; aufgenommen von G.-H. Dellbrügge), D. Becker (140, 145, 211), J. Dittmer (36, 60, 63, 78, 80, 83, 84, 98, 104, 106, 115, 123, 148, 161, 171, 173; Collage 108/109), K. Himstedt (79, 81, 96, 130, 155, 157, 181, 108 links unten), E. Jahn (64, 128, 129, 164, 176 [2]), R. Jost (233), H. Klamper (66, 97, 114, 185), S. Miller (135), K. Nestler (120), P.L. Oesterreich (207), J. Oeters (131), D. Reichert (44, 128, 130), R. Riess (219), W. Sommer (189) sowie vom Archiv der Augustana-Hochschule (21, 22, 23, 25, 26, 28, 29, 35, 39, 45, 48, 54, 55, 73, 101). Die Zeichnungen (14, 169) hat Elke Schnabel angefertigt.

Vorwort des Herausgebers

50 Jahre Augustana-Hochschule in Neuendettelsau – ein solches Jubiläum bietet Anlaß und Gelegenheit zu Besinnung und Reflexion. Fast 4000 angehende Pfarrer und Pfarrerinnen haben in diesen 50 Jahren an der Augustana gelernt *und* gelebt – und eben dadurch zugleich das Gesicht unserer Hochschule in den verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung in entscheidender Weise mitgeprägt. Denn die Augustana-Hochschule hat sich seit ihren Anfängen nicht nur zu einer vollgültigen Theologischen Fakultät mit Promotions- und Habilitationsrecht entwickelt, sondern sie war darüber hinaus von Anfang an als Campus-Hochschule konzipiert, an der sich in besonders intensiver Weise Theorie und Praxis, theologisches Denken und konkrete Lebenserfahrung gegenseitig befruchten und Impulse geben sollten.

Auf dieses Proprium der Campus-Situation und seine Möglichkeiten sind wir stolz, weil es – wenn man die gegenwärtigen hochschulpolitischen Debatten verfolgt – vieles von dem vorwegnehmend realisiert, was an den Massenuniversitäten unter Stichworten wie „Anonymität“ und „Praxisferne“ als defizitär beklagt und doch strukturbedingt meist vergeblich eingefordert wird. So entstand der Plan, die Augustana-Hochschule aus Anlaß ihres Jubiläums gerade unter diesem besonderen Gesichtspunkt der Öffentlichkeit vorzustellen: Was bedeutet es, „Theologie auf dem Campus“ zu treiben?

Diese Frage bedarf zunächst der historischen Vergewisserung, „woher wir kommen“. Denn es gibt in der Öffentlichkeit viele Bilder von der Augustana, und sie sind bestimmt von den ganz unterschiedlichen Zeitumständen und individuellen Wahrnehmungen, die ehemalige Studierende jeweils zu ihrer Zeit gemacht und an andere weitergegeben haben. Im ersten Abschnitt geht Herwig Wagner daher den „bewegten Anfängen“ der Augustana-Hochschule nach, die unauflöslich mit dem theologischen Denken und der Person von Georg Merz verbunden sind. Daran anknüpfend schildert Gerhard Monninger den „kontinuierlichen Umbruch“ der nächsten 30 Jahre, die in einer Art institutioneller „Arbeit am Selbst“ die bis heute prägende innere und äußere Gestalt der Hochschule hervorgebracht haben. Schließlich berichtet Bärbel Schieder von den „neuen Perspektiven“ des letzten Dezenniums und zeigt, daß trotz neuer Schwerpunkte in Forschung und Lehre die von Georg Merz grundgelegte Tradition der Campus-Hochschule bis heute eine „bewohnte Tradition“ geblieben ist.

Im zweiten Abschnitt wird unter der Überschrift „Wer wir sind“ diese spezifische Situation der Augustana als theologischer Campus-Hochschule bedacht. Er beginnt mit einem vierfachen Blick von außen: Zunächst beschreibt Horst Birkhölzer als für die Augustana-Hochschule zuständiger Oberkirchenrat seine

Sicht von deren Aufgabe und Bedeutung im Gesamtkonzept der Pfarrer- und Pfarrerinnenausbildung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Karl-Wilhelm Dahm gibt darüber hinausgehend aus soziologischer Sicht und auf dem Hintergrund eigener Erfahrungen eine generelle Skizze des Propriums theologischer Campus-Hochschulen, während Johanna Beyer besonders den Aspekt des Übergangs von der Familie zum Studium ins Auge faßt. Daß „die Erfahrung den Theologen macht“ (wie Martin Luther sagt) und daß gerade in der Vermittlung alltäglich-selbstverständlicher spiritueller Erfahrungen eine wichtige Aufgabe und Chance der Campus-Situation besteht, macht Fulbert Steffensky in seinem Beitrag deutlich.

Eine Doppelseite mit Bildern unserer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, „… ohne die nichts geht“, leitet über zur Binnenperspektive, zur Wahrnehmung der Augustana durch eigene Studierende und Dozierende. Zunächst reflektiert Katrin Großmann ihre eigenen Studienerfahrungen an der Augustana in den verschiedenen Phasen, angefangen von den Sprachkursen und ersten theologischen Lehrveranstaltungen bis hin zur Examensvorbereitung nach ihrer Rückkehr und dem noch laufenden Promotionsvorhaben. Helga Plattner gibt einen Bericht von der intensiven Arbeit und den vielen Eindrücken während ihrer Amtszeit als „Seniora“ des AStA. Die bunte Vielfalt des „sonstigen Lebens“ an der Augustana im Hinblick auf kulturelle Veranstaltungen veranschaulicht lebendig Anja Bremer. Das Gespräch, das Siegfried Miller und André Zabel mit Hermann Schoenauer, dem Rektor des Diakoniewerkes, geführt haben, bringt die alte Verbindung zu den diakonischen Werken vor Ort zum Ausdruck, während der Beitrag über das „Worldwide-Web“ die wechselseitigen Erfahrungen ausländischer Studierender bei uns und unserer Studierenden im Ausland beleuchtet, die sich aus der Zusammenarbeit mit dem Missionswerk ergeben. Stefan Ark Nitsche weist auf ein ganzes Potential zusätzlicher Lehrformen hin, die auf dem Campus der Augustana als einer Art „Experimentierfeld“ möglich sind und auch faktisch realisiert werden. Die Beiträge von Helmut Dietzfelbinger und Jörg Dittmer über das Erlernen der „heiligen Sprachen“ Hebräisch, Griechisch und Latein lassen schließlich schon in der gewählten poetisch-metrischen Form einiges von dem Geist (und bei genauem Lesen auch etliches vom Inhalt) der andernorts oft gefürchteten Sprachkurse erkennen.

Damit präludieren sie auf ihre Weise der im dritten Abschnitt folgenden Vorstellung dessen, „was wir wollen“, in dem die Vertreter der einzelnen theologischen Fächer, der Lehrstuhlinhaber für Philosophie und die Dozentin für Theologische Frauenforschung/Feministische Theologie die Lehre und Forschung in ihrem jeweiligen Fachgebiet sowie kurz die eigene Person vorstellen. Auch in diesem Abschnitt bleibt also der Bezug auf die Augustana-Hochschule als In-

stitution gewahrt. Umso wichtiger ist es, ergänzend auf die im engeren Sinne thematische theologische Arbeit der Augustana-Hochschule hinzuweisen, die seit 1996 im Kohlhammer-Verlag in einer eigenen Reihe unter dem Titel „Theologische Akzente“ erscheint. Band 1, Stuttgart 1996, herausgegeben von Richard Riess, enthält unter dem Titel „Abschied von der Schuld?“ zwölf Beiträge zur Anthropologie und Theologie von Schuldbewußtsein, Opfer und Versöhnung. Band 2, Stuttgart 1997 (erscheint im Herbst), herausgegeben von Wolfgang Sommer, versammelt 13 Aufsätze unter dem Titel „Zeitenwende – Zeitenende. Beiträge zur Apokalyptik und Eschatologie“.

Abgeschlossen wird diese Festschrift durch eine Reihe von Anhängen zur Geschichte und zum Lehrkörper der Hochschule sowie durch eine Kurzbibliographie aller Professoren der Augustana-Hochschule, die Martin Bartholomäus erstellt hat.

In der „Sponsorenliste“ am Ende des Bandes finden sich die Namen derjenigen Firmen und Betriebe, die innerhalb der letzten zwei Jahre die Arbeit des Öffentlichkeitsausschusses und des Kunstausschusses der Augustana-Hochschule durch Spenden unterstützt haben. Ihnen sei auch an dieser Stelle im Namen der Hochschule herzlich für ihr Engagement gedankt.

Worte herzlichen Dankes sind schließlich auch all denen zu sagen, die auf je besondere Weise zum Entstehen dieser Festschrift beigetragen haben:

– den Autoren für ihre Bereitschaft, die erbetenen Beiträge zu verfassen;
– der „Gesellschaft der Freunde der Augustana-Hochschule“ für den Auftrag zur Herausgabe dieser Festschrift und für die Beteiligung an den entstehenden Kosten;
– dem Landeskirchenrat der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern für die Gewährung eines erheblichen Druckkostenzuschusses;
– Frau Andrea Siebert für die geduldige und sorgfältige Erstellung der Druckvorlagen.

Ein ganz besonderes Wort des Dankes aber gilt den Mitgliedern des Festschriftausschusses der Augustana-Hochschule, die von der Konzeption der Festschrift im Ganzen über eigene Beiträge bis hin zur Schlußredaktion die Hauptlast der Arbeit getragen haben: Martin Bartholomäus, Dieter Becker, Karin Himstedt (bes. für die Bildredaktion), Detlev Klahr, Siegfried Miller, Stefan Ark Nitsche, Richard Riess, Wolfgang Sommer und Herwig Wagner.

Wenn es durch die Mithilfe aller Beteiligten gelungen sein sollte, ein aktuelles Bild zu zeichnen von der Augustana-Hochschule als theologischer Campus-Hochschule in ihrem 50. Jahr, dann hätte sich unsere Mühe gelohnt.

Neuendettelsau, im Oktober 1997 Jörg Dittmer

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Herausgebers 5
Inhaltsverzeichnis 9
Grußwort des Landesbischofs 13
Geleitwort des Rektors 15

I. Woher wir kommen
Zur Geschichte der Hochschule 17

Herwig Wagner
Bewegter Anfang. Georg Merz und die Gründungsjahre 19

Gerhard Monninger
Kontinuierlicher Umbruch: 1956–1986 33

Barbara Schieder
Neue Perspektiven: 1987–1997 58

II. Wer wir sind
Die Augustana als theologische Campus-Hochschule 69

Horst Birkhölzer
Kritische Loyalität und selbstverantwortete Zeugenschaft 71

Karl-Wilhelm Dahm
Wo zwei- oder dreihundert in seinem Namen versammelt sind
Zum Proprium theologischer Campus-Hochschulen 76

Johanna Beyer
Der „Sprung aus der Familie“ und der geheime Lehrplan
einer Campus-Hochschule
Soziologisch-empirische Beobachtungen zur Wahl
des Studienortes Augustana-Hochschule 87

Fulbert Steffensky
EXPERIENDO FIT THEOLOGUS (Martin Luther) 100

Ohne sie geht nichts:
Bilder von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Augustana 107

Katrin Großmann
„… daß eine Hochschule von ihrem Studium lebt.“
Charme und Chance einer kirchlichen Hochschule 111

Helga Plattner
Wo man noch was bewegen kann …
Einblicke in eine ganz normale Woche AStA-Arbeit 119

Anja Bremer
„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten …“
Ansichten aus dem Kulturleben einer Campushochschule 127

Siegfried Miller / André Zabel
„Diakonie ist Kirche“
Ein Gespräch mit dem Rektor des Diakoniewerkes 133

Marcos Ebeling / Gabriele Wedel / Ralf Jung/
Thomas Hellfritsch / Claudia Häfner
„Worldwide-Web“
Eine Campushochschule und ihre internationalen Kontakte 138

Stefan Ark Nitsche
Der Campus – Experimentierfeld für eine dreifache Wahrnehmung 150

Jörg Dittmer
Sisyphos am Theologenberg –
oder: Latein und Griechisch an der Augustana
Fragment eines pseudolukanischen Dialogs 159

Helmut Dietzfelbinger
Jetzt entfalt’ ich meine Sicht
vom He-brä-isch-un-ter-richt …
– 100 Verse á la Wilhelm Busch – 172

III. Was wir wollen
Die Fächer stellen sich vor 177

Helmut Utzschneider
Altes Testament 179

Wolfgang Stegemann
Neues Testament 185

Wolfgang Sommer
Kirchen-, Dogmen- und Theologiegeschichte 188

Karl F. Grimmer / Joachim Track
Systematische Theologie 196

Peter L. Oesterreich
Philosophie an der Augustana 206

Dieter Becker
Missionstheologie und Religionswissenschaft 210

Richard Riess
Praktische Theologie 218

Renate Jost
Theologische Frauenforschung/Feministische Theologie 230

Anhang 237

Daten und Fakten im Überblick 239

Professoren, Assistierende, Dozierende und StudierendenpfarrerInnen . 241

Bibliographische Angaben zu den früheren Professoren 244

Autorenverzeichnis 252

Liste der Sponsoren 253

Grußwort des Landesbischofs

Wenn ein Mensch fünfzig wird, sagt man, er sei *in den besten Jahren*. Wenn eine Hochschule fünfzig wird, ist dies – verglichen mit so mancher anderen ehrwürdigen alma mater – *ein jugendliches Alter*. Dennoch treffen diese zwei eher entgegengesetzten Eigenschaften bei der Augustana-Hochschule den Kern.

Sie hat sich in den vergangenen fünfzig Jahren zu einer allseits anerkannten theologischen Ausbildungsstätte entwickelt. Davon gibt auch das Promotions- und Habilitationsrecht Zeugnis, das ihr 1990 verliehen wurde. Nach wie vor zieht sie eine erfreuliche Zahl junger Leute an, die dort mit dem Theologiestudium beginnen, es meist anderswo fortsetzen und dann oft zur Examensvorbereitung wieder zurückkehren. Als eine der wenigen kirchlichen Hochschulen in der vereinten Bundesrepublik bereichert die Augustana die Hochschullandschaft und macht anderen theologischen Fakultäten auch ganz schön Konkurrenz.

Konkurrenz hat bei der *ersten Fakultät* der Universitäten schon immer eine wichtige Rolle gespielt. Schon zu Zeiten der Reformation verglichen Studenten die Universitäten. In Ingolstadt wurde eine andere Theologie gelehrt als in Wittenberg oder Basel. Mit den Ortsnamen verbanden sich theologische Programme und Köpfe: Eck, Luther und Erasmus waren klare Alternativen.

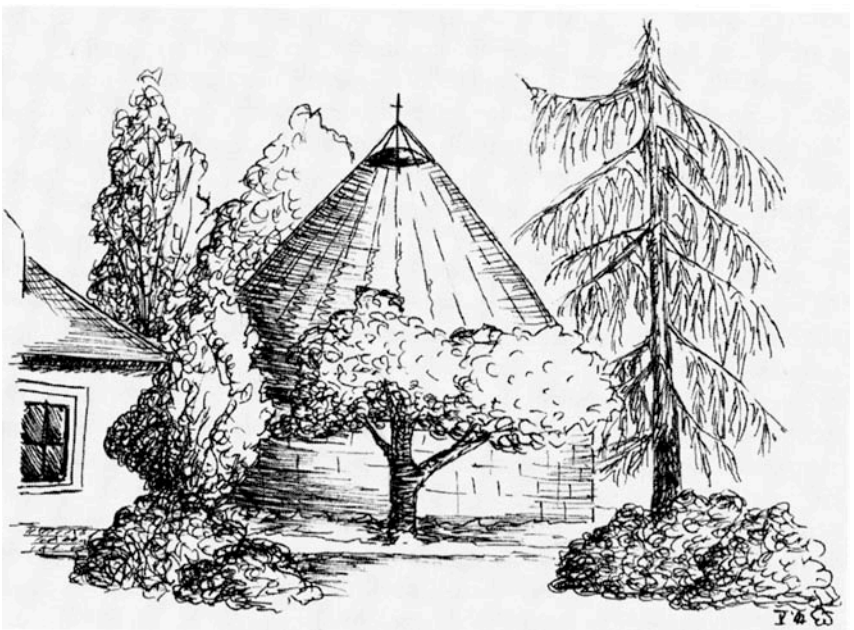
Heute sind die Debatten innerhalb der Theologie *unübersichtlicher* geworden. Darin spiegelt sich die schon zur Normalität gewordene *Unübersichtlichkeit* in Wissenschaft und Gesellschaft, die Jürgen Habermas vor gut zehn Jahren noch als *neu* bezeichnen konnte. In die Jahre gekommen, führt solche Unübersichtlichkeit freilich oft dazu, daß man gar nicht mehr den Versuch macht, sich zu orientieren.

Auch in Theologie und Kirche besteht diese Gefahr. Viele wollen sich dem anstrengenden, aber höchst notwendigen Prozeß der Klärung und Vertiefung nicht aussetzen, sondern lieber bei vertrauten Vorstellungen bleiben. Die Augustana-Hochschule läßt mit ihrer Studienberatung freilich nicht locker. Denn inmitten der Unübersichtlichkeit geschieht Unerwartetes: Positionen, die in der Reformationszeit meilenweit voreinander entfernt waren, rücken näher zusammen, ohne daß dies in der breiten Öffentlichkeit bemerkt wird. So werden Artikel der Confessio, die der Augustana-Hochschule ihren Namen gegeben hat, im ökumenischen Dialog neu analysiert und bewertet. Die Rechtfertigungslehre, der *articulus stantis et cadentis ecclesiae* der Reformation, soll noch vor der Jahrtausendwende von der Römisch-Katholischen Kirche und von Lutheranern als „nicht mehr kirchentrennend“ angesehen werden.

Acht wird durch *Achtung* ersetzt. *Bann* durch den *Willen zum gegenseitigen Verstehen.* Dies ist ein gutes Zeichen auf dem Weg in das dritte Jahrtausend, in dem es darum gehen wird, das Christentum im Konzert der Weltreligionen klar zu profilieren. Gelingen wird dies aber nur dann, wenn wir in diesen unübersichtlichen Zeiten unseren Glauben als Lutheraner in die „versöhnte Verschiedenheit“ einer verantwortungsvoll gelebten Ökumene einbringen.

Die Augustana-Hochschule ist durch ihr gediegenes Lehrangebot sowie ihre ausgewiesene Hochschuldidaktik, durch den engen Kontakt zwischen Studierenden und Hochschullehrer und -lehrerinnen und durch den klaren Bezug zur Kirche besonders dafür geeignet, *Übersicht und Klarheit* in die unübersichtliche Situation zu bringen. Diese brauchen wir in Theologie, Kirche und Gesellschaft. In diesem Sinn wünsche ich ihr zum fünfzigsten Geburtstag Gottes Segen und für die Zukunft vielfältige „Beweise des Geistes und der Kraft“.

Hermann von Loewenich
Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern



Geleitwort des Rektors

Am 7. Mai 1947 beschloß die Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern ein Kirchengesetz über die Errichtung einer Theologischen Hochschule in Neuendettelsau-Heilsbronn. In den beiden ersten Artikeln heißt es: „Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern rechts des Rheins errichtet eine Theologische Hochschule mit dem Namen Augustana-Hochschule mit dem Sitz in Neuendettelsau-Heilsbronn. Die Augustana-Hochschule in Neuendettelsau-Heilsbronn ist eine kirchliche Hochschule im Sinne des Artikels 150, Absatz 1 der Verfassung des Freistaates Bayern vom 2. Dezember 1946."

Kirche und Staat hatten damit die Voraussetzungen für die Gründung unserer Hochschule geschaffen. Nach einem halben Jahrhundert seit den Nachkriegsjahren wollen wir mit dieser Festschrift dankbar Rückschau halten auf die Anfänge und die bisherige Geschichte unserer Hochschule, aber auch beschreiben, wie wir gegenwärtig auf dem Campus in Neuendettelsau leben und studieren, lehren und forschen. Die Vielfalt der Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten an der Augustana-Hochschule hat eine Mitte und ein Ziel: die Besinnung auf das Wort Gottes in Geschichte und Gegenwart und die Vermittlung des Evangeliums an die Menschen unserer Zeit. Mit den Artikeln und Bildern dieses Bandes möchten wir vielen Menschen, ehemaligen Studierenden und Dozierenden, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ebenso wie alten und neuen Freunden und Gästen die Augustana-Hochschule vorstellen, wie wir sie im 50. Jahr nach ihrer Gründung erleben.

Mit dem Blick in die Vergangenheit und der Beschreibung und Reflexion der Gegenwart halten wir ein wenig inne auf dem vor uns liegenden Weg, für den wir den Segen Gottes auch weiterhin erbitten.

Wolfgang Sommer

I.

Woher wir kommen

Zur Geschichte der Hochschule

Bewegter Anfang
Georg Merz und die Gründungsjahre

Die hohe Gestalt von Georg Merz war unübersehbar, wenn er durch Neuendettelsau ging, meist schwarz gekleidet und mit großem breitkrempigem Hut. Heute trägt zwar nur eine kleine Verbindungsstraße vom Diakoniebereich zum Hochschulgelände seinen Namen. Aber Georg Merz ist ein Teil der Nachkriegsgeschichte dieses Ortes geworden. Ebenso gehören die beiden Einrichtungen, das Pastoralkolleg und die Augustana-Hochschule, heute einfach zur kirchlichen Landschaft Neuendettelsaus wie Bayerns. Ihre Gründung 1946 bzw. 1947 geht unmittelbar auf Merz zurück, und so viel sich kirchlich, gesellschaftlich oder auch im akademischen Leben seitdem geändert hat, diese beiden Institutionen, ihrer Entstehung nach Zwillingsgeschwister, tragen noch heute Merz'sches Gepräge. Sie sind untrennbar mit dem Namen ihres (Doppel-) Gründungsrektors Georg Merz verbunden.

Merz' Konzeption der Pfarrerausbildung

In einem längeren Exposé für den Landeskirchenrat in München legte Merz im Herbst 1946 seine Gedanken über eine in Bayern zu gründende kirchliche Hochschule nieder: „Die Studierenden sollten neben der akademischen ‚universitas litterarum' auch das geistliche Leben ihrer Kirche unmittelbar kennenlernen und im Zusammenhang mit einer Gemeinde, die die Werke der Diakonie, Mission, Liturgie pflegt, die theologischen Voraussetzungen solchen Handelns erkennen […]. Eine solche Stätte guter kirchlicher Tradition, lebhaften Eifers und geistlicher Verantwortung für die Aufgaben der Gegenwart ist in Neuendettelsau gegeben." Merz wollte eine solche kirchliche Ausbildungsstätte grundsätzlich nicht als Alternative oder in Konkurrenz zu den bestehenden theologischen Fakultäten sehen, sondern, wie er immer wieder betonte, als „Ergänzung" der bisher üblichen rein akademischen Pfarrerausbildung. Es handelte sich bei ihm keineswegs um ein tiefsitzendes anti-akademisches Ressentiment gegen die Fakultäten oder die dort gelehrte Theologie, wie manchmal geargwöhnt wurde. Seine Sorge war viel tiefer gegründet: „Wir denken einfach an den Dienst des Pfarrers", das war sein klares theologisches Programm für die kirchliche Hochschule.

Daneben steht freilich noch ein mehr zeitbedingtes kritisches Argument: „[…] ich traue den politischen Zwischenfällen nicht und möchte nicht alle

Hoffnung auf die Fakultäten setzen“, so Merz ein Jahr zuvor in einem Brief an einen Freund in Neuendettelsau. Hinter diesen Zweifeln standen konkrete geschichtliche Erfahrungen. Im Kirchenkampf, den Merz von 1930 bis 1942 in Westfalen, die meiste Zeit davon an der Theologischen Schule in Bethel, miterlebt und auf seiten der Bekennenden Kirche mitgeprägt hatte, war ihm augenscheinlich geworden, daß die theologische Lehre, genauer: daß auch die Sorge um die rechte Aus- und Fortbildung ihrer Pfarrer den Gemeinden bzw. der Kirche als Ganzes aufgetragen ist. Das war keinesfalls klerikal-institutionell, sondern strikt theologisch gedacht. Der Grundgedanke stammt aus seiner Anteilnahme an der dialektischen Theologie Karl Barths, dass alle Theologie und alle theologische Arbeit eine Funktion der Kirche sei. Das hat dann natürlich seine Konsequenzen für die Ausbildung und – so seine Erfahrung in den Kirchenkampfjahren – für die Fortbildung der schon im Amt stehenden Pfarrer. Im Kirchenkampf wurden zwar die staatlichen Fakultäten in ihrem Fortbestand zunächst nicht angetastet; wohl aber haben sie sich der Infiltration und Steuerung durch die nationalsozialistische Weltanschauung nicht in dem Maße erwehrt, wie es eigentlich geboten gewesen wäre. Viele theologische Fakultäten waren zu Horten der Deutschen Christen geworden, auch die unmittelbar für die westfälische Kirche bestimmende Münsteraner Fakultät, so daß Studenten, die sich zur Bekennenden Kirche hielten, aus Gewissensgründen dort nicht mehr studieren und noch weniger sich vor so besetzten Prüfungskommissionen den Examina stellen wollten. Die Theologische Schule in Bethel sowie die neugegründeten Kirchlichen Hochschulen Wuppertal und Berlin waren in jenen Jahren zu echten Alternativen für die Bekennende Kirche geworden. Unter diesem Eindruck hat Merz spätestens seit 1935 mit Nachdruck auf die Schaffung eigener, vom Staat unabhängiger kirchlicher theologischer Ausbildungsstätten auch in anderen Landeskirchen nach dem Vorbild Bethels gedrängt.

Wichtiger noch als dieses eher zeitgeschichtlich bedingte Moment war eine weitere theologische Grundeinsicht. Für Merz war, wie bei seinem theologischen Mitstreiter Dietrich Bonhoeffer, der Gedanke der *communio*, der brüderlich-schwesterlichen Gemeinschaft tragend. Kirche darf nicht „von oben her“, also nicht hierarchisch gedacht werden, sondern sie lebt in der erfahrenen Gemeinschaft im Hören auf das Wort. So muß auch die Aus- und Fortbildung der Pfarrer eingebettet sein in das Leben der christlichen Gemeinde. Keineswegs wollte Merz das Leben der Studentengemeinden in den Universitätsstädten gering achten – war er doch selbst während der zwanziger Jahre in München erster bayerischer Studentenpfarrer gewesen. Aber für die Theologen-, sprich für die Pfarrerausbildung forderte er noch mehr: Sie sollte im geistlichen, brü-

derlich(-schwesterlichen) Zusammenhang mit einer existierenden Gemeinde erfolgen, in unmittelbarem Zusammenhang mit ihrem gottesdienstlichen, diakonischen und missionarischen Leben. Betont stellte er der *universitas litterarum* der Universitäten die *universitas ecclesiae* gegenüber, zu der eben nicht nur die Lehre, sondern auch das gottesdienstliche Leben, der Dienst an den Armen und Benachteiligten und die Weltweite des missionarischen Handelns gehören. Nach Merz' Konzeption muß sowohl die Pfarrerausbildung (Kirchliche Hochschulen) wie die Pfarrerfortbildung (Pastoralkolleg) auf eine gemeinschaftliche Einübung ins Christsein hinzielen, d.h. auf eine *vita communis*, in der Denken und Glauben, *praxis pietatis* und deren kritische Reflexion, wissenschaftliche Forschung und das Lernen in den geistlichen Handlungsfeldern der Gemeinde zu einer Einheit verbunden werden. Für die *vita communis* an der Hochschule wie am Pastoralkolleg war ihm die mittelalterliche *universitas magistrorum et scholarium* das Leitbild, also die „Universität" in der Urbedeutung des Wortes, wo eben Lehrende und Studierende nicht nur im Lehren-Lernens-Zusammenhang, sondern in einer umfassenden Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zusammengebunden und aneinander gewiesen waren.

Georg Merz (rechts) im Gespräch mit Georg Friedrich Vicedom

Mit dieser Einbindung der theologischen Ausbildung in die *universitas ecclesiae* wollte Merz gleichzeitig auch zu einer „diakonisch-missionarischen Auffassung vom Amt" zurückführen und den Prediger aus der unsachgemäßen Einordnung in den sog. akademischen Stand befreien. „Es gibt in der evangelischen Kirche nicht die dreifache Hierarchie des Pfarrers, Professors und Bischofs, es gibt nur das *eine* Predigtamt." Die Träger des theologischen Lehramts sind ihrem Stand nach „Prediger, die in der besonderen Weise des Lehrers und Forschers in diesem Amt dienen". Merz selbst war 1930 wie viele andere

theologische Lehrer der Bekennenden Kirche unmittelbar aus dem Gemeindedienst an die Theologische Schule in Bethel berufen worden. An dieser Einheit des evangelischen Lehr- und Predigtamtes halten die Kirchlichen Hochschulen bis heute in ihrer Praxis fest, insofern bei ihnen zu den Voraussetzungen für eine Berufung auf einen (theologischen) Lehrstuhl neben der wissenschaftlichen Qualifikation eben die kirchliche Ordination gehört. Merz lehnte später an der Augustana-Hochschule zunächst sogar den Titel „Professor“ für seine Kollegen ab; sie waren, wie er auch, schlicht Pfarrer und Dozenten.

Haus in der Heckenstraße – früher Sekretariat und Mensa der Augustana-Hochschule

Unrealistische, steile Gedanken eines Praktischen Theologen vom Schreibtisch aus? Merz war immerhin zwölf Jahre lang theologischer Mitarbeiter von Friedrich v. Bodelschwingh in Bethel gewesen. Diese „Bethel-Tradition“ hat ihn zutiefst geprägt. Die Erfahrung von geistlicher Gemeinschaft in gemeinsamem „Lauschen auf die Schrift“, diese Gemeinschaft unter dem Wort war für ihn die gestaltgebende Mitte aller theologischen Arbeit geworden. In den zahlreichen Semestereröffnungs-Ansprachen während seines Rektorats in Neuendettelsau (1947–1957) kommt dieses Bild von der geschwisterlichen Lehr-, Lern- und Arbeitsgemeinschaft unter dem Wort Gottes in vielen Variationen immer wieder zum Vorschein, am prägnantesten zusammengefaßt in dem sog. Immatrikulationsspruch, der eindeutig seine Handschrift trägt:

Wir wollen mit Eifer die Heilige Schrift lesen,
uns in ihrem Verständnis üben
und brüderliche (geschwisterliche) Gemeinschaft
unter dem Worte Gottes halten und bewahren.

Praktische Umsetzung nach 1945

Die Theologische Schule in Bethel wurde 1939 vom nationalsozialistischen Staat zwangsweise geschlossen. Nach einer kurzen Zeit als Leiter des Katechetischen Amtes der westfälischen Kirche kehrte Merz 1942 als Dekan von Würzburg nach Bayern zurück. Ob der Münchener Landeskirchenrat schon damals Gedanken für die Zeit nach dem Krieg hatte, bleibt offen. Jedenfalls beauftragte ihn die Kirchenleitung im Herbst 1945, also wenige Monate nach Kriegsende, damit, theologische Kurse für die aus dem Krieg und der Gefangenschaft heimkehrenden Pfarrer einzurichten. Das war der Anfang des heutigen Pastoralkollegs in Neuendettelsau, der ersten solchen Einrichtung in Deutschland überhaupt, der bald ähnliche Neugründungen in anderen Landeskirchen folgten. Mit dieser Beauftragung war Merz zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe berufen: Pfarrer-Fortbildung und Pfarrer-Ausbildung. An dieser Stelle konnte er in seinem letzten Lebensjahrzehnt institutionell umsetzen, was in seinem Denken und Wirken bereits mit der theologischen Neubesinnung der zwanziger Jahre angelegt und während der dreißiger Jahre in der theologischen Arbeit der Bekennenden Kirche konzeptionell entwickelt worden war. Insofern sind das Pastoralkolleg und seine Zwillingsschwester, die Augustana-Hochschule in Neuendettelsau, die „Krönung seines Lebenswerks“, wie sie später von den Historiographen öfters genannt wurden.

Zu dritt auf einer Stube (um 1950)

Neuendettelsau war dafür in der Tat der bestgeeignete Ort. Die (damals noch so genannte) Diakonissenanstalt pflegte in ihrer Gemeinschaft bewußt die Löhe-Tradition. Hier waren „die Werke der Diakonie und Liturgie“ zu Hause. Am selben Ort war auch die (damals auch noch so genannte) Missionsanstalt daheim, welche schon seit siebzig Jahren stellvertretend für die bayerische Landeskirche die Sendung zum missionarischen Dienst in Übersee wahrnahm. Diese drei Gebiete, Liturgie, Diakonie und Mission, waren in Merz’ Denken die

genuinen Lebensäußerungen und Handlungsfelder der christlichen Gemeinde überhaupt. Inmitten einer solchen Gemeinde sollten die angehenden Pfarrer ihre eigene Kirche nicht nur kennenlernen, sondern im tieferen Sinne erleben, und das heißt, darin beheimatet werden. In ähnlichem Sinne galt das auch für die im Krieg isolierten und ihren pastoralen Aufgaben oftmals entfremdeten Pfarrer, die nach 1945 allmählich wieder in ihre Gemeinden zurückkehrten. Neuendettelsau war demnach für Merz *der* Ort in Bayern, wo er meinte, sein Konzept für die Pfarrerausbildung und -fortbildung am besten verwirklichen zu können.

Neuendettelsau war außerdem von Kriegsschäden so gut wie unversehrt geblieben. Merz' erste Sondierungen in Neuendettelsau wurden positiv beantwortet. In echter Gastfreundschaft nahmen der Rektor der Diakonissenanstalt, D. H. Lauerer, und die Oberin, Selma Haffner, das entstehende Pastoralkolleg in ihre Häuser auf, was für die damalige Zeit der Wohnungsknappheit geradezu einmalig war. In dem oben erwähnten Sondierungsschreiben, wo sich Merz bei einem Freund nach eventuellen Möglichkeiten in Neuendettelsau für die einzurichtenden Pfarrerkurse erkundigte, sprach er auch schon die weitergehenden Pläne an, ob nicht in Verbindung mit diesen Kursen auch eine „kirchlich-theologische Lehranstalt" geschaffen werden könnte. Merz war nicht nur ein Mann, der Konzeptionen entwickelte und vielleicht Visionen für eine zukünftige Pfarrerausbildung hatte; er war ebenso ein Mann der Tat und Überzeugungskraft. Entsprechende Unterstützung fand er nicht zuletzt bei Landesbischof Meiser und den befreundeten Oberkirchenräten Stoll und Bogner in München. Das war ein guter Start.

Merz' Hoffnungen sollten sich bald erfüllen. Im Herbst 1945 konnte der erste Kurs für aus dem Krieg und der Gefangenschaft zurückgekehrte Pfarrer in Neuendettelsau abgehalten werden. Die Diakonissenanstalt bot dem Pastoralkolleg und später der Hochschule dafür ausreichend Räumlichkeiten. Darüber hinaus stellte das Mutterhaus für einen geordneten Haus- und Küchenbetrieb eine Reihe von Diakonissen zur Verfügung, damals schlicht „Hausmütter" genannt. Unvergessen bei den damaligen Studierenden sind (um wenigstens ein paar Namen stellvertretend zu nennen) Schwester Anna Karg im „Pastoralkolleg", Schwester Milda Albert in der „Neuen Abtei" in Heilsbronn, Schwester Wilhelmine Rommel im „Waldfrieden". Auch durch die personelle Präsenz von Diakonissen im Lebensbereich der Studierenden ergab sich eine enge Verbindung von Hochschule und Diakonie.

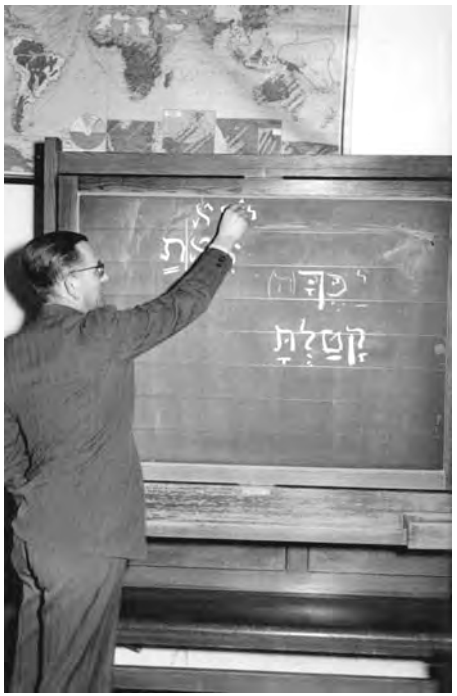
Ein halbes Jahr nach dem ersten Pastoralkollegskurs begann im April 1946 der erste Kurs (oder Vorkurs) für Studierende der Theologie. Wiederum ein Jahr später war das Gründungskollegium der Hochschule beisammen, mit Ernst Kinder als Systematiker, Rudolf Stählin als Dozent für Neues Testament und

Schwester Milda Albert mit Studierenden der ersten Jahre

Alte Kirchengeschichte, Martin Wittenberg für Altes Testament und mit Merz als Praktischem Theologen und „Enzyklopädisten“, wie er sich gerne selbst bezeichnete. 1948 kamen noch Eduard Ellwein als Neutestamentler und Wilhelm Zillinger als Altphilologe zum Erst-Kollegium hinzu. Den Unterricht in den alten Sprachen gaben anfangs die betreffenden Fachdozenten; später wurde er den Hochschulassistenten und dann eigenen Sprachdozenten übertragen. Die Nähe zum Missionshaus ermöglichte es, daß der damalige Missionsinspektor Georg Vicedom schon bald (1948) einen Lehrauftrag für Missionswissenschaft an der Hochschule erhielt. Dieser wurde 1956 in einen ordentlichen Lehrstuhl für „Missionstheologie und Religionswissenschaft“ umgewandelt, den ersten evangelischen missionswissenschaftlichen Lehrstuhl in Bayern übrigens. Ebenso nahmen wenige Jahre später die jeweiligen Rektoren des Mutterhauses einen ständigen Lehrauftrag für Diakoniewissenschaft an der Hochschule wahr. So bekam die Augustana-Hochschule sehr bald auch in ihrem Lehrangebot eigenes Profil.

Die ersten Studienkurse und -semester für Theologiestudenten begannen

noch ganz im Rahmen des Pastoralkollegs. Auch dies gehörte zur Merz'schen Konzeption der Pfarrerausbildung, daß Theologiestudierende und bereits im Amt stehende Pfarrer sich in der *vita communis* einer Lehr- und Arbeitsgemeinschaft begegnen sollten. Die Landeskirche trug dem voll und ganz Rechnung.



Hebräischunterricht bei Oswald Henke im Wintersemester 1952/53

Das im Februar 1946 beschlossene „Kirchengesetz über die Errichtung eines Pastoralkollegs in Neuendettelsau" faßte in Art. 2 neben der „Fortbildung der Pfarrerschaft" auch die „Ergänzung der Ausbildung der Bewerber um das geistliche Amt" ins Auge. Der Landeskirchenrat verfügte außerdem, daß die beiden (Vor-) Semester 1947 an der offiziell noch gar nicht existierenden Hochschule als ordentliche Studiensemester für das erste theologische Examen anerkannt werden.

Merz hatte zunächst nur an eine „Studienfakultät des Pastoralkollegs" gedacht. Aber schon dieser Plan wie erst recht die Bezeichnung „Studienfakultät" erregten Anstoß. Zum einen befürchtete man Konkurrenz mit der althergebrachten Theologischen Fakultät in Erlangen, zum anderen hatte man Angst vor einem kirchenamtlich reglementierten „bischöflichen Seminar". Grundsätzlich ging es auch um die bisherige Ausbildungshoheit Erlangens für die bayerische Pfarrerschaft. Die Erlanger Fakultät nahm aber vor allem Anstoß an dem Namen „Studien*fakultät*"; denn die Bezeichnung „Fakultät" sei nun einmal von alters her den Universitäten vorbehalten. Dabei war es, wie Merz in einem seiner Freundesbriefe schrieb, eigentlich Bescheidenheit, die ihn zunächst von dem Namen „Kirchliche *Hochschule*" abhielt. Er wollte doch bewußt keine Alternative zur akademischen Ausbildung, sondern nur eine Ergänzung derselben. Aber die Erfahrungen im Kirchenkampf, wie der NS-Staat die Fakultäten knebelte, steuerte und weltanschaulich umorientierte, ließen ihn

noch weiter denken: Es könnte ja eines Tages der Staat sich aus der Theologenausbildung an den Universitäten ganz herauslösen. Für diesen Fall müßten die Kirchen eben theologische Hochschulen in eigener Verantwortung bereit haben.

Danach sah es freilich in jenen Jahren nicht aus. Vielmehr hatte die neue Bayerische Verfassung von 1946 in Art. 150, Abs. 1, den Kirchen ausdrücklich das Recht zugestanden, für die Ausbildung ihrer Geistlichen eigene Hochschulen zu errichten. Gleichzeitig bestätigte sie aber (Abs. 2) das Fortbestehen der theologischen Fakultäten an den staatlichen Universitäten. Auf der erstgenannten Verfassungsbestimmung fußte jedenfalls die Landessynode, als sie im Mai 1947 das „Kirchengesetz über die Errichtung einer Theologischen Hochschule in Neuendettelsau – Heilsbronn“ beschloß. Die Doppelung Neuendettelsau – Heilsbronn war nötig geworden, da bei aller Gastfreundschaft und Weitherzigkeit die Diakonissenanstalt unmöglich genügend Räumlichkeiten für achtzig Studenten und mehr in ihren Häusern zur Verfügung stellen konnte. So griff man auf das ehemalige Zisterzienserkloster im benachbarten Heilsbronn zurück, um dort in der „Neuen Abtei“ einen Teil der Studierenden unterzubringen und zu unterrichten. Das war zwar zugegebenermaßen nicht ganz im Sinne einer *vita communis* aller an der Hochschule Immatrikulierten, aber die Raumnot zwang dazu. Erst 1952 war man in der Lage, die gesamte Studentenschaft samt ihren Dozenten in Neuendettelsau zusammenzubringen.

Der lange Schatten des Krieges

Im Grunde kann man heute über die Kühnheit nur staunen, mit der Merz in jenen Jahren eine neue Ausbildungsstätte der Kirche in Angriff nahm. Noch litt ganz Deutschland wirtschaftlich und sozial unter den Folgen des eben zu Ende gegangenen Krieges. Gerade solche von den Kriegszerstörungen verschont gebliebenen kleineren Orte wie Neuendettelsau sollten Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten für die Millionen von Vertriebenen aus den östlichen Gebieten Deutschlands bereitstellen. Dazu kam der Mangel an buchstäblich allen Dingen des täglichen Gebrauchs, angefangen von Essen und Kleidung und Heizmaterial bis hin zu Büchern und Schreibmaterialien. Die Aufzeichnungen der Studenten aus jenen Jahren sprechen eine deutliche Sprache von den Nöten und Entbehrungen in ihrer Studentenzeit. Und das wahrlich nicht nur in Neuendettelsau.

Es gab aber auch noch „Kriegsfolgen“ anderer Art. Im Dezember 1946 wurde eine Gruppe von 22 ehemaligen Kriegsgefangenen aus dem Theologischen Lager-Seminar Rimini/Italien nach Bayern entlassen. Sie wollten natürlich ihr

dort begonnenes Studium nun „in Freiheit“ fortsetzen. Aber wo? Die Universität Erlangen hatte wegen zu großen Andrangs einen rigorosen *numerus clausus* eingeführt. Aber man konnte doch diesen Lager-Studenten nicht einfach die Tür weisen. Bischof Meiser schickte sie zu Georg Merz nach Neuendettelsau. Er würde schon Mittel und Wege finden, um ihnen eine Fortführung ihres Studiums zu ermöglichen. Jene „Riminesen“ beschleunigten im echten Sinne die Verwirklichung der Idee einer eigenständigen Kirchlichen Hochschule in Bayern.

St. Laurentius: Kirche von Diakoniegemeinde und Augustana-Hochschule

Nach diesem unerwarteten Zuzug aus einem Kriegsgefangenenlager gab es praktisch kein Zurück mehr. Freilich kam dadurch die rechtlich erst noch im Entstehen begriffene Hochschule bereits in Raumnot. Die erwähnte Teilung der Studentenschaft in eine Gruppe Heilsbronn und eine zweite Gruppe Neuendettelsau war die einzig mögliche Notlösung. Sie war möglich, weil die meisten der Studienbewerber, wie an den Fakultäten auch, außer dem Hebräischen noch Griechisch, etliche auch noch Latein nachholen mußten. So gab es eben bis Mai 1952 die „Hebräer“ in Neuendettelsau und die „Griechen“ in Heilsbronn. Einmal wöchentlich wanderten alle Heilsbronner mit ihren Dozenten (zu Fuß!) am Morgen nach Neuendettelsau, um dort einen gemeinsamen Vorlesungstag mit der anderen Gruppe zu absolvieren.

Noch das Studiensemester Herbst 1947 mußte unter dem Provisorium des Pastoralkollegs beginnen. Zwar hatte die Landessynode die Errichtung der Hochschule schon im Mai dieses Jahres beschlossen; doch die Bayerische Verfassung, auf welcher der Beschluß der Landessynode basierte, bedurfte noch der Genehmigung durch die amerikanische Militärregierung, und die ließ auf sich warten. Auch einer der langen Schatten des Krieges. Am 10. Dezember 1947 endlich konnte die „Augustana-Hochschule“, so ihr endgültiger Name, eröffnet werden, „feierlich und mit viel Prominenz“, wie Merz an seine Freunde schrieb.

Merz legte gerade nach den Erfahrungen des Kirchenkampfes Wert darauf, daß die Hochschule in ihrer Existenz von Anfang an durch Staats- und Kirchengesetz geregelt war. Das war dem Kirchenhistoriker G. Ruhbach zufolge „eine bemerkenswerte Novität in der Geschichte der Kirchlichen Hochschulen“.

Der lange Schatten des Krieges berührte die junge Augustana-Hochschule noch einmal auf eine besondere, diesmal aber recht positive Weise. Die Studierendenzahlen erreichten schon zwei Jahre nach der Eröffnung die Marke von 131 und bewegten sich von 1956 an für einige Jahre kontinuierlich um 120. Die Diakonissenanstalt trug dem Rechnung und baute ihren großen Gemeindesaal (heute „Luther-Saal“) um, damit die Hochschule dort mehr Lehrräume bekam und auch ihre wachsende Bibliothek sachgemäß unterbringen konnte. Damals hieß das Gebäude ganz allgemein „die Augustana“. Doch auf Dauer war auch dies nicht zufriedenstellend. 1949 bot sich eine geschlossene Lösung an, als die amerikanische Armee das südlich der Bahnlinie gelegene Gelände der ehemaligen Munitionsfabrik der früheren Wehrmacht („Muna“) für zivile Nutzung freigab. Durch geschickte Verhandlungen mit Bonn und mit kräftiger Unterstützung durch die politische Gemeinde gelang es der Hochschule bzw. der Landeskirche, den vorderen Teil des Areals mit den Wohngebäuden samt ehemaligem Exerzierplatz zunächst zu mieten und später (1955) käuflich zu erwerben. Damit wurde die Hochschule endgültig in Neuendettelsau heimisch.

Einzug in die Laurentius-Kirche

Von 1949 an begann sich der Schwerpunkt der Hochschule allmählich von der Diakonissenanstalt in das eigene Gelände (damals romantisch „Waldfrieden“ genannt) zu verlagern. Als 1955/56 neben den von der „Muna“ übernommenen einfachen Häusern das erste eigene Gebäude, das „Meiser-Haus“ mit Bibliothek und Mensa, errichtet wurde, war es klar, daß die Hochschule nunmehr ihren eigenen Mittelpunkt auf ihrem eigenen Campus hatte. Dem Merz’schen Leitgedanken der Hochschule als Lern- und Lebensgemeinschaft von Dozierenden und Studierenden konnte diese Konzentrierung auf dem neuen Gelände eigentlich nur

förderlich sein. Aber es war nicht zu übersehen, daß Merz selbst große Bedenken hatte, vor allem, daß mit diesem Umzug auf den eigenen Campus eine innere Ablösung von der Diakonie-Gemeinde eingeleitet würde. Er selbst konnte sich erst spät dazu entschließen, mit auf das neue Gelände überzusiedeln. Die geistliche Verbindung zur Diakonie und zur St.-Laurentius-Kirche sollte aber auf jeden Fall erhalten bleiben. So finden bis zum heutigen Tage die Sonntags- sowie alle Semestergottesdienste und Amtseinführungen der Hochschule dort inmitten der Diakoniegemeinde statt. Alle theologischen Professoren und Assistenten der Hochschule sind gleichzeitig auch Prediger(innen) an St. Laurentius. Das Heimatrecht der Hochschule in dieser Kirche wurde nie angezweifelt, auch nicht, als 1966 eine eigene Hochschulkapelle auf dem Campus errichtet wurde. Sie ist noch immer unter den nüchternen ehemaligen Wehrmachtsgebäuden das sichtbare Erkennungszeichen der Hochschule. Die kaum je offen geäußerte Ablehnung des neuen Campus durch den Gründungsrektor wirkt wie eine stille Mahnung, daß „seine“ Hochschule in die unmittelbare Nachbarschaft der Diakonie gehöre. Aufhalten konnte er damit freilich die Entwicklung nicht zu einer mehr selbständigen Existenz der Hochschule, die sich aber immer als ein Teil der kirchlichen und diakonischen Einrichtungen Neuendettelsaus verstanden hat und versteht.

Das Ende der Ära Merz

Merz hatte offensichtlich all die Jahre, bereits in Bethel und dann erst recht in Bayern, über seine physischen Kräfte gelebt. Im letzten Kriegsjahr hatte er in der Bombennacht vom 16. März in Würzburg all seine Habe verloren, auch wertvolle Manuskripte, die nicht mehr zum Druck kommen konnten. Aber er und seine Familie waren, Gott sei Dank, nicht zu Schaden gekommen. Die folgenden zehn Jahre in Neuendettelsau waren bei aller Fürsorge, die er von seiner Frau und seitens der Diakonissen erfuhr, eine Zeit zunehmender Krankheit und der schwindenden Kräfte. Zwar beanspruchte er nach alter Bethel-Tradition die Aufgaben des Studentenpfarrers für sich als Rektor. Doch das war bald zu viel. So waren es zunächst Oswald Henke und Siegfried Wolf, die als „Studieninspektoren“ die Aufgaben des Studentenpfarrers im Auftrag des Rektors wahrnahmen. Von Frithjof Gräßmann an (1955) gibt es dann ganz regulär den „Studentenpfarrer an der Augustana-Hochschule“, der zugleich auch mit Lehraufgaben betraut ist.

Im Jahr 1956 übertrug Merz die Leitung des Pastoralkollegs an Eduard Ellwein, der wie er selbst sowohl am Pastoralkolleg wie an der Hochschule tätig

war. Im Jahr darauf löste er sich auch aus der unmittelbaren Verantwortung für die Hochschule und übergab das Rektorat an den Systematiker Wilhelm Andersen. Merz las zwar weiterhin „seine“ Fächer Praktische Theologie und neuere Kirchengeschichte. Auch für das WS 1959/60 waren seine Lehrveranstaltungen noch angekündigt. Doch dazu kam es nicht mehr. Am 16. November 1959 verstarb er in Neuendettelsau. Er liegt auf dem „Anstaltsfriedhof“ (der Laurentius-Gemeinde) begraben. Mit seinem Tod, wenn nicht bereits 1956/57 mit der Niederlegung des Doppel-Rektorats, waren die Gründungsjahre der Augustana-Hochschule endgültig zu Ende gegangen.

Noch ein Blick zurück

Gewiß, diese Gründungsjahre waren bewegte Jahre, in der Kirche wie im ganzen gesellschaftlichen Leben Deutschlands. Das Alter der Studierenden der ersten Semester umfaßte mehr als eine halbe Generation, von den „Riminesen“ zu den ersten Nachkriegs-Abiturienten. Die „Bethel-Tradition“ der Augustana beinhaltete damals auch den sog. „Dienst in der blauen Schürze“, das waren diakonische Einsätze der Studenten bei den Bewohnern der Altenheime und in den Häusern der Behinderten. Wie in der ganzen Landeskirche erwachte in der Nachkriegszeit auch unter den Studenten eine neue Kirchlichkeit. Daß sie an Matutin und Vesper in der „Anstaltskirche“ (so sagte man damals) teilnahmen, gehörte zum normalen Tagesablauf, und ganz selbstverständlich war der Besuch des dortigen Sonntagsgottesdienstes. Die Erinnerungen daran, gerade der älteren, aus dem Krieg heimgekehrten Studenten, sind bewegend zu lesen, vielleicht, weil viele von ihnen in jenen Jahren zum ersten Mal in ihrem Leben einer geprägten Kirchlichkeit begegnet sind. Die fast kasernenmäßige Unterbringung in Vierer- und Sechser-Zimmern, die manchmal eintönige, aber doch immer ausreichende Verköstigung in der Mensa, die Strenge des geregelten Lebens (es gab „Heimfahr-Sonntage“ wie im Internat!) erscheinen einem heute schon fast kurios. Sicher, es gibt einen verklärenden Rückblick, der die Entbehrungen verharmlost, dem die Sparsamkeiten jener Jahre schon wie Tugenden vorkommen und der nur zu gern die Schattenseiten verdrängt. Aber das haben Erinnerungen nun einmal an sich. Sie seien wenigstens hier am Ende gestattet.

Doch Erinnerungen sind nicht Programm, und ein Rückblick soll sich nicht normativ geben. Zu viel hat sich seitdem verändert. Die Schatten des Krieges sind vergangen, der Kirchenkampf ist schon kirchliche Zeitgeschichte geworden. Andererseits sollte man beim Weitergehen das Gewordensein nicht außer acht lassen. Das Gedenken an Georg Merz darf nicht einfach aufhören, auch

wenn Neuendettelsau, die bayerische Kirche und das akademische Leben insgesamt inzwischen anders geworden sind. Es gilt, die Geschichte unter neuen Verhältnissen fortzuschreiben. Ein „Blick zurück“ ist zuweilen angebracht, aber er sollte zum einen kritisch bleiben und vor allem, er sollte auf die *zukunfts*weisende Kraft der Konzeptionen achten.

Herwig Wagner

Die in diesem Beitrag nicht eigens nachgewiesenen Zitate sind der Gedenkschrift zum 90. Geburtstag von Oberkirchenrat i.R. Karl Burkert „Damit auch Pfarrer zu sich kommen“, hrsg. von Dieter Voll, Neuendettelsau 1982, und der Arbeit von M.M. Lichtenfeld „Georg Merz. Pastoraltheologe zwischen den Zeiten“, Gütersloh 1997, entnommen.

Kontinuierlicher Umbruch: 1956–1986

„‚Oh!‘ sagte Herr K. und erbleichte“, heißt es bei Bert Brecht in einer seiner Geschichten von Herrn Keuner. Ein Mann, der Herrn K. lange nicht gesehen hatte, hatte ihn mit den Worten begrüßt: „Sie haben sich gar nicht verändert!“

Hat sich die Augustana in ihrem zweiten bis vierten Jahrzehnt verändert?

Als im Jahr 1971, also zum 25jährigen Bestehen der Augustana-Hochschule, ein Sammelband mit theologischen Beiträgen aus dem Dozentenkollegium erchien, wählte man den Titel *„Kontinuität im Umbruch“*. Gemeint war die Kontinuität des Wortes Gottes im Umbruch der Zeiten. Inmitten eines schnellen gesellschaftlichen Wandels wollte man den Grund unter den Füßen nicht verlieren. Nun gelingt so etwas wider Erwarten im Gehen oft besser als im Stehen. Vielleicht ist „Umbruch“ ein zu starkes Wort, wenn es um die Geschichte der Hochschule geht, aber es gab einen Prozeß der kontinuierlichen Veränderung. Was könnte man im Sinne von Herrn Keuner Besseres sagen?

1. Ein Campus für die Hochschule

Wer in Neuendettelsau 1956 und noch einige Jahre danach von der „Augustana“ sprach, der dachte keineswegs an den Hochschulcampus an der Waldstraße, sondern an das Gemeindehaus der Diakonissenanstalt, den heutigen „Luthersaal“. Hier wohnte man, hier spielte sich der Lehrbetrieb ab; hier fanden Immatrikulationsfeiern, Konzerte und Vorträge statt. Die räumliche und geistliche Nähe zur Mutterhausdiakonie war ein wesentlicher Bestand der Identität der jungen Hochschule. Freilich gab es schon seit 1949 etwas, was Georg Merz später mit der Wendung „ein Stück Boden als eigentümliches Augustana-Land“ bezeichnete. Es handelte sich um ein Gebiet am westlichen Ortsrand, „Waldfrieden“ genannt. Seine Geschichte war alles andere als friedlich. Im „Dritten Reich“ war hier eine Munitionsanstalt (Muna) errichtet worden. Noch heute sind dem Bezzelhaus, dem Rektorat und dem Kollegienhaus die Spuren einer „tausendjährigen“ Architektur abzuspüren. Die sog. „Wache“ war, lange ehe sie für die Zwecke des Fachhochschulstudienganges aufgestockt wurde, eben das, was ihr Name sagt: ein Wachhäuschen.

Der Freisstaat Bayern, der die Verfügung über das Gelände hatte, hatte schon 1948 durch seinen Ministerpräsidenten erklärt: *„Die Muna soll geteilt werden zwischen Studenten und Vertriebenen.“* In der Zeit der akuten Wohnungsnot

der Nachkriegszeit hatten dort viele Flüchtlinge und Vertriebene Unterschlupf gefunden. Seit 1949 unterhielt auch die Augustana eine kleine Dependance „im Waldfrieden“. Bis 1956 machten die letzten Flüchtlinge Platz, und so kam es zu einem für die Augustana-Hochschule folgenschweren Schritt. Man plante und baute ein Studentenwohnheim mit 56 Einzelzimmern, einer Bibliothek und einer Mensa, das Meiserhaus. Am 2. November 1956 wurde es feierlich eingeweiht.

Damit war der Anfang einer Entwicklung markiert, die sich über Jahrzehnte hinzog, eher unmerklich als bewußt forciert: Die Hochschule löste sich aus der kleinen Neuendettelsauer *universitas ecclesiae* mit Liturgie, Diakonie und Mission, und orientierte sich mehr und mehr am Leitbild der *universitas litterarum*. Die Gründerväter hatten aus den Erfahrungen des Kirchenkampfes heraus mit guten Gründen die Kirchlichkeit der Kirchlichen Hochschule betont und ihr mit dem Begriff der *universitas ecclesiae* ein griffiges Schlagwort gegeben. Das demokratische und zugleich restaurative Nachkriegsdeutschland ließ aber nun neues Vertrauen in die staatlichen Institutionen wachsen. Daß von dieser Seite her Gefahr für die Ausbildung der Theologen drohen könnte, brauchte niemand zu befürchten. Und dann war da noch die Konkurrenz zur Theologischen Fakultät in Erlangen, die durchaus geneigt war, auf die Neuendettelsauer theologische Provinz herabzuschauen. Die Augustana-Hochschule wollte und mußte sich gegenüber der staatlichen Fakultät als ebenbürtig erweisen und sie als Bezugspunkt in den Blick nehmen.

Die Ausgestaltung zu einem Campus erfolgte nun Schritt für Schritt. Im Sommersemester 1961 konnte im Kollegienhaus ein neuer großer Hörsaal eingeweiht werden, der durch eine Erweiterung des Gebäudes nach Westen hin geschaffen wurde. Mit diesem Hörsaal war die „Augustana“ im Gemeindehaus der Diakonissenanstalt endgültig überflüssig geworden. Ebenfalls im Sommersemester 61 wurde durch einen Umbau ein kleines Wohnheim für Studentinnen, das Georg-Merz-Haus, geschaffen. Sieben „Damen“, wie der Studieninspektor in seinem Semesterbericht formulierte, zogen dort ein. Ordentlich immatrikulierte Studentinnen gab es schon seit dem Wintersemester 54/55.

Der nächste Schritt der Campusentwicklung wurde unter einigen Mißklängen vollzogen. Es ging um den Bau einer hochschuleigenen Kapelle. Der Gründungsrektor Georg Merz hatte es für überflüssig gehalten, im Meiserhaus einen Andachtsraum vorzusehen. Den Studenten sei der Weg in die Laurentiuskirche leicht zuzumuten. Die Teilnahme nicht nur am Sonntagsgottesdienst in St. Laurentius, sondern auch an den Tageszeitengebeten war zunächst noch selbstverständlich. Dann allerdings wurde im Meiserhaus doch ein Andachtsraum eingerichtet (heute Clubraum), in dem Morgen- und Abendandachten, oft als liturgi-

sches Stundengebet, gehalten wurden. Der große Hörsaal diente der Wochenspruchauslegung durch die Dozenten.

Die Augustana-Hochschule aus der Vogelperspektive

Bald regte sich der Wunsch nach einer eigenen Kapelle. Die Landeskirche stellte ausreichend Geld zur Verfügung. Gleichzeitig formierte sich in zwei verschiedenen Lagern eine Opposition. Martin Wittenberg, ein Mann der ersten Stunde und Hüter des Erbes von Georg Merz, Professor für Altes Testament und zugleich sachkundiger Historiker und Liturgiekenner, erkannte zutreffend, daß mit dem Bau einer Hochschulkapelle das letzte, aber für ihn wichtigste Band zur Diakonissenanstalt abgeschnitten werden würde. Die von Wilhelm Löhe geprägte Spiritualität und Liturgie würde Studierenden und Dozierenden fremd werden. In der Tat kam es so. Wittenberg konnte sich mit seiner Meinung nicht durchsetzen, auch wenn in der neuen Kapelle wenigstens einmal in der Woche abends noch die Komplet gesungen wurde.

Die Opposition der Studentenschaft speiste sich aus völlig anderen Motiven. In einer Studentenversammlung am 11. Mai 1964 verabschiedete sie einen Brief

an die „Dozentenschaft“, in dem sie darum bat, den geplanten Bau aufzugeben. Es gebe in Sicht- und Hörweite der Hochschule zwei evangelische Kirchen, außerdem eine katholische und viele weitere Andachtsräume in den Heimen. Eine Kapelle sei überflüssig und Geldverschwendung. Für die Hochschulzwekke reichten der große Hörsaal und der Andachtsraum im Meiserhaus völlig aus. Man möge dafür sorgen, daß das bereitgestellte Geld von 220 000 DM für einen karitativen Zweck, z.B. für bedrängte Christen im Ausland, verwendet werde. Auch der studentische Einspruch half nichts. Die Kapelle wurde zu Beginn des Wintersemesters 65/66 eingeweiht. Sie hatte keinen Altar. Das Heilige Abendmahl sollte nach wie vor nur in St. Laurentius stattfinden. Die Einweihungsfeierlichkeiten waren von Protestaktionen einzelner Studierender begleitet.

Die Kapelle – Herzstück des Campus

Der Ausbau des Campus schien nun vollendet zu sein, zumal auch noch ein Sportplatz hinzugekommen war. Am Ende der 60er Jahre ging die Zahl der Studienanfänger drastisch zurück. 1971 waren gerade noch 59 Studierende an der Augustana eingeschrieben: ein beunruhigender Tiefstand. Studierendenzimmer standen frei und wurden teilweise an Studierende des aufblühenden Pfarrseminars für Spätberufene vergeben, die im Missionsseminar keinen Platz mehr fanden.

Erstaunlicherweise wurden aber gerade in dieser Phase Pläne für ein neues, großes Studentenwohnheim geboren. Die stürmische Entwicklung nach 1971 gab diesen Plänen recht. 1972 richtete sich das Pfarrseminar für Spätberufene im Bezzelhaus ein, im Wintersemester 1972/73 nahm der neue Fachhochschulstudiengang für Religionspädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit seinen Betrieb auf. Auf einmal wurde es wieder eng. Auch die Zahl der Theologiestudierenden schoß geradezu in die Höhe. Wohnraum war dringend erforderlich. Als das Wohnheim II (heute Wilhelm-Andersen-Haus) im Januar 1973 eingeweiht wurde, kam es genau zum richtigen Zeitpunkt. Ein mit dem Wohnheim verbundenes Seminargebäude mit einer Wohnung für den Studentenpfarrer und Studieninspektor füllte sich schnell mit Leben.

Auch dies war noch nicht der Schlußpunkt. Kleinere Maßnahmen wie die Aufstockung der Wache (1974) und die Erweiterung des Kollegienhauses nach Osten schufen die notwendigen zusätzlichen Büros und Unterrichtsräume. Eine neue farbliche Gestaltung der älteren Gebäude gaben dem Campus ein einheitliches Erscheinungsbild. 1976 wurde im sog. „Waldhaus“ die Augustana-Bar eröffnet. Studenten und Studieninspektor hatten selbst Pickel und Vorschlaghammer geschwungen, um den großen Gastraum zu schaffen, in dem sich dann die Studierenden wenigstens einmal in der Woche bei Bier und Apfelkorn entspannten. Das Waldhaus hatte zuvor als „Kirchengeschichtliche Arbeitsstelle“ gedient und dann vorübergehend Studentenzimmer beherbergt.

Trotz aller Bau- und Erweiterungsmaßnahmen konnten in den 70er Jahren nicht mehr alle Studierenden auf dem Campus untergebracht werden. Die Lebensform einer Wohn- , Tisch- und Arbeitsgemeinschaft fand auch nicht mehr ungeteilte Zustimmung. Besonders die Examenskandidaten suchten die Distanz zum oft hektischen und lauten Leben in den Wohnheimen. Die Lösung brachte die Einrichtung von Wohngemeinschaften im Ort. Dort wurden von der Hochschule Wohnungen und Häuser angemietet bzw. gekauft, möbliert und an Studierende untervermietet.

Einen ganz besonderen baulichen Akzent setzte schließlich der Bibliotheksneubau von 1980. Er wurde so etwas wie das neue Wahrzeichen der Hochschule und machte sie als Stätte der Wissenschaft auch architektonisch kenntlich. Der Neubau war notwendig geworden, weil der Bücherbestand stetig angewachsen war und die Nutzung des Bestandes optimiert und zugleich präziser geregelt werden mußte. Jetzt standen ein großer Lesesaal und ein Magazin, das für 120 000 Bände ausgelegt war, zur Verfügung.

2. Die Entwicklung der inneren Ordnung

Wer vor 1933 in Deutschland Theologie studierte und sich auf das geistliche Amt vorbereitete, dem boten die Theologischen Fakultäten der Universitäten wohl solide Wissenschaft, aber keine Gemeinschaft, der man sich menschlich und geistlich zugehörig fühlen konnte. Die Fakultäten sahen das auch gar nicht als ihre Aufgabe an. Es gab ja die studentischen Korporationen, die das Leben der akademischen Jugend formten. Als künftiger Pfarrer wurde man in Bayern je nach Temperament und Familientradition Bubenreuther oder Uttenreuther, schloß sich also einer Gemeinschaft mit verbindlichen Grundsätzen an, um ihr ein Leben lang anzugehören. In diesen Verbindungen herrschte ein deutschnationaler Geist. Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland hießen die Stichworte. Theologen waren gerne gesehen und fühlten sich ihrerseits in den Korporationen gut aufgehoben, schienen doch die ethischen Grundlagen guten lutherischen Geist widerzuspiegeln. Einen Ort für geistliches Leben und Pflege von Spiritualität bot die Burschenschaft natürlich nicht. Kirche kam im Leben der Theologiestudenten außer in der heimatlichen Ortsgemeinde nicht vor.

Während die Korporationen nach 1945 durchaus wieder Zulauf hatten, wiesen die Anfänge der Augustana-Hochschule in eine andere Richtung. Die Lagergemeinschaft in Rimini hatte sich neben der akademischen Studienordung auch eine geistliche Lebensordnung gegeben. Die Satzung für die Augustana-Hochschule vom 26.1.1948 formulierte: *„Dozenten und Studenten werden durch das Wort Gottes verbunden zu gemeinsamem Leben in seelsorgerlicher Zucht und Verantwortung.“* Das Dozentenkollegium wird zu *„brüderlicher Gemeinschaft“* angehalten. Immatrikuliert kann werden, wer sich verpflichtet, *„… an dem vom Dozentenkollegium festgelegten liturgischen Leben teilzunehmen und die Werke der Diakonie zu fördern“*. Die Studenten *„verzichten auf Bildung politischer und kirchenpolitischer Gruppen wie auf studentische Korporationen, da die Studentenschaft sich als Einheit versteht“*.

Allerdings heißt es schon 1948*: „Die Studenten sind in ihrer politischen und kirchenpolitischen Entscheidung frei.“* Diese Klausel verweist darauf, daß schon von Anfang an eine theologische und politische Vielfalt vorhanden gewesen sein muß. Man wollte sie von der Ordnung her nicht beschneiden. Es wird bezeichnenderweise auch nicht verlangt, daß die Studenten der Evang.-Luth. Kirche angehören müssen. Die Dozenten allerdings sind ordinierte Geistliche des evang.-luth. Bekenntnisses.

Anpassungen und Neufassungen der Ordnungen begleiteten die Hochschule durch all die Jahre bis heute. Ein wichtiges Datum ist der Januar 1956, als der Studentensenior Odil Hannes Steck die genehmigte Geschäftsordnung der Stu-

Blick in den Lesesaal der Bibliothek.
Die Holzarchitektur (Prof. Busso von Busse) geht vom Judaicum im Zentrum aus, dessen runde Form in der Kapelle wiederkehrt.

dentenschaft vorlegt. Das Konzept der Hochschule als einer Lebensgemeinschaft, die gemeinsames Wohnen und Essen, Beten und Studieren umfaßt, wird darin fortgeschrieben. Die Präambel definiert, daß sich die Studentenschaft in ihrer Gesamtheit zugleich als Studentengemeinde versteht. Bei der Immatrikulationsfeier sprechen die Studierenden gemeinsam den Immatrikulationsspruch: *„Wir wollen mit Eifer die Heilige Schrift lesen, uns in ihrem Verständnis üben und brüderliche Gemeinschaft unter dem Worte Gottes halten und bewahren.“* Dieser Spruch wird im Studienführer mit einer kleinen Korrektur (*„brüderlich“* ist gestrichen) bis heute tradiert.

Man hat 1956 aber auch die Verbindung zu den Universitäten hergestellt und sich dem „Verband Deutscher Studentenschaften“ angeschlossen. Wie schon seit 1948 sind die Organe der Studentenschaft die Studentenversammlung, das „Kapitel“ und der „Senior“. Der letztere hat eine starke Stellung. *„Ihm und seinen Entscheidungen muß das Vertrauen der Studenten gehören.“* Er und sein Stellvertreter, der „Konsenior“, werden von der Studentenversammlung für ein Semester gewählt. Der Rektor muß die Wahl bestätigen. Der Senior beruft das Kapitel, also eine Art Kabinett, in dem neben Senior und Konsenior folgende Funktionen vertreten sind:

– der Prosenior (der jeweilige Senior des vorhergehenden Semesters),
– der Haussenior Augustana,
– der Haussenior Waldfrieden,
– der Kandidatensenior (Vertreter der Studenten, die zum Examen angemeldet sind),

– der „Kardinal“, also der für das Andachtsleben Verantwortliche, und
– der „Architriklinos“, der für die Tischgemeinschaft zuständig war.

Neben dem Kapitel gibt es noch weitere „Mitarbeiter des Seniors“, z.B. den Kurrendeleiter, den Theaterwart, den Sportwart, den „Konarchitriklinos“ und den „Konkardinal“. Nachdem ab 1961 das Georg-Merz-Haus mit Studentinnen belegt war, benannten diese eine „Seniorita“. Der Haussenior des Bezzelhauses trug die Bezeichnung „Bezzelbürgermeister“. Eine dieser Aufgaben zu übernehmen, war eine Ehre, und das Engagement für die studentische Selbstverwaltung war durchaus lebendig.

Die nächste große Revision der Ordnungen wurde als Reaktion auf die sog. Studentenunruhen in Angriff genommen. Ausläufer dieser die bundesdeutsche Gesellschaft tiefgreifend verändernden Bewegung waren bis nach Neuendettelsau vorgedrungen und hatten dort Wirkung gezeigt. Die Tonlage der Studierenden wurde aggressiver und respektloser. Die Forderung nach erweiterter Mitbestimmung wurde selbstbewußt und eloquent vorgetragen. Das Dozentenkollegium wollte sich nicht nachsagen lassen, daß auch sie *„unter den Talaren Muff von tausend Jahren“* trugen. So wurde eine lange Debatte eröffnet, an deren Ende viele Neuerungen beschlossen wurden. Sie wurde kämpferisch geführt, aber doch so, daß man *mit*einander stritt und sich respektierte. Eine demonstrativ vorgeführte Ordinarienherrlichkeit gab es in Neuendettelsau sowieso nicht, auch wenn der Rektor damals noch mit „Magnifizenz“ angeredet wurde.

Von den Universitäten kam die Forderung nach drittelparitätischer Mitbestimmung. Studierende, der sog. Mittelbau und die Ordinarien sollten in den Gremien gleichgewichtig einander gegenübersitzen. Diese Maximalforderung wurde in Neuendettelsau nicht umgesetzt, so wenig wie anderswo. Aber es wurde ein neues Hochschulorgan geboren: das „Concilium“. In ihm waren das gesamte Kapitel, die Mittelbaubank mit Studentenpfarrer, Assistenten und einem Vertreter der Lehrbeauftragten, und die Hochschulprofessoren vertreten. Damit die Bäume nicht in den Himmel schossen, sicherte die Conciliumsordnung den Professoren eine 50-Prozent-Mehrheit. Die Studierenden hatten in Vorentwürfen noch verlangt, *„Studenten dürfen nicht überstimmt werden“*.

Die Kompetenzen schienen weitreichend zu sein. Auf der Tagesordnung standen das Lehrangebot der Hochschule, Fragen der Andachten und Gottesdienste, Veranstaltungen und Freizeiten, Probleme des Gemeinschaftslebens, Wohnfragen, Baumaßnahmen, Bibliotheksfragen, Haushaltsanträge und Berufung von Professoren – das meiste aber nur unter der Überschrift „Beratung“. Im neuen demokratisierten Alltag der Hochschule fiel das nicht besonders auf. Die Studierenden fühlten sich in der Regel ernstgenommen, die Dozenten waren guten Willens und standen ihnen Rede und Antwort. So konnte ein Klima entstehen,

in dem die Studentenschaft den Eindruck hatte, sie würde wirklich mitbestimmen.

Im Zusammenhang mit einer Berufung verflog der schöne Schein. § 4 der Ordnung legte fest: „*Die Professoren werden nach Besprechung im Concilium auf Vorschlag des Dozentenkollegiums vom Landeskirchenrat ernannt*.“ Ein von der Mehrheit des Dozentenkollegiums favorisierter Kandidat stieß bei der Studentenschaft auf klare Ablehnung, und sie reagierte mit Enttäuschung und Erbitterung auf die Tatsache, daß dieses Votum bei der entscheidenden Abstimmung keinerlei Bedeutung mehr hatte. Dabei war es nicht das erste Mal, daß ein Berufungsverfahren mit diesem Maß an Öffentlichkeit, nach Ausschreibung und Probevorlesungen, Beratung im Concilium und Beschluß im Dozentenkollegium durchgeführt wurde. Bei früheren Berufungen war es bereits angewandt worden und hatte sich scheinbar glänzend bewährt. Allerdings waren da Studenten und Dozenten derselben Meinung gewesen.

Die zweite wesentliche Neuerung in den Hochschulordnungen war die Einführung des Wechselrektorats zum Wintersemester 1971/72. Wilhelm Andersen hatte nach der Emeritierung von Georg Merz 1956 dessen Amt übernommen und, wie es die Satzung vorschrieb, „*die allgemeinen Verwaltungsgeschäfte*“ erledigt, wobei ihm natürlich die Kanzlei mit einem Verwaltungsleiter die Alltagsgeschäfte abnahm. Das Amt war prinzipiell unbefristet. Die Konstruktion erwies sich auf die Dauer aus zwei Gründen als problematisch:

Die allgemeinen Verwaltungsgeschäfte wurden mit der fortschreitenden Expansion der Hochschule immer umfangreicher und gingen zu Lasten der Forschungs- und Lehrtätigkeit dessen, der damit betraut war. Gleichzeitig bedeutete das Amt natürlich auch Macht. Die allgemeine Stimmung von 1968 hatte auch bei den Dozenten das Bewußtsein dafür geschärft, und so kam der Gedanke auf, das Amt zu demokratisieren.

Freilich hielt sich auch die Leidenschaft für das Wechselrektorat in Grenzen. Jeder der Dozenten konnte sich ausrechnen, daß das Amt im Turnus auch auf ihn zukommen würde. Wer hatte schon Erfahrungen mit diesem Geschäft? Wie hoch würde die Arbeitsbelastung sein? So wurden zunächst auch andere Modelle diskutiert. Wenn man das Amt eines Kanzlers oder gar eines Präsidenten schaffen würde, würden sich die Rektorenaufgaben begrenzen lassen. Es wurde aber schnell klar, daß die Hochschule für einen Kanzler oder gar einen Präsidenten doch eine Nummer zu klein war. Dann wurde erwogen, das Problem durch die Aufwertung des Studentenpfarrers und Studieninspektors zu einem *Ephorus* zu lösen. Auch dazu kam es nicht, wenngleich der Studieninspektor fast automatisch stärker in die Verwaltungs-, Planungs- und Bauaufgaben einbezogen wurde.

Das Wechselrektorat wurde zusammen mit der Conciliumsordnung zum Wintersemester 71/72 rechtskräftig. Das Dozentenkollegium wählte für die erste zweijährige Amtsperiode Helmut Angermeyer. In den folgenden Jahren entwickelte sich ein Turnus, der sämtliche Professoren einmal in die Rektorenposition brachte. Eine Ausnahme machte Hans Schmoll, der Professor für Klassische Philologie und Philosophie. Da er kein Geistlicher war, wollte er auf die Rolle des stellvertretenden Rektors beschränkt bleiben. Von der Möglichkeit einer direkten Wiederwahl des Rektors wurde nie Gebrauch gemacht.

Nach Einführung des Wechselrektorats wurden Zug um Zug auch die Außenbeziehungen der Hochschule ausgebaut. Seit 1974 ist die Augustana durch ihren Rektor bei der Westdeutschen Rektorenkonferenz vertreten. Mitglied im Evangelisch-Theologischen Fakultätentag ist sie seit dem Jahr 1979.

Auch die Ordnung der Studentenschaft wurde novelliert. Ihre Vertretung heißt jetzt *AStA (Kapitel).* Aus dem „Kardinal“ wird der Gemeindereferent, aus dem „Architriklinos“ der Sozialreferent; die Referate für politische Information und Öffentlichkeitsarbeit, für Finanzen und für Hochschulreform werden neu geschaffen. Die Haussenioren gibt es nicht mehr. Der Trend ist eindeutig: man möchte sich den Verhältnissen an den Universitäten angleichen.

Schon bald nach den erwähnten Mißstimmungen bei einer Berufung ging man daran, über Veränderungen der Satzung nachzudenken. Was nach langen Vorarbeiten am 3. Dezember 1983 als Endergebnis vom Landeskirchenrat erlassen wurde, war eine Generalrevision, in der noch viele andere Bereiche geregelt wurden, z.B. das Verhältnis zum Fachhochschulstudiengang für Religionspädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit, dem ein eigener großer Abschnitt gewidmet ist.

Es erübrigt sich hier, eine vollständige Skizze dieser Satzung zu zeichnen. Wichtig erscheint mir in unserem Zusammenhang, daß einerseits an die Anfänge angeknüpft wird: Die Theologische Hochschule *„ermöglicht die Begegnung mit dem Dienst der Kirche in Mission und Diakonie,* insbesondere *mit den kirchlichen Einrichtungen in Neuendettelsau“*. Dem steht andererseits *„die Pflege der Zusammenarbeit mit den … Evangelisch-Theologischen Fakultäten an deutschen und ausländischen Universitäten“* mindestens gleichgewichtig gegenüber.

Das neue Leitungsorgan der Hochschule ist der „Hochschulrat“, in dem

– die Professoren der Theologischen Hochschule,
– ein Vertreter der Professoren des Fachhochschulstudiengangs,
– die Dozenten für Klassische Philologie und für hebräische Sprache,
– die Theologischen Assistenten,
– sieben Mitglieder des AStA,

– ein Vertreter der sonstigen Mitarbeiter
– und ein Vertreter der Lehrbeauftragten

vertreten sind.

Der Hochschulrat ersetzt das frühere Dozentenkollegium und das Concilium. Im Sinne des Hochschulrahmengesetzes wird den Professoren in Fragen von Forschung und Lehre, Anstellung wissenschaftlicher Mitarbeiter, Ernennung des Studentenpfarrers und bei der Wahl des Rektors eine qualifizierte Mehrheit gesichert. Für Berufungen gibt es einen eigenen Berufungsausschuß, in dem der Kreis der Mitwirkenden enger gezogen wird. Auch hier haben die Professoren eine qualifizierte Mehrheit.

3. Lehre und Forschung

Gibt es so etwas wie ein Neuendettelsauer theologisches Profil? Für die ersten zwei Jahrzehnte jedenfalls wird man die Frage mit ja beantworten können. Mit dem Namen „Augustana-Hochschule“ war das lutherische Bekenntnis angesprochen, das in der Zeit des Kirchenkampfes zum Banner der sog. intakten Kirchen geworden war. Unübersehbar ist der enge Bezug zur verfaßten Kirche und zur Gemeinde. Georg Merz, Ernst Kinder, Rudolf Stählin, Martin Wittenberg, Eduard Ellwein, Wilhelm Andersen, Walter Rupprecht, Helmut Angermeyer – alle diese Männer hatten keine übliche akademische Laufbahn durchlaufen, sondern waren Männer der Kirche gewesen. Sie verstanden sich als lutherische Theologen, die in Forschung und Lehre dem Amt der Kirche dienen wollten. Und dieses Amt war vor allem Predigtamt. „Lutherisch“ bedeutete indessen nicht, daß man unkritisch das Erbe eines konfessionellen und staatstreuen Luthertums übernahm. In einem Heft der „Theologischen Existenz heute“ legte die Hochschule 1958 unter dem Titel „Lutherische Stimmen zur Frage der Atomwaffen“ ihren Standpunkt zu der damals brennend aktuellen Frage der atomaren Rüstung dar und tat es in Form einer scharf formulierten Absage an Walther Künneth. Der hatte der Kirche im Sinne der lutherischen Zwei-Reiche-Lehre, wie er sie verstand, jedes Recht zu einer „politischen“ Einmischung abgesprochen. Wilhelm Andersen setzte dagegen: *„Herstellung von Atomwaffen und ihren evtl. Einsatz …, beides halten wir grundsätzlich vom christlichen Gewissen her für verwerflich.“*

Martin Wittenberg allerdings, hierin seinem Namen treu, bestand in der Lehre vom Heiligen Abendmahl auf einer streng lutherischen Position. Wenn Studenten aus einer unierten Kirche an der Frühkommunion, die er hielt, teilnehmen wollten, mußten sie in einem *examen fidei* nachweisen, daß sie in der

Abendmahlslehre nicht reformiert dachten. Als in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern 1972 der Rezeptionsprozeß für die Leuenberger Konkordie im Gang war, erarbeitete auch das Dozentenkollegium eine Stellungnahme. Es sprach sich ohne Wenn und Aber für Leuenberg aus, einschließlich des Spitzensatzes: „*Mit der Annahme dieser Erklärung ist Kirchengemeinschaft hergestellt.*“ Das Papier trägt die Unterschrift: „Im Namen des Dozentenkollegiums“; es folgen die Unterschriften der Professoren. Die von Martin Wittenberg ist nicht dabei. Er war bei der entscheidenden Sitzung nicht anwesend. Seine Position war nicht mehr kennzeichnend für die theologische Orientierung der Augustana, aber sie prägte das Bild, das die kirchliche Öffentlichkeit von ihr hatte, mit.

Daß die Missionstheologie fast von Anfang an eine wichtige Rolle an der Hochschule gespielt hat, wundert nicht. Mission gehörte ja zur Neuendettelsauer *universitas ecclesiae*. Ihr hochgeehrter Altmeister Georg Vicedom hatte ihr mit dem Begriff der *missio dei* eine neue theologische Grundlage gegeben und sich darüber hinaus auch als Völkerkundler einen Namen gemacht. Mit Herwig Wagner übernahm 1972 wieder ein Mann den Lehrstuhl, der direkte Erfahrung auf einem überseeischen Missionsfeld gesammelt hatte. Zum Neuendettelsauer Proprium gehörte ferner, daß die Rektoren der Diakonissenanstalt an der Augustana einen Lehrauftrag für Diakoniewissenschaft wahrnahmen.

Winterliche Durchblicke:
Kapelle, Wilhelm-Andersen-Haus, Bezzelhaus

Die leidenschaftlichen Debatten der Theologie der Nachkriegszeit, z.B. die um das Programm der Entmythologisierung Rudolf Bultmanns, wurden an der Augustana nur zögernd geführt. Wenn, dann nahm man einen Vermittlungsstandpunkt ein, der die Ergebnisse der historisch-kritischen Exegese teils anerkannte, teils als überkritisch und ungesichert zurückwies. Es verwundert nicht, daß in jenen Jahren und noch lange danach Studienanfängern von besorgten Pfarrern der Rat gegeben wurde, in Neuendettelsau zu studieren. Da gelte die Heilige Schrift noch als Gottes Wort, und der Glaube werde nicht zerstört. Dieses Bild der Augustana in der

kirchlichen Öffentlichkeit wirkte noch lange fort, jedenfalls bis in die 70er Jahre hinein.

Mit der zweiten Generation von Hochschullehrern differenzierte sich das Bild. Der Kirchengeschichtler Friedrich W. Kantzenbach (1957–82), hatte, als er habilitiert war und seine Lehrtätigkeit begann, noch nicht einmal das Zweite Theologische Examen absolviert. Er legte in kurzer Zeit eine staunenswerte Fülle von Publikationen vor, neben vielem anderen auch zwei kirchengeschichtliche Gesamtdarstellungen. Auch in die bayerische Kirchengeschichte arbeitete er sich ein.

Seminarsitzung Anfang der 70er mit Gerhard Monninger und Helmut Angermeyer

August Strobel (1965–84) brachte seine umfassenden Kenntnisse der Alltagswelt und der Geschichte der neutestamentlichen Zeit ein. Eine Spezialuntersuchung war der Geschichte des urchristlichen Osterkalenders gewidmet. 1984 folgte er einem Ruf nach Jerusalem und wurde Direktor des „Deutschen Evangelischen Instituts für Alterstumswissenschaften des Heiligen Landes“. Der Religionspädagoge Helmut Angermeyer (1967–78) half, die Ablösung der Evangelischen Unterweisung zugunsten eines von Schule und Kirche gemeinsam verantworteten Religionsunterrichts praktisch umzusetzen. Horst Dietrich Preuß (1973–1992) setzte sich für Methoden der Linguistik in der Exegese ein und legte, darin seiner Vergangenheit als Pfarrer treu, einen Entwurf zur Frage der Predigt alttestamentlicher Texte vor. Zur zweiten Generation gehören auch Joachim Track (seit 1976), Richard Riess (seit 1978) und Wolfgang Stegemann (seit 1984), die bis heute an der Hochschule wirken.

Für die siebziger Jahre ist auffällig, daß sich das Pfarrerbild bei den angehenden Theologen verändert hat. Sie wollen, das zeigten Umfragen sehr deutlich, nicht in erster Linie Prediger sein, sondern Seelsorger. Auch das ist wohl eine Folge der Studentenbewegung. In einem Monolog von der Kanzel herab zu sprechen, geriet unter den Verdacht autoritärer Bevormundung der Gemeinde. Seelsorge üben hieß vor allem, solidarisch zu sein. Aber man mußte dazu so-

ziologische und psychologische Kenntnisse haben. Das Interesse an der Exegese nahm ab.

Prägend für den Lehrbetrieb an der Augustana war, daß sie es vorwiegend mit Studierenden in den Anfangssemestern und am Ende des Studiums zu tun hatte. Die ersteren wechselten in der Regel nach dem Erlernen der Sprachen und dem Besuch der Proseminare an einen anderen Hochschulort. Die letzteren suchten die Augustana auf, um sich ganz auf ihr Examen zu konzentrieren. Beide Gruppen waren für eine anspruchsvollere Arbeit im Hauptseminar, die etwa ein Forschungsvorhaben mit dem Lehrbetrieb verband, nur schwer zu gewinnen. Die Reaktion darauf war eine doppelte: es mußte gelingen, die Hochschule auch für das Hauptstudium und für *postgraduate studies* attraktiv zu machen. In diesem Zusammenhang wurde die Frage nach einem Promotionsrecht wichtig. Andererseits machte die Hochschule aus der Not eine Tugend, nahm sich der Hochschuldidaktik, besonders der Studieneingangsstufe, mit besonderer Sorgfalt an und wurde darin zumindest unter den bayerischen theologischen Ausbildungsstätten führend.

Was das Promotionsrecht angeht, so war das Ziel immer ein Verfahren, das die Augustana-Hochschule eigenständig durchführen konnte. Da aber die Lehrstühle nur einfach besetzt waren (und sind), gab es zunächst nur den Weg einer Kooperation mit Erlangen und München. Er wurde 1973 durch das Bayerische Hochschulgesetz eröffnet. Der Passus in der Satzung von 1984 lautet: *„Die Professoren theologischer Fächer haben das Recht, innerhalb der Evangelisch-Theologischen Fakultäten Erlangen und München nach Maßgabe der für diese Fachbereiche geltenden Satzungen bei der Verleihung akademischer Grade mitzuwirken.“*

Was die Studieneingangsstufe anging, so waren die alten Sprachen das Thema Nummer eins. Von den Studierenden als hohe Hürde gefürchtet, von den Studienordnungen als Voraussetzung gefordert, von den Fakultäten als *opus alienum* bewertet, wurden sie für die Augustana-Hochschule zum Markenzeichen. Konnte man in den Anfangsjahren noch damit rechnen, daß die meisten Studienanfänger ein humanistisches Gymnasium absolviert hatten und Latinum und Graecum, manchmal sogar auch das Hebraicum mitbrachten, änderte sich das Bild schon bald. Griechisch- und Hebräisch-Kurse gab es ohnehin von Anfang an. Im Sommersemester 1958 wird zum ersten Mal auf einen Latein-Kurs für Anfänger hingewiesen. Bis dahin wurde das Kleine Latinum schlicht vorausgesetzt. Ein Latein II-Kurs führte dann zum Großen Latinum. Ab dem Ende der 60er Jahre wurde zusätzlich ein System von Feriensprachkursen in den Monaten September und Oktober entwickelt, das sich als sehr erfolgreich erwies. Die Latein- und Hebräisch-Kurse wurden von den Hochschulassistenten

bzw. vom Studieninspektor gehalten, für Griechisch war neben dem Hochschuldozenten für Klassische Philologie schon seit 1969 ein zusätzlicher Altphilologe eingesetzt worden.

Über Lernziele und Methoden in diesen Kursen wurde ständig diskutiert. Eine Idee, die leider nicht institutionalisierbar war, war der Hebräisch-Kurs in Israel. Das „fliegende Klassenzimmer“ wurde 1972 und 1973 angeboten; beim zweiten Mal geriet die kleine Gruppe der Augustana, die in Jerusalem im ehemaligen Haus von Elieser ben Jehuda, dem Vater des modernen Hebräisch, wohnte, in die Wirren des Jom-Kippur-Krieges. Damit war das Experiment beendet.

Die überwiegende Mehrheit der Studierenden wurde vom Sprachenlernen stark in Anspruch genommen. Die Theologie, derentwegen sie sich doch zu diesem Studium entschlossen hatten, schien in weite Ferne zu rücken. Es war also nötig, die Motivation für das Theologiestudium zu klären, aufrechtzuerhalten und zu vertiefen. Darüber, wie das Theologiestudium anzulegen sei, bestand keine allgemeine Übereinkunft mehr. Gewiß gab es ein traditionelles Schema: Nach dem Erlernen der Sprache seien zuerst Kirchengeschichte und die Methoden der Exegese zu lernen, dann sei Exegese zu treiben; daraus sei in der Systematischen Theologie die Glaubenslehre sowie die Ethik zu entwickeln und zuletzt in der Praktischen Theologie deren Umsetzung in Predigt, Unterricht und Seelsorge zu erlernen. Auf diese „Ochsentour“ wollten sich Studierende nicht mehr einlassen. Die Studierenden kamen aus einem Engagement in der Gemeinde und hatten bereits praktische Erfahrungen gesammelt. Andere hatten im Religionsunterricht der Kollegstufe theologische Gesamtentwürfe der Gegenwart kennengelernt. Daran wollten sie anknüpfen.

Aus all diesen Bedürfnissen wurde das Konzept für eine Studieneingangsstufe entworfen, die im Wintersemester 72/73 erstmals absolviert werden konnte. Die obligatorische Studienberatung seit 1965 und die Einführung des Kolloquiums in die Studienordnung 1969 waren Vorstufen dazu. Das Angebot der Studieneingangsstufe wollte die Möglichkeit bieten, *„das Sprachenstudium intensiver mit der theologischen Arbeit zu verbinden und mit der erlernten Sprache in der entsprechenden Disziplin zu arbeiten, bevor der nächste Sprachkurs belegt wird“* (Studienführer). Eine Überblicksvorlesung stellte die Grundfragen der jeweiligen Disziplin vor; eine interdisziplinäre Übung erlaubte den Blick über die Grenzen des Faches hinaus. Zum Angebot gehörten außerdem eine Einführung in Lerntechniken und wissenschaftliches Arbeiten sowie eine Übung zu Kommunikation in Studium und Beruf . Das für die Theologische Aufnahmeprüfung (Erstes Examen) in Bayern geforderte Gemeindepraktikum bekam ebenfalls einen Platz in diesem Konzept.

Das Kolloquium hatte eine beratende und das Studium lenkende Funktion. Es war ausdrücklich nicht als Zwischenprüfung gedacht. Man konnte also auch nicht durchfallen; in besonderen Fällen allerdings konnte von der Weiterführung des Studiums abgeraten werden. Auch für die zunehmende Zahl an Examenskandidaten wurden spezielle Angebote gemacht, die Repetitorien. Sie erfreuten sich großer Beliebtheit. Helmut Angermeyer und Horst Dietrich Preuß hatten sich in diesem Bereich auch als Autoren betätigt und je einen „Taschentutor" für Religionspädagogik und Altes Testament geschrieben.

Horst Dietrich Preuß (rechts) im Gespräch mit Georg-Hermann Dellbrügge

Wie bereits angedeutet, stieg die Zahl der Studierenden vom Tiefpunkt 1971 innerhalb von vier Jahren so steil an, daß ab dem WS 75/76 ein Verfahren zur Studienplatzvergabe eingeführt werden mußte. Mit etwa 150 Studierenden war eine Obergrenze für die Kapazität erreicht. In den Jahren, die folgten, gab es nicht selten zwei- bis dreimal mehr Bewerberinnen und Bewerber, als aufgenommen werden konnten. Aber nach welchen Kriterien sollte die Auswahl getroffen werden? Sollte es einen *numerus clausus* anhand der Abiturnote geben? Könnte man dadurch vielleicht die Elite eines Abiturjahrgangs nach Neuendettelsau holen? Aber war das Abiturzeugnis wirklich aussagekräftig für die Qualifikationen, die zukünftige Geistliche haben sollten?

Das Verfahren, das schließlich angewandt wurde, verzichtete auf einen *numerus clausus* nach der Abiturnote, auch wenn diese trotzdem eine Rolle spielte. Der Vergabeausschuß ermittelte, welches Notenleistungsbild die Gesamtheit der Bewerbungen hatte. Dieses Bild mußte dann bei denen wiederkehren, die einen Studienplatz bekamen. Waren beispielsweise unter den Bewerbungen 8% mit einem Notendurchschnitt von 1,0 bis 1,9, dann mußte das bei den Aufgenommenen ebenso sein. Die konkrete Auswahl erfolgte per Los. Bewerber, die Wehr- oder Zivildienst geleistet hatten, kamen nicht ins Losverfahren.

Ein Wort noch zu den Hochschulassistenten: Bis zum Ende der 60er Jahre sah der Stellenplan nur zwei vor. Sie waren keiner bestimmten Disziplin zugeordnet und wurden nicht nur mit Sprachkursen, sondern auch mit Tutorien, Repetitorien und Proseminaren in wechselnden Disziplinen betraut. Sie wirkten beim katechetischen und homiletischen Seminar mit, bei interdisziplinären Übungen und anderen Angeboten der Studieneingangsstufe. Außerdem wurde erwartet, daß sie im Neuendettelsauer Laurentius-Gymnasium ein paar Stunden Religionsunterricht hielten. Mit der Etablierung der Feriensprachkurse wurde eine dritte Stelle genehmigt. Als 1972 der Fachhochschulstudiengang seine Arbeit aufnahm, übernahmen sie auch dort Lehraufträge. Die Hochschulsatzung gewährte ihnen zwar *„angemessene Zeit für eigene wissenschaftliche Arbeit“*, aber angesichts der Fülle von Lehraufgaben blieb das ein uneingelöstes Versprechen. Es dauerte bis 1984, bis die Zahl der Assistentenstellen auf fünf erweitert und eine feste Zuordnung zu je einer der theologischen Disziplinen möglich wurde. Mit der Einrichtung einer Dozentur für Hebräisch 1985 wurden sie auch nicht mehr für die Sprachkurse benötigt. Damit war auch im akademischen Mittelbau ein Status erreicht, der dem an den Fakultäten glich.

4. Beziehungen in der Nähe und in der Ferne

a) Das Pastoralkolleg

Die Urzelle der Augustana-Hochschule war bekanntlich das Pastoralkolleg. Die Verbindung zu dieser Einrichtung der Pfarrerfortbildung blieb noch lange sehr lebendig, weil die Dozenten der Augustana-Hochschule bei den Kursen des Pastoralkollegs mitwirkten. Unter seinem Leiter Dieter Voll wandelte sich das Pastoralkolleg allerdings. Der Schwerpunkt wurde auf die Pastoralpsychologie gelegt. Das Ziel war nicht mehr eine Auffrischung der exegetischen und systematisch-theologischen Kenntnisse, sondern Reflexion der Pfarrerrolle, Entwicklung einer persönlichen Spiritualität usw. Die Kompetenz der meisten Hochschuldozenten war nicht mehr im selben Maß gefragt wie zuvor. Die Kursteilnehmer durchliefen einen intensiven Gruppenprozeß und empfanden die traditionelle tägliche Tischgemeinschaft mit den Studierenden der Hochschule eher als Störung. Ab 1968 wurde deshalb dieser Kontakt reduziert. Man vereinbarte aber, daß jedem Pastoralkollegskurs eine Begegnung mit der Hochschule angeboten werden sollte. Davon wurde auch immer wieder Gebrauch gemacht.

b) Das Missions- und Diasporaseminar

Als die Augustana-Hochschule gegründet wurde, gab es in Neuendettelsau schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine Ausbildungsstätte für den Verkündigungsdienst in der Kirche, das Missions- und Diasporaseminar. Seine Absolventen übernahmen nach den Jahren eines überseeischen Einsatzes oft eine Pfarrstelle in der bayerischen Landeskirche. Bis zur Schließung des Seminars im Jahr 1985 gab es vielfältige Beziehungen zur Augustana. Die Studierenden der Oberkurse belegten regelmäßig Lehrveranstaltungen an der Augustana, z.B. das homiletische und katechetische Seminar, Angebote der Missionswissenschaft u.v.a.m. In den Jahren der kleinen Zahlen an der Augustana wurde ein Hochschulassistent an das Missionsseminar für den dortigen Hebräisch-Kurs ausgeliehen. Diese gute Kooperation wurde später unter veränderten Umständen vom Missionskolleg weitergepflegt.

c) Das Pfarrseminar für Spätberufene

Ein zweiter nicht-akademischer Ausbildungsgang für den Pfarrdienst war das Pfarrseminar für Spätberufene. Dort konnten Männer - Frauen konnten nur gastweise aufgenommen werden - , die bereits einen anderen Beruf erlernt und ausgeübt hatten, in einer dreijährigen praxisnahen Ausbildung sog. Pfarrverwalter werden. Mit dem Pfarrseminar sollten nicht nur die bedrohlich sinkenden Zahlen des Pfarrernachwuchses kompensiert werden. Es war auch ein Stück Kirchenreform damit intendiert.

Unter seinem Leiter Frithjof Gräßmann, einem früheren Studentenpfarrer der Augustana, bezog das Pfarrseminar im Jahr 1972 das Bezzelhaus, in dem Wohn- und Unterrichtsräume geschaffen worden waren. Die „Pfarrverwalter“, wie sie kurz genannt wurden, waren auf dem Campus voll integriert, auch wenn sie rechtlich nicht zur Augustana gehörten. Man traf sie in der Mensa, in der Bibliothek, auf dem Sportplatz und in der Kapelle. Eine eigens geschaffene Koordinationskonferenz unternahm es, die praktischen Probleme, die sich aus diesem Miteinander ergaben, zu regeln.

Bald gab es noch mehr zu koordinieren. In Gestalt des Fachhochschulstudienganges für Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit trat ein weiterer Ausbildungszweig auf dem Campus auf.

d) Der Fachhochschulstudiengang für Religonspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit

Die Neustrukturierung der Volksschullehrerausbildung und ein neuer Bildungsweg über Fachabitur und Fachhochschule hatten dazu geführt, daß auch die Ausbildung der bis dahin „Katecheten“ genannten kirchlichen Kräfte für den Religionsunterricht angepaßt werden mußte. Die Landessynode der Evang.-Luth. Kirche in Bayern errichtete 1972 einen „Fachhochschulstudiengang für Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit“ mit einer Abteilung in München-Pasing und einer Abteilung in Neuendettelsau unter dem neu konstruierten Dach einer Augustana-Gesamthochschule. Die jeweiligen Rektoren der theologischen Hochschule waren damit auch für den Fachhochschulstudiengang verantwortlich. Die meisten Aufgaben waren aber an die jeweiligen Abteilungsleiter delegiert. In München wurde unter Werner Jentsch der Betrieb noch im Jahr 1972 begonnen; Neuendettelsau begann Anfang 1973 unter der komissarischen Leitung des damaligen Studentenpfarrers Karl Foitzik. Die ersten Studierenden in Neuendettelsau waren vom alten Neuendettelsauer Katechetischen Seminar übernommen worden.

Der neue Ausbildungsgang fand bayernweit sofort großes Interesse, so daß beide Abteilungen schnell ausgelastet waren. Das Dozentenkollegium sah seine Errichtung und Entwicklung allerdings mit gemischten Gefühlen. Einerseits bekam die vergrößerte Hochschule in der bildungspolitischen Landschaft Bayerns ein größeres Gewicht. Andererseits bestand die Befürchtung, ihre inzwischen erkämpfte Anerkennung im Konzert der bundesdeutschen theologischen Fakultäten könne Schaden leiden. Gegenüber gemeinsamen Lehrveranstaltungen verhielt man sich reserviert. Das Curriculum der Religionspädagogen setzte hier freilich auch Grenzen. Weil gleichzeitig mit dem schnellen Wachstum des Fachhochschulstudiengangs auch die Zahl der Theologiestudierenden wieder anstieg, stieß die Hochschule an eine Kapazitätsgrenze. Mensa, Wohnheimplätze, Unterrichtsräume – überall wurde es zu eng. Ein Verteilungskampf zwischen den „alteingesessenen“ Theologiestudierenden und den neuen „Relipäds“ schien nicht ausgeschlossen. Das Problem konnte aber durch An- und Ausbauten gelöst werden.

Die Studierenden beider Richtungen fanden schnell zueinander. Für die Akzeptanz des neuen Berufsbildes in den Gemeinden und bei Pfarrerinnen und Pfarrern war das sehr wichtig. Hier, so hofften die Verantwortlichen, würde eine Generation von gemeindlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern heranwachsen, die gemeinsame Erfahrungen gemacht hatten und die besondere Qualifikation der jeweils anderen kannten und anerkannten. Für den kurzen Zeitraum von

1973–1981 kam es auch so. Dann wurde die Abteilung Neuendettelsau geschlossen. Die Kirchenleitung wollte die Zahl der Studierenden senken und nur so viele zur Ausbildung zulassen, wie es Anstellungsmöglichkeiten gab. Regionalpolitische Gründe gaben den Ausschlag dafür, daß die Abteilung München bestehen blieb. Damit kühlte aber auch das Engagement Neuendettelsaus für den Fachhochschulstudiengang deutlich ab.

e) Partnerschaften – Freundschaften

Ein katholisches Pendant zur Augustana-Hochschule in Bayern war die *philosophisch-theologische Hochschule in Eichstätt* (heute die Theologische Fakultät der Katholischen Universität Eichstätt). Mit den zukünftigen katholischen Priestern und ihren Professoren wurden regelmäßige Begegnungen arrangiert, entweder in Neuendettelsau oder in Eichstätt. Neben dem ökumenischen Gespräch, gemeinsamen Andachten und Lehrveranstaltungen gab es auch immer ein Fußballspiel. Die katholischen Kommilitonen, besonders die kroatischen Spieler unter ihnen, erwiesen sich dabei stets als überlegen.

Über die Grenzen Bayerns hinaus reichten andere Freundschaften. Bis in die Zeit vor dem Mauerbau 1961 geht die Beziehung zur *evangelischen Studentengemeinde in Erfurt* zurück. Wenigstens einmal im Jahr machte sich eine kleine Gruppe von Neuendettelsauern unter der Leitung des Studentenpfarrers auf, um die Erfurter „Patengemeinde“, wie es im Stil der Zeit hieß, zu besuchen. Die Rolle der Westdeutschen in dieser Phase war es, mitzubringen, was drüben fehlte; die Rolle der „Brüdern und Schwestern hinter dem Eisernen Vorhang“, zu staunen und zu nehmen. Als im Zuge der Studentenbewegung sozialistische Gesellschaftsentwürfe auch im Westen hoffähig geworden waren, wurde aus der „Patengemeinde“ eine „Partnergemeinde“. Jetzt gab es auch kontroverse Diskussionen. Der Verdacht, daß die Staatssicherheit dabei mithörte, bestätigte sich nach der Wende. Bald danach ging die Beziehung zur ESG Erfurt zu Ende.

Auf dem Campus traf man in all den Jahren immer ausländische Studierende an. Darunter waren fast jedes Jahr ein oder zwei aus *Oslo*. Mit der dortigen *„Gemeindefakultät“* verband die Hochschule eine dauerhafte Freundschaft, die nur darunter litt, daß deutsche Studierende zu selten Norwegisch konnten, als daß sie in Oslo hätten studieren können. Umgekehrt war es leichter.

Gaststudenten und -studentinnen gab es immer wieder aus den USA, eine Zeitlang vom *Texas Lutheran College*. Anfang der 80er Jahre entwickelte sich eine Partnerschaft mit dem *Wartburg-Seminary in Dubuque, Iowa*. Die Beziehung wird bis heute gepflegt. Einen Austausch von Studierenden gibt es seit

1982 außerdem mit der Theologischen Hochschule in *Makumira* (Tanzania), seit 1984 mit dem *Martin-Luther-Seminary* in *Lae* (Papua New Guinea) und seit 1985 mit der *Escola Superior de Teologia* in *São Leopoldo* (Brasilien).

Unter dem Stichwort „Freundschaften“ ist ferner ein Ereignis zu subsumieren, das im Juni 1981 stattfand. Angeregt durch August Strobel, kam es zur Gründung der *Gesellschaft der Freunde der Augustana-Hochschule*. Es gab ja inzwischen im ganzen Land Pfarrerinnen und Pfarrer, die an der Augustana studiert hatten und jetzt in Amt und Würden waren. Konnten sie nicht dazu beitragen, daß sich in der bayerischen kirchlichen Öffentlichkeit ein Bild der Augustana durchsetzte, das aus einer guten Erfahrung geboren war und nicht aus Mutmaßungen und Vorurteilen? Im Grunde ging es bei diesem Unternehmen um den ersten Versuch einer Public-Relation-Arbeit der Hochschule. Nebenbei hofften die Gründer, die Mitglieder als Sponsoren für das eine oder andere Forschungs- und Publikationsvorhaben gewinnen zu können. Mit Karl Burckhardt, dem Regierungspräsidenten a.D. und Präsidenten der Landessynode, stand ein prominenter Kirchenmann an der Spitze der Gesellschaft der Freunde, die rechtlich ein eingetragener Verein ist. In den ersten Jahren erschien regelmäßig eine kleine Zeitschrift, die die Mitglieder über das Leben und die Arbeit an der Hochschule informierte. Der Schwung des Anfangs ebbte ab, als die Mitglieder des Gründungsvorstands nach und nach ausschieden.

5. Lebensstil im Wandel

Heute kaum mehr vorstellbar: Bis in die Mitte der 60er Jahre hinein siezten sich die Studenten und Studentinnen, nicht bloß an der Augustana-Hochschule, aber jedenfalls auch da. Jener Lebensstil der Adoleszenz, mit dem man sich bis zur Aufnahme einer Berufstätigkeit von der bürgerlichen Welt des Establishments mit eigener Musik, eigener Kleidung, eigener Sprache, also einer eigenen Subkultur, absetzte, war noch nicht enfaltet.

Weil auch am Samstag Lehrveranstaltungen, besonders Sprachkurse stattfanden, verbrachte der größere Teil der Studierenden das Wochenende in Neuendettelsau. Die allerwenigsten hatten ein Auto. Man traf sich zum Hochschulgottesdienst in St. Laurentius und nachmittags zur Kurrendeprobe mit anschließendem Singen im Krankenhaus oder einem der Altersheime. Das Repertoire war das eines evangelischen Kirchenchors. Die Attraktivität der Kurrende beruhte nicht zum geringsten Teil darin, daß Mädchen der verschiedenen Schulen der Diakonissenanstalt daran teilnehmen durften. Studentinnen gab es ja so gut wie keine. Nach dem Singen traf man verschiedene Grüppchen im Hospiz bei Kaffee und Kuchen wieder.

Eine andere Wochenendaktivität war der diakonische Dienst in einem der Heime der Diakonissenanstalt. Auch Bruckberg war einbezogen. Die Studierenden betreuten dort einen Tag lang eine Gruppe behinderter Kinder und Jugendlicher oder machten Besuche in den Altenheimen. Dieser Dienst bedeutete für die Erziehungs- und Pflegekräfte der Häuser eine willkommmene Entlastung. In den 70er Jahren wurde die Arbeit in diesen Einrichtungen professionalisiert und personell auf eine solidere Grundlage gestellt. Das Engagement der Studierenden war nicht mehr im selben Maß gefragt wie vorher. Es setzte sich aber in sog. „Kleinkreisen“ fort. Diese spielten im Hochschulleben überhaupt eine wichtige Rolle. Eine Momentaufnahme aus dem Jahr 1979 zeigt, welche Aktivitäten auf dem Campus anzutreffen waren: Es gab den Politkreis, den AK Knast, den AK Müll, den AK „Politisches Nachtgebet“, den Diakoniekreis, den Behindertenstammtisch, den Heilerziehungskreis, den Andachtskreis, den Bibelkreis, den Missionkreis, die Kurrende, den Posaunenchor und den Tanzkreis.

Zu den Höhepunkten des geselligen Lebens gehörte seit den 60er Jahren der Augustana-Ball. Wenn sich dieser Termin nahte, mußte der sog. „Freudenmeister“ zuvor bei einer der leitenden Schwestern im Internat vorsprechen und eine offizielle Einladung überbringen. Unter bestimmten Auflagen, z.B. daß die Mädchen bis zu einer bestimmten Zeit am Tor des Internats wieder abgeliefert würden, wurde ihnen die Teilnahme am Augustana-Ball gestattet. Eine besondere Aufmerksamkeit wurde den Töchtern der Professoren zuteil, wenn sie im einschlägigen Alter waren. Sorgfältig wurde darauf geachtet, daß jede ihren Tischherrn bekam.

Hat Tradition: Fußballspiel AStA – Dozierende (v.l.: Foitzik, Müller, Spiecker, Hausmann)

In den Wohnheimen der Hochschule galt ein sog. Damen-Paragraph, der zwar immer umkämpft war und Schritt für Schritt gelockert wurde, aber dennoch Geltung hatte. Er besagte, daß nach einer bestimmten Uhrzeit, anfangs 22 Uhr, Mädchen nicht mehr in einem Studentenzimmer angetroffen werden durften.

Das geistliche Leben war in den 60er und 70er Jahren sehr bunt und vielfältig. Da gab es noch den Brauch, daß abends kurz vor 22 Uhr der „Kardinal“, also das für das Andachtsleben zuständige Mitglied des Kapitels, durch die Flure des Meiserhauses zog und mit einem gesungenen *„fratres, convenite ad completorium“* zum Nachtgebet einlud. Freie Gebetsgemeinschaften im streng pietistischen Sinn fanden auf den Zimmern statt. Studierende, die vom CVJM oder EC geprägt waren, trafen sich im Bibelkreis und pflegten ihr vertrautes Liedgut.

Kabarettistische Einladung zu mehr Gottesdienstbesuch von H. Müller und G. Monninger

Daneben und dagegen wurden experimentelle Andachtsformen gesetzt, z.B. das schon erwähnte politische Nachtgebet, Gebete über der Zeitung, Agapefeiern, Meditationen usw. Zwischen den „Progressiven“ bzw. „Liberalen“ und den „Frommen“ gab es kaum einen direkten Streit, aber man pflegte eine herzliche Abneigung gegen die jeweils anderen. Daß dies alles aber auf *einem* Campus und in *einer* Kapelle stattfand, hatte zur Folge, daß die Gruppierungen einander wahrnahmen und herausforderten. Die Wochenspruchauslegungen der Dozenten vereinigten in der Regel Studierende aller Richtungen unter dem hohen Dach der Kapelle.

Als 1968 die Studentenbewegung auf ihrem Höhepunkt war, als die akademische Jugend überall in Deutschland auf die Straße ging und Aktionen unternahm, blieb das Lebensgefühl der Studierenden in Neuendettelsau davon nicht unberührt. Am 12. Dezember schreiben die Ansbacher Nachrichten: *„Studenten der Augustana-Hochschule wollen am kommenden Freitag für Biafra demonstrieren. Der Protestmarsch soll um 13.30 Uhr vor der Hochschule beginnen und am Löhe-Haus enden. Dort soll ein Stand aufgebaut werden, auf dem Informationsmaterial über Biafra bereitliegen wird. Vor dem Löhehaus sind Diskussionen geplant. Einige Studenten wollen bis Sonntag in einen Hungerstreik treten.“*

Der Demonstrationszug fand wie angekündigt statt. Etwa 100 junge Leute reihten sich ein; allerdings fand der Zug *„in den mittäglich ruhigen Straßen der*

Gemeinde nur äußerst wenig Resonanz" (AN vom 14.12.) Vielleicht war die Enttäuschung darüber der Grund, daß es dann am Sonntag im Gottesdienst in St. Laurentius zu einem Zwischenfall kam: *„Als ein junger Mann versuchte, nach den Abkündigungen im zweiten Gottesdienst in der Laurentiuskirche die Biafra-Resolution von den Stufen des Altarraumes aus zu verlesen, übertönte ihn mächtiges Orgelgebraus und kräftiger Gemeindegesang. Vorher hatten zwei der Akteure vergeblich versucht, Rektor Meister während seiner Predigt zu provozieren und ihn durch Zwischenrufe auf das von ihnen gewünschte „Biafra-Gleis" zu bringen" (AN 17.12.68).*

Es wäre ungerecht, den damaligen Akteuren bloße Lust an der Provokation vorzuwerfen. In Biafra war ein Völkermord im Gange. Zeitungen berichteten, daß täglich bis zu 25 000 Menschen verhungern würden. Persönliche Betroffenheit und ein Gefühl der Ohnmacht waren starke Beweggründe. Aber natürlich wollten sie auch Teil der bundesweiten Protestbewegung sein und die konservativen Kreise in Dorf und Diakonie aus ihrer Ruhe aufscheuchen.

Die Biafra-Aktion war sicher das spektakulärste Ereignis der Neuendettelsauer „Studentenunruhen". Hochschulintern orientierte man sich noch etliche Jahre danach an den großen Schlagworten. In einem Hochschul-Info des WS 69/70 schreibt ein Mitglied des AStA: *„Der alte VDS (Verband Deutscher Studentenschaften) vor der Machtübernahme durch den SDS, war, so kann man wohl sagen, mehr oder weniger ein systemimmanent arbeitendes Organ, das die Interessen der Studentenschaften ziemlich farblos vor einem Establishment vertrat, welches ihn hauptsächlich als Verwalter ‚erlaubter' studentischer Dinge verstand und mißbrauchte. Diesen Verband versuchte nun der SDS in einen ‚sozialistischen Kampfverband' umzufunktionieren. Wäre er dabei nicht so losgelöst von der Basis vorgegangen, dann hätte er sicher Erfolg gehabt, und wir wären schon einige Schritte weiter auf dem Weg zu einer echten Interessenvertretung. Das Denken an eine Studentengewerkschaft ist in diesem Zusammenhang gar nicht so abwegig."* Studieren, so lautete die These, ist gesellschaftlich notwendige, weil kritische Arbeit. Sie sollte deshalb von der Gesellschaft auch entlohnt werden. Umgekehrt erschien es dann folgerichtig, wie Arbeitnehmer diese Arbeit zu verweigern, um eigene Interessen durchzusetzen.

Da an der Augustana die Generationen durch den starken Zustrom von Studienanfängern schneller wechselten als anderswo, war der Studentenbewegung kein langes Leben beschieden. In den 70er Jahren wurde es ruhiger. Die Parolen zündeten nicht mehr. Die Studierenden kümmerten sich wieder mehr um ihren individuellen Lebensweg. Die „Reise nach innen" stand auf dem Programm. Bald hörte man wieder die Klage über eine politisch passive Studentenschaft. Neuendettelsau wurde jetzt oft gerade deshalb gewählt, weil man den Proble-

men der Massenuniversität entrinnen wollte. Auf dem Campus leben und studieren, das war auch ein Rezept gegen Anonymität, Isolation und Desorientierung, die anderswo drohten. Manche taten sich dann schwer, das gemütliche Nest wieder zu verlassen. Die durchschnittliche Verweildauer wurde länger.

Eine neue Phase der Politisierung war auf dem Höhepunkt der Friedensbewegung zu verzeichnen. Zu der inzwischen legendär gewordenen Demonstration gegen die Nachrüstung im Bonner Hofgarten machte sich am 10. Juni 1982 eine große Zahl von Studierenden auf den Weg. Die Friedensthematik war in dieser Phase auch Gegenstand der theologischen Arbeit im Systematischen Seminar.

Im Wintersemester 1986/87 erreicht das Matrikelbuch der Hochschule die Ziffer 3000. So viele junge Männer und Frauen haben in vierzig Jahren für kürzere oder längere Zeit an der Augustana studiert. Aus der deutschen Hochschullandschaft und aus der bayerischen Landeskirche ist sie nicht mehr wegzudenken.

Die Frage, was eine kirchlich-theologische Hochschule sei, ist am Beginn der 80er Jahre nur teilweise beantwortet: Gegenüber den Fakultäten ist sie konkurrenzfähig und hat sich Respekt verschafft. Für Studierende ist sie attraktiv. Die „katholische“ Gefahr, eine Kirchenleitung könnte sie zur Legitimation und Absicherung ihrer Entscheidungen in Anspruch nehmen und ihre Freiheit einschränken, besteht nicht. Man hat eher den umgekehrten Eindruck: Die Evang.-Luth. Kirche in Bayern hat noch keine klare Vorstellung davon, was es heißt, eine Theologische Hochschule zu haben. Die Hochschule ihrerseits hat die kirchliche Seite ihres Profils noch nicht entwickelt.

Der zweite Abschnitt der Geschichte der Augustana-Hochschule findet kein „natürliches“ Ende bei irgendeinem markanten Ereignis der 80er Jahre. Der Autor steigt hier aus dem Fluß der laufenden Ereignisse aus und erwartet neugierig die Fortsetzung aus einer anderen Feder.

Gerhard Monninger

Neue Perspektiven: 1987–1997

Das 40jährige Jubiläum der Augustana-Hochschule wurde in einem großen Festakt begangen. Das bis dahin Geleistete konnte sich sehen lassen, und so wurde denn auch von der zahlreich erschienenen Prominenz aus Politik und Kirche einhellig konzediert, daß die Augustana-Hochschule den evangelisch-theologischen Fakultäten der Universitäten Erlangen und München „in jeder Hinsicht ebenbürtig“ sei, wie es der bayerische Wissenschaftsminister Wolfgang Wild ausdrückte. Einst noch als „theologisches Waldcafé“ belächelt und bespöttelt, hatte die Augustana-Hochschule das Renommee einer ernstzunehmenden Fakultät gewonnen, ohne den Charme des intensiven Campuslebens abseits der Massenuniversitäten zu verlieren. Die Aufgabe der nächsten Jahre mußte es sein, dieses wissenschaftliche Profil noch prononcierter zu entfalten und zugleich den kommunikativen Charakter der Campus-Hochschule zu bewahren. Ob es nach „40 Jahren in der Wüste“ – so das satirische Motto des Jubiläumsballes – gelingen würde, die Hochschule ein Stück weiterzubringen, ohne ihre altbewährten Merkmale preiszugeben?

Der Ausbau der „Denkwerkstatt“

Die von Gerhard Monninger im Auftrag der „Gesellschaft der Freunde der Augustana-Hochschule“ zum 40jährigen Jubiläum herausgegebene Festschrift trug den geradezu programmatischen Titel „Eine Denkwerkstatt der Kirche“. In der Tat haben sich die entscheidenden Veränderungen der nächsten Jahre auf akademischem Gebiet zugetragen. Nach langem Warten beschloß der Bayerische Landtag im Sommer 1990 endlich, der Augustana-Hochschule das eigenständige Promotions- und Habilitationsrecht zu verleihen. Ab sofort mußten Augustana-Studenten sich nicht mehr an die Fakultäten in Erlangen oder München wenden, wenn sie ihre Studien mit dem Doktorhut krönen wollten, und konnte der wissenschaftliche Nachwuchs in eigener Regie mit Forschungsaufgaben betraut werden. Waren zuvor die Assistentenstellen an der Augustana in wissenschaftlicher Hinsicht oft eine Art Sackgasse mit der wahrscheinlichen Perspektive, nach Beendigung der Assistentur ins Pfarramt zurückzukehren, so wurde jetzt die wissenschaftliche Weiterqualifikation erleichtert und die Lehre der Assistenten belebt und fundiert durch eigene Forschung.

In Erwartung des genannten Gesetzes, das schon beim Festakt 1987 angekündigt worden war, hatte sich bereits ein langer „Stau“ von Kandidaten und

Kandidatinnen gebildet, die nach der schon längere Zeit vorliegenden Promotions- und Habilitationsordnung geprüft werden wollten. Im WS 1991/92 wurden die ersten Promotionsverfahren erfolgreich abgeschlossen. Seither haben 28 Theologen und Theologinnen an der Augustana-Hochschule promoviert, darunter drei aus Afrika und je einer aus Papua Neuguinea und Südkorea. Die erste Habilitandin war Frau Dr. Jutta Hausmann, die heute Professorin für Altes Testament an der Evangelikus Theológiai Akadémia in Budapest ist. Es folgten noch drei weitere Habilitationen. Die neuen Prüfungen brachten einen erheblichen Arbeitsaufwand mit sich, nicht nur für die Prüfenden, sondern auch für den Rektor und die Verwaltung im Rektorat. Um den Rektor zu entlasten, wurde die Verantwortung für die Verfahren dem jeweiligen Prorektor übertragen.

Ehepaar Shoo und Joachim Track bei der Promotionsfeier

Natürlich ließ es sich die Hochschule nicht entgehen, nun auch die Ehrendoktorwürde zu verleihen. Am Augustana-Tag im WS 1993/94 wurden Prof. Dr. Wilfried Joest, der der Hochschule auch nach seinem Wechsel nach Erlangen freundschaftlich verbunden blieb, und Prof. Dr. Walter Burkert, der sich durch Forschungen zur antiken Religionsgeschichte einen Namen gemacht hat, die ersten Ehrendoktoren der Augustana.

Begleitet wurde diese Entwicklung von einem starken Wechsel im Kreis der Professoren, wo mehrere Kollegen nach langjährigem Wirken ausschieden oder in den verdienten Ruhestand traten und dadurch Berufungsverfahren in Gang setzten, die zu einer deutlichen Verjüngung des Kollegiums führten. Für Hans Schneider, der einem Ruf nach Marburg gefolgt war, wurde zum WS 1988/89 Wolfgang Sommer auf den Lehrstuhl für Kirchen- und Dogmengeschichte berufen. Nachfolger von Horst Dietrich Preuß, der im SS 1992 nach 20jähriger Lehrtätigkeit in den Ruhestand ging und schon am Ende des Jahres 1993 unerwartet verstarb, wurde Helmut Utzschneider für das Alte Testament. Auf Herwig Wagner, der ebenfalls 20 Jahre das Fach Missionstheologie und Religionswissenschaft vertreten hatte, folgte zum WS 1993/94 Dieter Becker.

Der Berufungsausschuß bekam allmählich Erfahrung in der Sichtung der eingegangenen Bewerbungen und im Referieren der Bewerberinnen und Bewerber hinsichtlich Lebenslauf, beruflichem Werdegang und Darstellung der wissenschaftlichen Qualifikation. Jeweils sechs von ihnen wurden dann zu hochschulöffentlichen Vorträgen eingeladen, die jedes Mal interessante und neue Perspektiven aus den betreffenden Fächern brachten und eine Art Fortbildungswoche für die ganze Hochschule darstellten. Aufgrund eines Dreier-Vorschlags, den der Berufungsausschuß an den Landeskirchenrat gab, machte dieser dann von seinem Besetzungsrecht Gebrauch. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang das außerordentliche Engagement der Studierenden, die in Arbeitsgruppen ausführliche Voten erarbeiteten und ihre Prioritäten bei den Berufungsverfahren in die Ausschußarbeit einbrachten.

Über die genannten drei Neuberufungen hinaus gab es noch weitere drei Berufungen, die jedoch nicht nur dem Erfordernis der Neubesetzung eines Lehrstuhls entsprangen, sondern zugleich von Überlegungen zum künftigen Profil der Hochschule geleitet wurden. Als Hans Schmoll, der 30 Jahre lang Klassische Philologie und Philosophie gelehrt hatte, im SS 1992 in den Ruhestand ging, wurde anstelle seines Lehrstuhls eine Dozentur für Klassische Philologie

Vortragsveranstaltung im Großen Hörsaal

(Latein und Griechisch) eingerichtet und zum WS 1992/93 mit Jörg Dittmer besetzt. Zusätzlich bekam die Hochschule nun einen eigenen Lehrstuhl für Philosophie.

Den gedanklichen Hintergrund dieses „Umbaus und Anbaus“ in der Lehre der Hochschule bildete die Überlegung, daß die Philosophie sowohl in ihrer geschichtlichen Dimension als auch mit Blick auf den für die Theologie unserer Zeit immer wichtiger werdenden geistigen Diskurs der Gegenwart stärker im Lehrangebot der Augustana verankert werden sollte. Die Etablierung eines eigenständigen Lehrstuhls für Philosophie – so die Überlegung – konnte den Blick der Studierenden schon frühzeitig über den Horizont der Theologie hinaus weiten und öffnen für die Bedeutung fächerübergreifender Fragestellungen, ganz abgesehen von der praktischen Bedeutung, daß nun das für das Examen erforderliche Philosophicum auch von einem Philosophen abgenommen werden konnte. Bis der Lehrstuhl schließlich zum WS 1995/96 mit Peter L. Oesterreich besetzt wurde, verging allerdings noch einige Zeit, und der Berufungsausschuß brauchte seine gesammelte Erfahrung aus den früheren Verfahren: Über 50 Bewerber und Bewerberinnen aus den verschiedensten philosophischen Fachgebieten bekundeten ihr Interesse und nahmen an dem Verfahren teil, das schließlich wegen einer Absage doch noch ein zweites Mal durchgeführt werden mußte!

Vielleicht noch stärker geleitet vom Interesse an der Einbeziehung gegenwartsrelevanter Fragestellungen in die Lehrveranstaltungen der Augustana war die letzte Berufung, die im Jubiläumssemester 1997/98 zum Abschluß kommt.

Seit 1989 war ein Arbeitskreis von wissenschaftlich engagierten Theologinnen darum bemüht, die Feministische Theologie an den Hochschulen durch einen Lehrstuhl zu institutionalisieren. Die Augustana-Hochschule hatte in verschiedenen Stellungnahmen des Hochschulrates die Bedeutung der feministischen Forschung und Lehre unterstrichen und war selbst in ihrem Lehrangebot immer wieder darauf eingegangen. Sie war nun auch gerne bereit, einen solchen Lehrstuhl bei sich aufzunehmen.

Unterstützt durch die Unterschriften von mehr als 1000 Frauen aus ganz Bayern, machte sich die Landessynode den Antrag zu eigen und bat den Landeskirchenrat, die Errichtung dieses Lehrstuhls in Bayern zu prüfen. Nachdem die Fakultäten in Erlangen und München keinen Bedarf sahen, schien einer Errichtung an der Augustana nichts mehr im Wege zu stehen. Doch hatte sich die Finanzlage der Kirche inzwischen verschlechtert, so daß zunächst nur eine auf sechs Jahre befristete Dozentur für Theologische Frauenforschung/Feministische Theologie bewilligt wurde. Ab dem WS 97/98 wird Renate Jost diese Stelle innehaben. Es ist zu wünschen, daß durch ihre Arbeit in Lehre und For-

schung die Feministische Theologie so akzeptiert wird, daß eine Verlängerung ganz selbstverständlich erfolgt. Damit ist die akademische Entwicklung der Hochschule zu einem vorläufigen Abschluß gekommen.

Unabhängig von diesem „Ausbau der Denkwerkstatt“ gibt es auch einen Verlust zu beklagen: Der Fachhochschulstudiengang für Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit ist nach langem Tauziehen mit der Fachhochschule für Sozialpädagogik und dem neu gegründeten Fachhochschulstudiengang für Pflegemanagement zu einer Evangelischen Fachhochschule mit Sitz in Nürnberg zusammengefaßt worden und somit institutionell nicht mehr an die Augustana angeschlossen. An Bedeutung und Vielfalt zugenommen hat dagegen noch die Arbeit der Lehrbeauftragten, deren Angebot von Stimmbildung und Liturgischem Singen über Syrisch/Aramäisch, Bayerische Kirchengeschichte, Hymnologie und Liturgik, Judentum, Diakonie, Kirchenrecht, Erwachsenenbildung und Gemeindeaufbau bis zum Religionspädagogischen Seminar reicht. Sind es auch meist kleinere Gruppen von Studierenden, die dieses zusätzliche Lehrangebot wahrnehmen, so ist es doch zu einer unverzichtbaren Ergänzung des von den anderen Dozierenden durchgeführten Lehrprogramms geworden.

Als paradigmatisch für den neuen Stil weltoffener Lehre mag schließlich noch ein Ereignis erwähnt sein, dem man ebenfalls nur wünschen kann, daß es kein Einzelfall bleibt. Im SS 1997 wurde auf Initiative und unter der organisatorischen Leitung von Dieter Becker und Johannes Triebel (vom Missionskolleg) eine „Ökumenische Studienwoche“ unter dem Motto „Suchet der Stadt Bestes!“ veranstaltet. Vier Tage lang hielten Theologen der verschiedenen Disziplinen aus aller Welt (u.a. P.L. Berger und G. Brakemeier) in diesem Rahmen Vorträge, die durch anschließende Diskussion in Seminargruppen vertieft wurden. Das Interesse der Studierenden und auch darüber hinaus einer breiteren Öffentlichkeit übertraf die Erwartungen, und so scheint sich hier für die Zukunft ein neues, fruchtbares Feld zugleich wissenschaftlicher und gegenwartsbezogener theologischer Arbeit abzuzeichnen.

In all diesen Ergänzungen des Lehrbetriebes spricht sich indirekt auch der Standpunkt aus, den die Hochschule in der langjährigen Arbeit der Studienreformausschüsse sowie in der Diskussion um die Modifikation der Ordnng für das Erste Theologische Examen und um die Einführung einer Zwischenprüfung vertreten hat. Es war stets das Anliegen der Augustana, die Freiheit von Forschung und Lehre zu wahren und auszuschöpfen und bei aller Notwendigkeit eines theologischen Grund- und Überblickswissens der Verschulung und Historisierung des Studiums entgegenzutreten. Der Standort Neuendettelsau bietet darüber hinaus die Möglichkeit, durch die verbesserte Kommunikation und Kooperation zwischen den für die verschiedenen Ausbildungsabschnitte zustän-

Abschluß der „Ökumenischen Studienwoche“ im SoSe 1997:
v.l.: B. Malina, P.L. Berger, W. Stegemann, W. Sommer, M. Deenabandhu,
H. Vorländer, J. Track, R. Riess, J. Triebel, P.L. Oesterreich, D. Becker

digen Institutionen (vom Praxisjahr über die Hochschule und das Predigerseminar bis hin zur Fortbildung in den ersten Amtsjahren und zum Pastoralkolleg) den gestiegenen Anforderungen an den Pfarrberuf Rechnung zu tragen.

Entwicklungen im Campusleben

In den siebziger und frühen achtziger Jahren waren die Zahlen der Theologiestudierenden so nach oben geschnellt, daß der damalige Rektor Wolfgang Stegemann die Theologie beim 40jährigen Jubiläum geradezu als ein „Massenfach“ bezeichnen konnte. Die Trendwende zeigte sich jedoch bald, als die Zahl der Studienanfänger und -anfängerinnen in Evangelischer Theologie innerhalb von wenigen Jahren bundesweit um die Hälfte abnahm. Dieser Rückgang erreichte auch die Augustana, wegen der günstigen Studienbedingungen und der vergleichsweise preiswerten Wohnsituation jedoch nicht in dem Ausmaß, wie es an den Fakultäten zu spüren war. Waren im WS 1990/91 ungefähr 250 Studie-

rende an der AHS eingeschrieben, eine Zahl, die die Hochschule an die Grenzen ihrer Kapazität brachte, so konnte der Studienplatzvergabe-Ausschuß schon im WS 1993/94 seine Arbeit einstellen, da mehr Studienplätze zur Verfügung standen, als Bewerbungen eingingen. Dennoch ist die Augustana-Hochschule heute mit ca. 190 Studierenden diejenige Theologische Fakultät in Bayern, die am meisten Volltheologen ausbildet!

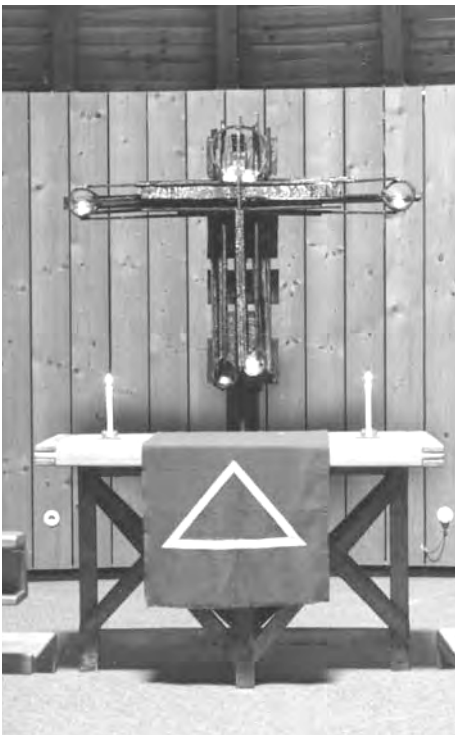
Stockwerksfete

Über die Gründe des rapiden Rückgangs ist viel spekuliert worden. Der sogenannte Traditionsabbruch in den Familien wurde ebenso dafür verantwortlich gemacht wie der „rauhe Wind“, der der Kirche von der Gesellschaft her ins Gesicht bläst. Sicher wirken sich auch die fatale Nicht-Einstellungspraxis mancher Landeskirchen sowie das von manchen nicht mehr als zeitgemäß empfundene Berufsbild des Pfarrers/der Pfarrerin auf die Berufswahl der jungen Leute aus. Diejenigen, die sich dennoch zum Theologiestudium entschlossen, sind oft hoch motiviert, betreiben ihr Studium mit Engagement und gestalten ideenreich das Campusleben.

Da die Hochschule ein beispielhaftes Mitbestimmungsmodell praktiziert, bei dem der sogenannte Mittelbau und die Studierenden (vertreten durch den AStA) in allen die Hochschule betreffenden Fragen stimmberechtigt sind, ist auch das Engagement dieser Gruppen für ihre Hochschule entsprechend groß. Anregungen der Studierendenschaft werden ernst- und aufgenommen. Für das WS 1988/89 z.B. hatten die Studierenden als ihr Semesterthema „Kirche im Nationalsozialismus“ ausgewählt. Mit Unterstützung des Studierendenpfarramts und des Rektorats kam eine Veranstaltungsreihe zustande mit Vorträgen u.a. von Kurt Scharf (über die Bekennende Kirche), Jochen-Christoph Kaiser (über Diakonie und Eugenik im Dritten Reich) und Berndt Hamm (über die „Erlanger Theologie“). Sie ist dokumentiert in dem von W. Stegemann herausgegebenen Band „Kirche und Nationalsozialismus“, Stuttgart ^{2}1992. Auch ein Studientag zum Golfkrieg im Februar 1990 und ein Studientag zum Thema Buß- und Bettag am 8. Mai 1995 kamen auf Initiative der Studierenden zustande.

Nach den Brandanschlägen von Solingen und Mölln organisierte das Studierendenpfarramt mit dem AStA eine Lichterdemonstration für die ausländischen Mitbürger unter dem Motto: „Mach meinen Kumpel nicht an!“ Der ganze Ort war einbezogen; auf dem Sternplatz wurden Stellungnahmen von Schülern, Lehrern, Studierenden und ausländischen Mitbürgern vorgetragen, dann zog ein Demonstrationszug, an dem sich etwa 1200 Menschen beteiligten, mit Kerzen durch Neuendettelsau zur Laurentiuskirche, wo bei einem abschließenden Friedensgebet Texte und Segenswünsche aus verschiedenen Religionen und Sprachen vorgetragen wurden.

Betrachtet man die geistlichen Strömungen in diesen Jahren, so fällt vor allem auf, wie sehr sie an Personen gebunden waren und daher auch schnell wechselten. Konstant blieben die Angebote von seiten der Dozierenden: die Wochenspruch-Auslegung am Montag, die Abendmahlsfeier am Donnerstagabend, der Predigtgottesdienst in St. Laurentius am Sonntag. Die traditionelle Mittagsandacht hingegen verlor immer mehr an Attraktivität und wurde schließlich eingestellt. An ihre Stelle traten Taizé-Gebete und liturgische Mittagsgebete; zeitweise fand im Anschluß an den Politkreis ein Politisches Nachtgebet statt, in manchen Semestern kam auch ein regelmäßiges Morgengebet zustande. Eine Taizé-Nacht und ein Feierabendmahl pro Semester sind mittlerweile etabliert und finden auch über die Hochschule hinaus Zuspruch. Ein Unikum ist wohl die monatliche „Tankstelle“ (fränkisch zu lesen als Dank-stelle), eine Abendandacht mit Lobpreis-Elementen.



Das Kreuz in der Kapelle aus dem Bombenschrott der „Muna“

Eine besondere Beziehung verbindet die Hochschule nach wie vor mit dem 10 km entfern-

ten Dörfchen Unterrottmannsdorf, kurz U-dorf genannt. Die U-dorfer hatten sich nach dem Zweiten Weltkrieg eigenhändig eine Kirche gebaut, aber keinen Pfarrer bekommen; sie baten daraufhin die Augustana um Hilfe. Seit 1949 halten nun Dozierende 14tägig Gottesdienst in U-dorf und werden gelegentlich auch für Kasualien gebeten. Im Gegenzug erhält die Augustana die Erntedankgaben, z.T. in Naturalien (Kartoffeln, Getreide, Obst), die in der Mensa verwertet werden – in den Anfangsjahren eine dringend benötigte Unterstützung, heute eine dankbar angenommene Spende. Im Sommersemester beteiligen sich auch die Studierenden des Homiletischen Seminars an dem Predigtturnus, so daß zur Feier des 40jährigen Jubiläums eine Studentin den Festgottesdienst hielt. Beim Semesterwochenende, einer vom Studierendenpfarramt zu einem bestimmten Thema angebotenen Freizeit, nehmen die U-dorfer die Studierenden in ihre Häuser auf und sorgen für hervorragende Bewirtung. So trägt auch der Kontakt zu Unterrottmannsdorf dazu bei, daß die Hochschule keine „Insel der Seligen“ bleibt und den Kontakt zum wirklichen Leben nicht verliert.

Stipendiaten aus Fernost im Großen Hörsaal

Gelegenheiten, über die Campus-Grenzen hinauszublicken, bieten sich den Studierenden auch sonst in vielfältiger Weise. Regelmäßig werden sie z.B. zu einem Meditationsabend im benachbarten Pastoralkolleg in die dortige Kapelle eingeladen und lernen in den anschließenden Gesprächen die Arbeit des Pastoralkollegs kennen. Die historische Verbindung zum Diakoniewerk kommt in den Predigtgottesdiensten an St. Laurentius ebenso zum Ausdruck wie bei der jährlichen Adventsfeier im Mutterhaus oder dem ehrenamtlichen Engagement der Studierenden in den Heimen. Der Kontakt zum Missionswerk ist schon durch die Stipendiaten gegeben, die an der Hochschule studieren und teilweise auch hier wohnen. Darüber hinaus finden gemeinsame Seminare und ein Austausch von Dozenten statt, und immer wieder nehmen Studierende die Möglichkeit wahr, über das Missionswerk ein Jahr in Brasilien, Papua Neuguinea oder Tanzania studieren zu können.

Weitere Austauschprogramme unterhält die Hochschule mit der Menighetsfacultet in Oslo, dem Wartburg Theological Seminary in Dubuque, Iowa (USA) und seit 1993 mit der Evangélikus Theológiai Akadémia in Budapest. Jährliche Begegnungen und gemeinsame Studientage mit den Studierenden und Dozierenden aus Budapest sind für beide Seiten wertvoll und bringen viele neue Perspektiven. Das Engagement und die aktive Beteiligung aller ausländischen Studierenden am Leben und Lernen der Augustana ist immer als große Bereicherung empfunden worden. Die regelmäßige Begegnung mit dem Priesterseminar und der Theologischen Fakultät der Katholischen Universität Eichstätt ist inzwischen eine ökumenische Selbstverständlichkeit und für beide Seiten sehr anregend. Darüber hinaus gibt es Studienfahrten und Exkursionen mit wechselnden thematischen Zielsetzungen.

Neben all diesen offiziellen Programmen entfalten die Studierenden viele eigene Aktivitäten. Das Angebot reicht von den Kleinkreisen (z.B. Politkreis,

Diskussion über „corporate-design“: *Was paßt zu uns?*

Theaterkreis, Spielekreis, Sportkreis, Hauskreis, Bläserkreis, Kurrende, Behinderten-Stammtisch) über Vorträge zum Semesterthema oder Workshops zur Selbstverteidigung für Frauen bis hin zu Tanzkursen und der Organisation von

Bällen, Kulturbars und Sommerfesten. Als wieder einmal kein gemeinsamer Termin für eine Ausschuß-Sitzung gefunden werden konnte, prägte Herr Sommer das mittlerweile geflügelte Wort: „Ja, wann studieren Sie eigentlich noch?“ Andererseits genießt die ganze Hochschule natürlich auch das gesellschaftliche Leben, die Bälle am Augustana-Tag, die Kulturbars mit ihren spritzigen und kritischen Kabarett-Programmen, die „Augstana-Classics“, die sich zu einem kulturellen Schwerpunkt mit anspruchsvoll gestaltetem musikalischem Programm entwickelt haben. Der Theaterkreis brachte fast in jedem Semester eine herausragende Neuproduktion auf die Bühne, u.a. „Unsre kleine Stadt“, „Der gute Mensch von Sezuan“, „Romulus der Große“, „Jedermann“ und „Ein Mittsommernachtstraum“.

Der Wechsel im Kollegium der Dozierenden, wozu auch die natürliche Fluktuation durch die zeitlich begrenzten Stellen der Assistentinnen und Assistenten gehört, die sinkenden Studierendenzahlen und nicht zuletzt die Finanzknappheit der Bayerischen Landeskirche nötigen die Augustana-Hochschule, sich Gedanken über ihr Profil, ihre spezifischen Möglichkeiten und Chancen zu machen, um im Wettbewerb der Anbieter einer theologischen Ausbildung bestehen zu können. Im Ringen um ein „Logo“, das als Markenzeichen für die Identität der Hochschule stehen sollte, entbrannte die Debatte um das Selbstverständnis und die Präsentation nach außen. Durch eine Zufallsbekanntschaft mit einem Professor der Hochschule für Design in Aachen wurde das Projekt in professionelle Bahnen gelenkt. Die Studierenden des Design-Seminars von Prof. Mohr besuchten die Augustana-Hochschule, versuchten, deren spezifisches Profil und Selbstverständnis herauszufinden und präsentierten schließlich fünf Entwürfe, die von der Gestaltung der Briefköpfe und Seminarscheine über Internet-Seiten bis hin zum Vorlesungsverzeichnis ein einheitliches und repräsentatives Bild der Hochschule abgeben sollen. Nach einhergehender Diskussion kristallisierte sich eine Mehrheit für den Entwurf heraus, der jetzt, im Jubiläumsjahr, realisiert wird.

Zukunftsorientiert, doch nicht vergangenheitsvergessen, geht die Augustana-Hochschule in die kommenden Jahrzehnte, in denen nach wie vor der von ihrem Gründer Georg Merz geprägte Immatrikulationsspruch Gültigkeit behalten wird: „Wir wollen mit Eifer die Heilige Schrift lesen, uns in ihrem Verständnis üben und Gemeinschaft unter dem Wort Gottes halten und bewahren.“

Barbara Schieder

II.

Wer wir sind

Die Augustana als theologische Campus-Hochschule

Kritische Loyalität und selbstverantwortete Zeugenschaft

Auf die Frage nach Aufgabe und Bedeutung der Augustana-Hochschule im Gesamtkonzept der Pfarrer- und Pfarrerinnenausbildung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern gibt es keine einfache Antwort. Die Ausbildung zum Pfarrer oder zur Pfarrerin hat sich im Laufe der Zeit so entwickelt, wie wir sie jetzt vorfinden. Es ist ja nicht so, daß zuständige Gremien zu einem bestimmten Zeitpunkt Zielvorstellungen formuliert und daraus ein Ausbildungskonzept entwickelt hätten. Vielmehr war es so, daß immer wieder Defizite wahrgenommen wurden, denen man abzuhelfen versuchte. So entstand im Laufe der Zeit seit der Jahrhundertwende in unterschiedlichen Schritten die zweite Ausbildungsphase. Die Augustana-Hochschule wurde gegründet als Reaktion der bayerischen Landeskirche auf ganz bestimmte Erfahrungen des Dritten Reiches und des Kirchenkampfes. Zweifellos war ein wichtiges Ziel die Förderung der Loyalität der zukünftigen Pfarrer zu ihrer Landeskirche. Es gab aber auch ganz praktische Gründe für die neue Hochschulgründung. Das in den verschiedenen Kriegsgefangenenlagern begonnene Theologiestudium sollte eine Fortführung finden. Ein wirklich nachhaltiges Konzept, das dann auch in der weiteren Entwicklung der Augustana Gestalt gewonnen hätte, ist schwer zu entdecken.

Ich kam 1953 als Student an die Hochschule. Damals war sie gerade sechs Jahre alt. Trotzdem war die Gründergeneration teilweise schon nicht mehr dabei oder kurz vor der Ablösung. Wenn ich das damals richtig wahrgenommen habe, dann sah Rektor Merz schon manche Entwicklung kritisch. Es gab zwar keinen Einspruch gegen die historisch-kritische Forschung, aber der Stellenwert, den sie in der Nachkriegstheologie erhalten hatte, vor allem auch zusammen mit der existentialen Interpretation, wurde doch argwöhnisch betrachtet. Wir, die erste Nachkriegsgeneration, die relativ normal nach Schule und Abitur studierte, mußten, verglichen mit den Kriegsteilnehmern, ziemlich unreif erscheinen. Was ließ sich an konzeptionellen Elementen in der Arbeit der Augustana in den 50er Jahren und noch von Rektor Merz beeinflußt entdecken? Theologie sollte eingebettet sein in die Begegnung mit Diakonie und Mission, Theologen sollten gebildet werden über Liturgie und persönliche Spiritualität. Wesentlich dafür war auch der Einfluß einer geregelten Gemeinschaft. Einen besonderen Stellenwert hatte die Disziplin der alten Sprachen. Ich denke, dieses Konzept verdiente, mehr als manches, was heute diesen Namen trägt, das Prädikat „ganzheitlich“.

Freilich, es kam rasch an seine Grenzen. Als ich vor immerhin 15 Jahren die Verantwortung für die Ausbildung der bayerischen Landeskirche im Landeskirchenrat übernahm, war die Augustana-Hochschule dabei, eine neue, andere Bildungseinrichtung zu werden. Die Hochschule war deutlich auf dem Wege zu einer Theologischen Fakultät, allerdings ohne das Umfeld einer Universität. Habilitation statt Gemeindeerfahrung galt nun schon als Voraussetzung für eine Professur. Man bemühte sich, die Assistenten den einzelnen Fächern zuzuordnen und ihnen Promotionen zu ermöglichen. Das Habilitations- und Promotionsrecht wurde angestrebt. Angebote für die mittleren Semester sollten gemacht werden. C-4 als Statussymbol wurde gefordert, schon deshalb, damit die Bewerbung um eine Professur an der Augustana attraktiv sein konnte. Meine eigene Einschätzung war damals, daß die Zukunft der Hochschule nur so zu sichern war, daß sie in hohem Maße mit den theologischen Fakultäten an den Universitäten vergleichbar wurde. Die Jahre mit guten finanziellen Möglichkeiten erlaubten uns, die notwendigen Schritte vorzunehmen. Sie erlaubten auch den äußeren Ausbau bei den Baulichkeiten, bei der Bibliothek und auch beim Dozentenkollegium.

Was aber wurde nun aus dem Konzept der Kirchlichen Hochschule? Genügten dafür das Zusammenleben auf einem Campus und die in hohem Maße erhaltenen Elemente studentischer Mitverwaltung aus der Anfangszeit? Auch wenn man Möglichkeiten zum intensiven Gespräch wegen der räumlichen Nähe unter Studierenden und auch mit den Dozierenden hoch einschätzt, für sich genommen rechtfertigt das wohl nicht den finanziellen Aufwand, den eine Hochschule für die Kirche bedeutet.

Welche Bedeutung hat dann eine eigene kirchliche Hochschule in unserer Zeit? Ich beschreibe drei Elemente, die mir wichtig sind.

1. Die Augustana drückt die enge Verbindung zwischen Kirche und wissenschaftlicher Theologie aus. Diese Verbindung bedeutet gerade keine inhaltliche Abhängigkeit, sondern bezeugt das Ja der Kirche zu einer freien, nur ihrem Gegenstand verpflichteten wissenschaftlichen Theologie. Es ist mir wichtig, daß unsere Kirche darauf verzichtet – bewußt darauf verzichtet –, steuernden Einfluß zu nehmen auf die Ergebnisse wissenschaftlichen Fragens. Das war zu Beginn der Geschichte der Augustana keinesfalls selbstverständlich. Wenn Studierende an der Augustana erfahren – und dies im Vergleich mit der Arbeit an Theologischen Fakultäten bestätigt finden –, daß die Kirche darauf vertraut, daß sich ihre Tradition im Feuer der Kritik bewährt und daß die Frage nach der Wahrheit nicht die Beschränkung der Zensur findet, so ist das ein wesentlicher Bildungsgehalt für künftige Pfarrerinnen und Pfarrer.

Gesprächsrunden nach einer Festveranstaltung: v.l. Hans Schmoll und Wolfgang Stegemann; Herwig Wagner und Joachim Track mit Oberkirchenrat Birkhölzer

2. Das kann freilich nicht bedeuten, daß die Freiheit der Forschung und Lehre, die eine Kirchliche Hochschule ebenso braucht wie die Theologischen Fakultäten, zu einer Beliebigkeit der Bildungsinhalte führen dürfte. Lernvorgänge sind gerichtete Prozesse, wo häufig ein Element auf das andere aufbauen muß. Ein wesentliches Element kirchlicher Ausbildungsbemühungen, seit sich die Kirche über diese Fragen überhaupt Gedanken macht, ist der Versuch, die Ausbildung für den Dienst der Pfarrerinnen und Pfarrer effektiv zu gestalten. Auch akademische Ausbildungsvollzüge brauchen heute eine Didaktik. Dieses Interesse war, soweit ich das beurteilen kann, von Anfang an auch mit der Gründung der Augustana verbunden. Vor allem die Einsicht der allgemeinen Pädagogik, daß jedes Lernen auf Motivation angewiesen ist, war den Gründervätern der Augustana wohl bewußt. Auch der Gedanke, daß der Lehrer zugleich persönliches Vorbild sein müsse, war wichtig. Dozenten sollten in ihrer Person so etwas abbilden wie die persönliche Integration von Wissenschaft und kirchlicher Praxis. Dieser Anspruch ist auch heute an die Lehrenden der Augustana-Hoch-

schule gestellt. Überschaubarkeit und persönlicher Kontakt führen dazu, daß das Gelehrte persönlich verantwortet werden muß, und dies auf dem Hintergrund einer geprägten kirchlichen Tradition.

3. Denn das ist nun das Dritte. Die Augustana und Neuendettelsau. Die Augustana ist nicht zu denken ohne den Ort und seine Geschichte. Es scheint mir kein Zufall, daß die beiden neben der Augustana noch existierenden Kirchlichen Hochschulen Bethel und Wuppertal auch an Orten mit einer geprägten kirchlichen Tradition angesiedelt sind. Ähnlich wie in Bethel ist der Eindruck gewachsener Diakonie von prägender Kraft. Die Erfahrung, daß es Antworten auf menschliche Nöte gibt, die sich nicht nur in Forderungen des heißen Herzens artikulieren, sondern über organisatorische Sorgfalt solide Hilfsangebote machen, die vergißt niemand, der ein Diakoniewerk einmal gründlich wahrgenommen hat. Der tägliche Anblick von behinderten Menschen und die Mitarbeit in ihrer Begleitung, das geht nicht spurlos an jungen Menschen vorüber. Dabei müssen künftige Pfarrerinnen und Pfarrer durchaus erfahren, daß die Helferinnen und Helfer keine Heiligen sind. In unserer Zeit kommt zu alledem die Hochschätzung der Professionalität hinzu, und das ist gut. Auf dem jeweils möglichen Niveau war das in der Diakonie schon lange selbstverständlich, ohne daß man den Begriff dafür benutzt hätte. Zur Diakonie kommt die Mission. Sie ist nicht nur durch die Missionswissenschaft, sondern durch die Begegnung mit Menschen aus unterschiedlichen Kulturen und solchen, die in anderen Ländern gearbeitet haben, vertreten. Schließlich ist in Neuendettelsau der Zusammenhang von Gottesdienst und Theologie überall deutlich spürbar.

Die evangelische Kirche hat in ihrer Geschichte gelernt, daß sie vor allem Pfarrerinnen und Pfarrer braucht, die ihr in kritischer Loyalität verbunden sind. Mit Anpassung und Unselbständigkeit ist dem Auftrag der Kirche nicht gedient. Um Zeuge der biblischen Botschaft zu werden, muß man sich gründlich mit ihr auseinandergesetzt haben. Die kritische Distanz muß dann weitergeführt werden zu einer neuen Integration, die eine Identifikation mit dem Auftrag der Kirche möglich macht. Die genannten drei Elemente fördern einen Bildungsprozeß, jedenfalls in hohem Maße, an dessen Ende selbstverantwortliche Zeugenschaft möglich wird.

Daß auch Wünsche offen bleiben, sei nur am Rande vermerkt. Der Kirche fehlt an der Augustana, wie an den Theologischen Fakultäten, nach wie vor die wissenschaftliche Bearbeitung vieler brennender Themen. Ich habe dieses Desiderat schon bei der Einführung des Promotions- und Habilitationsrechtes an der Augustana angemeldet.

Unsere Kirche wartet auch dringend auf einen neuen Aufbruch zu Mission und Diakonie in unserem Land. Damals – ab 1947 – gingen Impulse zum Aufbruch von der Augustana aus. Die Notsituation nach dem Krieg hatte eine Leidenschaft für die Menschen entfacht, eine Leidenschaft, die durch die Leiden der Menschen hindurch auch die Not der Gottvergessenheit wahrnahm und die im Studium lernen wollte, wie geholfen werden konnte. Eine solche Leidenschaft wünsche ich mir auch für uns heute.

Horst Birkhölzer

Wo zwei- oder dreihundert in seinem Namen versammelt sind

Zum Proprium theologischer Campus-Hochschulen

Wer über das Proprium theologischer Campus-Hochschulen oder über ihren Ort in der vielgestaltigen Landschaft akademischer Bildungseinrichtungen nachdenkt, der wird dabei, so solche vorliegen, von persönlich-biografischen Eigenerfahrungen und Empfindungen nicht unwesentlich beeinflußt. Auch für mich sind es verschiedene, stark prägende und überwiegend positive Erfahrungszusammenhänge, die den Rahmen dieser Überlegungen bestimmen: Einen ersten Zugang zur akademischen Theologie gewann ich in meinen vier Anfangssemestern (1951–1953) an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal. Anderthalb Jahrzehnte später, 1967–1975, erfuhr ich, was „gemeinsames Leben" in seinem breiten, auch schwierigen Spektrum bedeuten kann, zusammen mit den unruhigen Vikaren der 68er-Generation am Predigerseminar Herborn. Schließlich hatte ich sowohl in den 70er als in den 80er Jahren mehrfach Gelegenheit, in unterschiedlicher Dauer das Lehren, Forschen und Lernen im Convivium einer amerikanischen Campus-Hochschule, der Pacific School of Religion in Berkeley, sowie an mehreren Hochschulen indonesischer und afrikanischer Kirchen mitzuerleben.

Gegenüber dieser insgesamt relativ kurzen Zeit von ca. 10 Jahren war ich weit länger, nämlich ungefähr 35 Jahre involviert und engagiert im Leben relativ großer theologischer Fakultäten an mehreren, in die großstädtische Lebenswelt integrierten „Großuniversitäten": zuerst ca. 10 Jahre als Student und wissenschaftlicher Assistent, später ca. 25 Jahre als „ordentlicher" Professor und Institutsdirektor. Vergleiche ich rückblickend beide Grundmuster von akademischem Leben und Arbeiten, jenes an einer Campus-Hochschule für Theologie und jenes an einer theologischen Fakultät der modernen Großuniversität, so treten mir vier gravierende Unterscheidungsbereiche deutlich vor Augen. Wie alle erfahrungsbegründete Einschätzung ist auch die dieser vier Bereiche durch vielfältige Ambivalenzen bestimmt: Das für die Campus-Hochschule durch *face-to-face-relations* konstituierte Leben und Lernen im Sozialen Nahbereich wird von den einen eher als Nähe, Wärme, freundschaftlicher Austausch oder kreative Geselligkeit empfunden, wogegen bei anderen stärker unangenehme Einengungen wie soziale Kontrolle, *overprotecting*, Kumpanei oder Vereinnahmungstendenzen im Vordergrund ihrer gefühlsmäßigen Eindrücke und Erinnerung sind. Umgekehrt erleben nicht wenige Studenten (und Dozenten) die

anonyme und in ihrer „neuen Unübersichtlichkeit“ sozusagen abstrakte Sozialität der modernen Großuniversität als kalt, isolierend, in ihrer Komplexität beängstigend und verunsichernd-demotivierend, während andere Studenten (und Professoren) darin eher Chancen zur Distanz, zur „Einsamkeit und Freiheit“ (Humboldt) wissenschaftlichen Arbeitens sowie zu individueller und unabhängiger Lebensgestaltung sehen. Solche Ambivalenzen finden sich in allen hier anvisierten Unterschiedsbereichen, auch wenn sie von den unmittelbar Betroffenen oft nur in ihrer jeweiligen Einseitigkeit, also ganz positiv oder ganz negativ, wahrgenommen werden. Diese Ambivalenzen sind darüberhinaus wichtige Ansatzpunkte einer weitergehenden Reflexion über die Chancen und Grenzen, die nutzbaren Möglichkeiten und die Verkrustungsgefahren der jeweiligen Einrichtung; sie sind Ansatzpunkte nicht zuletzt für eine aktive und innovative Gestaltung des Hochschul-Alltags einschließlich eines immer stärker geforderten seriösen Marketings für die eigene Hochschule. Wenn darum im folgenden gleichsam *via positiva* die Chancen und Möglichkeiten der Campus-Hochschule zum Thema gemacht werden sollen, dürfen die kurz anvisierten Grenzen und Gefahren nicht aus dem Blick geraten oder als minder wichtig bagatellisiert werden.

1.

Dem Studierenden, der von einer theologischen Campus-Hochschule an eine der durch moderne Unübersichtlichkeit charakterisierten Großuniversitäten wechselt, fällt meistens schon bald auf, wie wenig Möglichkeiten zur persönlichen Kontaktnahme mit seinen Professoren, Dozenten, Assistenten und selbst Kommilitonen er hier vorfindet. Die an der Campus-Hochschule vorgegebenen und teilweise institutionalisierten Kontaktmöglichkeiten für die *peer-groups* der Studierenden müssen in der anonymen Großstadt-Universität erst gesucht oder gebildet werden; nicht selten kommt es vor, daß insbesondere die Fahrstudenten während ihres gesamten Studiums keinen Anschluß an eine solche Studierendengruppe finden und kein einziges Mal ein längeres persönliches Gespräch mit einem Dozenten über theologische oder wissenschaftsorganisatorische Fragen führen können. Damit aber sind wesentliche Voraussetzungen für ein effizientes Lernen im Erwachsenenalter in Frage gestellt. Spätestens seit Tobias Brochers vielzitierter Veröffentlichung über „Gruppendynamik und Erwachsenenbildung“ (1967) ist die Relevanz des in diesem simplen Buchtitel ausgedrückten fundamentalen Zusammenhangs zwischen der Ebene der gefühlsmäßigen Beziehungen und der des kognitiven Lernens auch für die Hochschuldidaktik im-

mer wieder diskutiert und bestätigt worden. Lernvorgänge schreiten offensichtlich besser voran, wenn sie in einen Gruppenprozeß mit seiner Dynamik von Akzeptiertsein und Widerstandserfahrung, von Vertrauen und Wettbewerb erfolgen. Viele, wohl die meisten Anfangs-Semester berichten, daß für sie die schwierige Veränderung mitgebrachter theologischer Grundeinstellungen in dem *mutuum colloquium* der *peer group* am ehesten möglich war und dann in konstruktive Perspektiven umgesetzt werden konnte. Zweifellos bestehen in diesem Bereich auf seiten einer Campus-Hochschule für Theologie weit bessere Ausgangsmöglichkeiten als in der anonymen Großstadt-Universität. Sie liegen in der vergleichsweise größeren *stabilitas loci* von Professoren und Studenten, im räumlichen Beieinander und den damit gegebenen organisatorischen Möglichkeiten für Zahl, Dauer und zeitliche Regelungen von Gruppenkontakten, sie liegen auch in den an Campus-Hochschulen gewöhnlich starken sportlichen wie geselligen Aktivitäten und deren emotionalen Eingaben in die Gruppenprozesse. Nicht zuletzt gilt das genauso für die ganz andere Qualität eines gemeinsamen spirituellen Lebens in Hochschulgottesdiensten, täglichen Andachten oder anderen Formen.

Andererseits sind gerade in diesem Bereich des Zusammenhangs von Lernfähigkeit und Gruppendynamik Gefährdungen im gemeinsamen Leben einer Campus-Hochschule nicht nur nicht auszuschließen, sondern manchmal deutlich zu beobachten: Gruppendynamische Veranstaltungen entwickeln ja leicht Eigengesetzlichkeiten, die sich in Hinsicht auf die Lernbereitschaft der Gruppenmitglieder oder auf die Veränderung ihrer eingeschliffenen, vor allem religiösen Denkmuster als kontraproduktiv erweisen. Solche Eigengesetzlichkeiten manifestieren sich vielfach in der Lust, ungewohnte, meist von der Realität abgehobene Gefühlserfahrungen immer weiter zu steigern, wobei die ursprünglich intendierte Diskussion einer Sachthematik leicht ganz aus dem Blick gerät. Eigengesetzlichkeit kann sich aber

Rektorat und Verwaltung

auch in der Erstarrung von *in-group*-stabilisierten Plausibilitätsstrukturen bestimmter theologischer Denkweisen darstellen. Auf die Chancen der Anwendung von Gruppendynamik wie auf die Verminderung ihrer Gefahren kann und wird gerade eine Campus-Hochschule leichter Einfluß nehmen können als die anonyme Großuniversität. Auf dem Campus bleiben formelle wie auch informelle Gruppenprozesse kaum geheim; man kann, wenn man iritierende Entwicklungen wahrnimmt, darüber sprechen, man kann auch ausgebildete oder geübte Begleiter anbieten, die die Chancen und Grenzen gruppendynamischer Verfahren aus eigenem Erleben kennen und damit so umgehen können, daß bewußte oder unbewußte Manipulation nicht befürchtet werden muß. Für Lerngruppen können ohne großen organisatorischen Aufwand Tutoren gefunden werden. Der Phantasie, die Wechselbeziehungen von Gruppenerlebnis und Lernprozeß im Sinne der gegebenen Aufgabe fruchtbar zu machen, sind an der Campus-Hochschule weit mehr Möglichkeiten als anderswo gegeben. Voraussetzung dafür ist freilich, daß solche Möglichkeiten in ihrer wissenschaftlichen Seriösität den Leitungsorganen bekannt sind und so für die eigene Hochschule bedacht und umgesetzt werden können.

Diskussion in einer Arbeitsgruppe

2.

Ebenso wichtig wie das Verhältnis von emotionaler und kognitiver Erfahrungsebene ist für den Lernprozeß m.E. das damit verwandte Verhältnis von *peer-group* (Altersgenossen, Kommilitonen, Mitstudierenden) und Lehr-Autorität (Lehrer, Professor …); im Bilde gesprochen: das Verhältnis von horizontaler Lerndimension und vertikaler Lerndimension. In den siebziger Jahren wurde von nicht wenigen Theoretikern wie Praktikern versucht, bestimmte Grundannahmen der anti-autoritären Erziehung auf die Hochschul-Didaktik zu übertragen, also selbstorganisierte Lern- oder Basisveranstaltungen den üblichen pro-

fessoren-autoritäts-fixierten Lehrveranstaltungen entgegenzustellen und die Professoren durch Nichtteilnahme an ihren Vorlesungen und Seminaren im eigenen eitlen Saft, wie man damals sagte, schmoren zu lassen. Durchgesetzt haben sich diese Formen des Studiums kaum. Im Gegenteil: In den meisten Fächern sind die Hörsäle (teils mit über 1000 Studenten) überfüllt, auch dort, wo man die Vorlesungsinhalte fast wörtlich in den Büchern der dozierenden Professoren oder ihrer Kollegen nachlesen kann. Offensichtlich wollen die meisten Studierenden ihren Professoren nicht nur im gedruckten Wort begegnen, sondern sie auch sehen, hören, ihre Anwesenheit empfinden – wenn möglich, mit ihnen sprechen, vielleicht gar diskutieren. All das ist an der Großuniversität nur in äußerst rudimentärer Form möglich. Selbst an deren theologischen Fakultäten mit ihren meist kleineren Studentenzahlen sind persönliche Kontakte mit den Professoren kaum zu realisieren: die Hochschullehrer wohnen in Vororten oder weit weg in einer anderen Stadt; sie sind zu allerlei wissenschaftlichen oder kirchlichen Tagungen und Gremien sowie zu eigener Vortragstätigkeit im In- und Ausland dauernd unterwegs. Viele sind wöchentlich maximal zwei Tage am Fachbereich präsent und dann terminlich völlig ausgebucht. Vielleicht trifft vieles heute genauso auf die Campus-Hochschullehrer zu, doch dürfte in den meisten Fällen zumindest die örtliche Erreichbarkeit leichter als in den Großstadtregionen sein.

„Nach dem Essen sollst du ruhen …“

Was meine eigene Erfahrung betrifft, so hatten wir damaligen Ki-Ho-Studenten vielerlei Begegnungsmöglichkeiten mit unseren Dozenten: nach den Lehrveranstaltungen, beim gemeinsamen Mittag- und Abendessen, bei zahlreichen „offenen Abenden“, bei den Andachten, bei mindestens einmal im Semester stattfindenden mehrtägigen Gemeindebesuchen, bei allerlei Hochschulforen und -festen. Dieser nähere Kontakt zu den Dozenten war keineswegs durch untertänige Verehrung charakterisiert, sondern durchaus auch damals durch Rückfrage, Widerspruch, offene Diskussion. Für meine persönliche Identitätsbildung als Theologe sind solche Begegnungen mit H.W. Wolff, F. Lang, H.

Schlingensiepen und dem damaligen Lehrbeauftragten Gustav W. Heinemann von entscheidender Bedeutung geworden und geblieben – und von späteren Kontakten zu Lehrpersonen bis hin zu Doktorvater oder Institutschef in dieser Dichte nicht mehr erreicht worden. Gewiß ist ein solch breites Kontaktspektrum heute so nicht mehr denkbar, auch nicht an Campus-Hochschulen. Dazu mag manches als heilige Vergangenheit nostalgisch verklärt erscheinen. Doch das Grundbedürfnis nach einem mehrdimensionalen, nicht auf Vorlesung und Seminar-Sitzung allein reduzierten Kontakt mit wichtigen Lehrpersonen oder nach einer Realisierung der vertikalen Dimension ist dadurch nicht aufgehoben, sondern muß wohl als ein Konstitutivum menschlichen Lernens angesehen werden.

„… oder 1000 Schritte tun!“
Fußballturnier neben der Mensa

Daß diesem Grundbedürfnis auch heute, wenngleich in modifizierten Formen Rechnung getragen werden kann, habe ich nicht nur an nordamerikanischen und anderen überseeischen Campus-Hochschulen für Theologie miterlebt, sondern auch unter den ganz anderen Bedingungen eines „gemeinsamen Lebens“ mit Vikaren aus der 68er Generation am Predigerseminar in Herborn. Obwohl viele von ihnen im Prinzip anti-autoritäre Theorien vertraten, waren sie doch an den über die Lehrveranstaltungen hinausgehenden Gelegenheiten zur Kommunikation interessiert: etwa beim gemeinsamen Essen, bei langen Spaziergängen zu zweit, bei Gelegenheit der üblichen Exkursionen ins Ausland, bei allfälligen Besuchen in der Vikariatsgemeinde, beim Tischtennisspiel und beim abendlichen Schoppen. Diese Kommunikation war ein wichtiger Baustein für ein gegenseitiges persönliches Verständnis, das über die (bleibenden) politischen und sozialtheoretischen Meinungsverschiedenheiten hinausging und zur Grundlage einer auf die Alltagserfahrungen und -probleme bezogenen gemeinsamen Arbeitens wurde. Gewiß sind hier und heute andere Inhalte und andere Formen in der Begegnung mit der Lehrautorität, insbesondere mit den Professoren, gefragt als 1951 oder 1971, als in Berkeley oder in Jakarta. Aber die sogenannte vertikale Dimensionen des Lernens fordert weiterhin ihr Recht, auch in Hinsicht auf ein breites psycho-soziales Spektrum von

Kontaktmöglichkeiten. Meines Erachtens hat die Campus-Hochschule hier wiederum die besseren Voraussetzungen: Sie könnte zum Vor- und Experimentierfeld neuer Entwicklungen werden. Eine der Voraussetzungen dazu ist freilich, daß der größere Teil ihrer Lehrpersonen tatsächlich am Campus wohnt, sich an bestimmten Modulen eines „gemeinsamen Lebens“ beteiligt - und für die Studierenden auch außerhalb der Sprechzeiten zu erreichen ist.

3.

Als dritten Unterscheidungsbereich zwischen Campus-Hochschule und räumlich diffuser Großuniversität benenne ich die Möglichkeiten und exemplarisch auch die Praxis von Spiritualität und geistlicher Gemeinschaft. Daß diese Dimension religiösen Lebens ihrem Wesen nach konstitutiver Teil einer theologischen Ausbildung oder Fortbildung sein muß, ist heute im Prinzip kaum noch umstritten und wird hier als vorgegebene Prämisse betrachtet. Sie kann auch dadurch nicht aufgehoben werden, daß die Formen des spirituellen Lebens einer Gemeinschaft sich abnutzen, veralten und absterben können. Ähnliches ist heute insbesondere für die vorrangig verbal, auf quasi-wissenschaftliche Schriftauslegung ausgerichteten angeblich klassisch protestantischen Formen von „Andacht“ oder selbst Gottesdienst zu beobachten: Die Teilnehmerzahlen gehen weiter zurück, die Andachten selber werden von Redenden und von Hörenden nicht selten als überanstrengt oder als ungeliebte Pflichtübung empfunden. Doch sind mit der Frustration über abgestandene Formen die prinzipiellen Fragen nach der Notwendigkeit von Spiritualität im gemeinsamen Leben sowie nach möglichen Alternativen zu ihrer formalen Gestaltung ja keineswegs erledigt. Tatsächlich ist gerade in den letzten Jahren vielfach und oft eindrucksvoll versucht worden, in diesem Bereich neue Wege zu gehen oder ganz alte Wege wieder freizulegen. Einer der überzeugendsten Versuche wurde und wird für mich am Pastoralkolleg Neuendettelsau praktiziert: eine unaufdringlich variierende Verknüpfung von Meditation (Bild, Ikone oder Musik), von Lesung, Gebet, Stille, eigener Besinnung, gemeinsamem Singen alter und neuer Lieder; das alles in einem Raum, der sich scheinbar in die Natur hinein öffnet, Weite und Ruhe vermittelt. Als wohltuend wird gerade das empfunden, daß hier kein Gefühl von Überanstregung durch steile Gedankenflüge oder penetrante Forderungsmoral aufkommt, daß der Teilnehmer vielmehr hineingenommen wird in ein beruhigtes Geborgensein in der Nähe Gottes. Die Einzelelemente dieser zwei Mal täglich stattfindenden, je 15–10 Minuten andauernden Andachten sind weder völlig neu noch exotisch, etwa fernöstlich inspiriert. Aber die Komposi-

Abendstimmung

tion als ganze vermittelt bei den meisten Kursteilnehmern einen Eindruck davon, wie eine Andacht sein könnte, die die Frustration an abgestanden-konventionellen Formen vermeidet, aber doch zur Geltung bringt, was Angenommensein in evangelischem Verständnis bedeutet.

Meines Erachtens ist es angesagt, solche „neuen“ oder unkonventionellen Formen von Spiritualität oder geistlichem Leben zu probieren, versuchsweise über bestimmte Zeiten hin zu etablieren - und vor allem, sie zu internalisieren, sie also dahingehend einzuüben, daß sie zu einem selbstverständlichen Element der eigenen Frömmigkeit und im Gemeindeleben werden. Auch dazu bedarf es der Gelegenheiten von Raum und gemeinsamer Zeitorganisation. Und eben auch dafür gibt es an den Campus-Hochschulen für Theologie weit mehr Möglichkeiten als an den durch diffuse Zerstreutheit charakterisierten Großuniversitäten. Man wird freilich einen langen Atem brauchen, um die oft bei Studierenden wie bei Dozierenden tief eingefahrenen Frustrationsschwellen gegenüber konventioneller Andacht zu überwinden oder sie ganz wegzuarbeiten.

4.

Neben diesen in die Axiome der Anthropologie reichenden Voraussetzungen eines fruchtbaren wissenschaftlichen, speziell theologischen Lernens, also neben Gesichtspunkten der Gruppendynamik, der „vertikalen“ (Lehr-)Autorität und der Spiritualität dürfen die mehr lern- und auch forschungs-organisatorischen Aspekte von Möglichkeiten einer Campus-Hochschule nicht vernachlässigt werden. Daß die meisten Menschen für ihr Lernen die mündliche Kommunikation, das verbale Hin und Her, letzten Endes ein *mutuum colloquium fratrum* brauchen und damit ihre in „Einsamkeit und Freiheit“ sich vollziehende Arbeit am Schreibtisch produktiv ergänzen müssen, wurde in anderem Zusammenhang bereits angedeutet. Aber auch da, wo ein *mutuum colloquium* im

Sommerfest am Waldhaus

Gruppenprozeß oder in der Kommunikation mit dem als Autorität gesuchten Lehrer nicht möglich ist, bedarf es der Gelegenheit zum Gespräch – möglichst mit mehreren Partnern mit je unterschiedlichen Auffassungen. Ersichtlich bietet

dazu der Campus oder das Studentenheim gute, in den meisten Fällen die besseren Gelegenheiten als sie der isoliert lebende Student einer Großuniversität findet.

Ebenso wichtig für den Lernprozeß ist das Feedback auf die ersten (übrigens auch auf die späteren) Versuche, theologische Sachverhalte mit eigenen Worten und in eigenformulierten Fragestellungen schriftlich oder mündlich zum Ausdruck zu bringen. Ein solches Feedback kann spontan erfolgen („das hat mir gefallen", „das habe ich noch nicht verstanden" …) und hat dann oft die größte Wirkung. In der deutschsprachigen Kommunikationskultur erfolgen solche Feedbacks im Unterschied zu anderen Kulturen jedoch eher zufällig und ungleichmäßig. Zwar kann geregeltes und konstruktives Feedback m.E. am besten in einem angeleiteten Gruppenprozeß gelernt werden, doch ist dazu nicht überall die Gelegenheit gegeben. Im Convivium mit Kommilitonen, die das gleiche Seminar besuchen oder vielleicht eine Seminararbeit mit dem gleichen Thema schreiben, ist der kurzphasige Austausch einschließlich des Feedbacks zu Einzelabschnitten, schließlich auch der abschließende Notenvergleich und die daraus folgende Diskussion über mögliche Lernpunkte weit leichter möglich als in der häufig gegebenen Anonymität eines Universitätsseminars. Den meisten Prüfern im Ersten Theologischen Examen sind zahlreiche Fälle bekannt, in denen Examenskandidaten fassungslos und ohne jedes Verständnis auf Bewertungen ihrer Hausarbeit oder einer mündlichen Prüfung mit den Zensuren „mangelhaft" oder gar „ungenügend" reagierten. In der Regel hing das damit zusammen, daß diese Kandidaten während des Studiums keinerlei Vergleichsmöglichkeiten mit den Arbeiten ihrer Kommilitonen gesucht hatten und darum auch keine realistische Selbsteinschätzung besaßen. Die eine oder andere Hausarbeit, womöglich durch den Dozenten oder Assistenten (in der Absicht, „nicht zu demotivieren") mit einer Gefälligkeitszensur benotet, konnten jedenfalls eine realistische Einschätzung ihrer Leistungsmöglichkeit nicht herstellen. In der Regel dürften solche Extremfälle wegen der unvermeidlichen Dichte von Kontakten und des oft impliziten gegenseitigen Vergleichens an einer Campus-Hochschule nur in Ausnahmen vorkommen, wenngleich sich ein Kommilitone auch dort ziemlich abschotten kann. Normalerweise wird sich der Campus-Student den sich im expliziten oder impliziten *peer-rating* entwickelnden Einflüssen nicht entziehen können.

Eine weitere Möglichkeit der Campus-Universität soll abschließend wenigstens angedeutet werden, obwohl sie in Deutschland im Unterschied zu den USA selten realisiert wird. Gemeint sind die Möglichkeiten zu kooperativer Projektarbeit, wie sie in natur- oder wirtschaftswissenschaftlichen Forschungszentren bewußt abseits vom Lehrbetrieb der Großuniversität und unter aus-

drücklicher Berücksichtigung der Faktoren „gemeinsames Leben“ und *„mutuum colloquium“* etabliert werden. Gemeinsame Forschungsprojekte brauchen den unkomplizierten Austausch, die schnelle Verständigung, das kurzhubige Feedback. Vielleicht lassen sich auch hier die großen Potentiale der Campus-Hochschule besser erschließen und nutzen.

*

Das Eigenprofil theologischer Campus-Hochschulen im deutschsprachigen Raum ist durch die charakteristischen Lebensformen des „Sozialen Nahbereiches“, insbesondere durch vielfältige Möglichkeiten unmittelbarer Kommunikation im wissenschaftlichen wie im spirituellen Bereich bestimmt. Es erscheint unverzichtbar im Spektrum theologischer Bildungseinrichtungen, wird aber m.E. gerade in seinen spezifischen Möglichkeiten nicht immer zureichend gewürdigt und nicht immer zureichend genutzt. Angesichts der neueren kirchlichen und wissenschaftspolitischen Entwicklungen ist nicht auszuschließen, daß die Campus-Hochschule in absehbarer Zeit von zentraler Bedeutung für die Ausbildung von Theologen wird. Es ist wünschenswert, daß sie dazu ihr Potential eines „gemeinsamen Lebens“ im Blick auf die Herausforderungen der modernen Lebenswelt neu und experimentell überdenkt und weiterentwickelt.

Karl-Wilhelm Dahm

Der „Sprung aus der Familie“ und der geheime Lehrplan einer Campus-Hochschule

Soziologisch-empirische Beobachtungen zur Wahl des Studienortes Augustana-Hochschule

Wer zum ersten Mal die Augustana-Hochschule in Neuendettelsau besucht, darf ruhig ein wenig verwundert sein. Eine Straßenkurve dieses kleinen mittelfränkischen Dorfes und noch eine Straßenkurve, und immer noch nichts anderes als die Hinweisschilder „Augustana-Hochschule“. Dann, von Wald umgeben, eine kleine Ansiedlung, Dorf im Dorf, wie alle evangelischen Einrichtungen in Neuendettelsau. Eine Ansiedlung kleiner und größerer Häuser, das ist die Augustana-Hochschule. Über die Wiese geht es zu den Wohnungen der Studierenden ebenso wie zur Mensa oder den Hörsälen. Idylle, dieser Gedanke liegt oben auf.

Irritiert fragt man wie frau sich, wer schon da hingeht, um zu studieren. Genauer gesagt, um Evangelische Theologie zu studieren.

Es geht mir bei dieser Frage nicht um die allgemein bekannten Gründe für das Theologiestudium an der Augustana: z.B. die Gründungsintention, eine staatsunabhängige theologische Fakultät zu schaffen, oder die Plazierung in Neuendettelsau, um die Einheit von Kirche, Diakonie und Mission auch praktisch zu zeigen. Mein Interesse richtet sich auf das Ineinandergreifen von scheinbar individuellen und rational begründbaren Entscheidungen für den Studienort Augustana in Neuendettelsau einerseits und von eher latenten, strukturellen Wirkungen auf Studierende durch das Arrangement Campus-Hochschule Augustana andererseits. Ich mache mich sekundäranalytisch auf die Spurensuche nach Zusammenhängen zwischen der Option, Pfarrer bzw. Pfarrerin zu werden, und der Wahl des Studienortes Augustana-Hochschule in Neuendettelsau. Dabei versuche ich einen Bogen zu spannen zwischen Aspekten, die sich auf die Herkunft beziehen, und Elementen, die die Augustana für die geplante spätere Berufsausübung als Pfarrerin oder Pfarrer bietet.

1. Der „Sprung aus der Familie“

Die Aufnahme eines Studiums bedeutet für die meisten Frauen und Männer den „Sprung aus der Familie“. Dabei nehmen sie Erfahrungen und Orientierungen mit, bewahren sie, bewerten sie neu und organisieren ihr eigenes Leben. Sie begegnen Fremdem und Vertrautem, lassen sich auf Neues, vielleicht Verunsi-

cherndes ein und versuchen den Übergang zu Zukünftigem, ihrer beruflichen Zukunft, zu gestalten.

In diesem Sinne möchte ich im Folgenden einige Gedanken über Theologiestudierende an der Augustana-Hochschule formulieren. Dabei lasse ich mich zunächst von dem sportlichen Bild der Sprungdisziplinen aus der Leichtathletik leiten. Denn mit dem „Sprung aus der Familie“ kann verschiedenes gemeint sein:

– die Frage, wie weit gesprungen wird, die Frage also nach der regionalen Mobilität;
– die Frage, wie hoch gesprungen wird, also die Frage nach der sozialen Mobilität;
– schließlich deren unterschiedliche Mischungen und Verbindungen.

Weitsprung?

Bei der Frage, wie *weit* denn die zukünftigen Theologinnen und Theologen aus dem Feld der Herkunftsfamilie springen, geht es um das Ausmaß der regionalen Mobilität. Diese läßt sich unter zwei Aspekten betrachten, der räumlichen Entfernung vom Elternhaus und der Veränderung des Lebensumfeldes hinsichtlich von Strukturmerkmalen.

Im Blick auf die räumlichen Entfernungen zwischen Studienort und Wohnsitz der Eltern belegt die Studie von Riess (1986), bei der allerdings Studierende der Augustana nicht zu der Erhebungsstichprobe gehörten, daß zwei Drittel der Studierenden zuerst entweder ganz bei ihren Eltern oder in einem Umkreis bis zu 100 km wohnen (vgl. Riess, 1986, 171). Die Studienanfängerinnen und -anfänger aus Bayern, die mit dem Theologiestudium an der Augustana beginnen, kamen bis 1983 zu ca. 1/3 aus der näheren Umgebung (bis 50 km) um Neuendettelsau. Das Ballungszentrum Nürnberg liegt innerhalb dieser 50 km-Zone. Aus einem Umkreis von ca. 100 km kommt ein weiteres Drittel der Studienanfängerinnen und -anfänger. Dieses Ergebnis für die Augustana ist nicht unbedingt spektakulär, da Neuendettelsau eher zentral für Bayern liegt, im Westen, Norden und Ostern sind es jenseits des 100 km-Radius nur noch ca. 50 km bis zur Landesgrenze, im Süden allerdings erstreckt sich Bayern nochmals ca. 100 km weit. Diejenigen, die mehr als 100 km entfernt von Neuendettelsau zuhause sind, also aus dem restlichen Bayern kommen, umfassen das letzte Drittel der Erstsemester.

Seit dem WS 83/84 verschiebt sich dieses Bild. Es wird weiter gesprungen. Die Studierenden, die im näheren Umfeld zuhause sind, nehmen ab, die über

100 km entfernt zuhause sind, nehmen deutlich zu und machen mehr als die Hälfte der Studienbeginnerinnen und -beginner aus. Es spricht einiges dafür, daß sich in diesem Befund für die regionale Herkunft der Theologiestudierenden die Verschiebung der evangelischen Bevölkerung in der Landeskirche spiegelt, die Zuwanderung von Protestanten in die südbayerische Diaspora.

In der bereits genannten Studie zu Theologiestudierenden, die sozialstatistische Merkmale prüft (vgl. Riess, 1986, 102ff), wurde aufgezeigt, daß die meisten Theologiestudierenden in Orten unter 20 000 Einwohnern aufgewachsen sind. Ob diese Aussage auch für die Studierenden in Neuendettelsau Geltung hat, ist sekundäranalytisch nicht einfach zu erfassen. Als Indikator für die Ortsgröße beziehe ich mich auf die Postleitzahl des Heimatortes, die bis 1993 vierstellig war. Da die Heimatadressen nur für Studienanfängerinnen und -anfänger aus Bayern zur Verfügung stehen, ist nur eine eingeschränkte Aussage möglich. Betrachtet man zwischen 1980 und 1993 die Studienanfängerinnen und -anfänger unter dem Gesichtspunkt, ob ihr Heimatort eine vollständige vierstellige Postleitzahl hat, dann kommen zwischen 76% und 40% aus solchen Orten.[1] Allerdings sind die Variationen zwischen den Jahren erheblich. Ein eindeutiger Trend läßt sich nicht ausmachen. Es spricht jedoch einiges dafür, daß mit der Wahl des Studienortes Neuendettelsau eine strukturelle Nähe von Wohnsitz und Studienort bevorzugt wird. Der erste Sprung soll für viele nicht zu weit gehen.

Aus einer anderen Perspektive kann die Wahl des Studienortes Neuendettelsau aber auch gedeutet werden als Annäherung an ein strukturelles Äquivalent des späteren Dienstortes. Immerhin sind der Großteil der Pfarrstellen in der Bayerischen Landeskirche eher in Orten der Größe von Neuendettelsau als in bayerischen (Groß-)Städten wie Erlangen und München, die Fakultäten für Evangelische Theologie haben.

Hochsprung?

Sich von der familiären Lebenswelt zu entfernen ist ein notwendiger, aber auch mit ambivalenten Gefühlen einhergehender Prozeß der Verselbständigung. In besonderer Weise bedeuten sozialer Auf- oder Abstieg, also vertikale Mobilität, keine einfachen Lebensübergänge. Es ist also zu fragen, ob und welche Prozesse vertikaler Mobilität sich bei Theologiestudierenden der Augustana ausma-

---

1 Damit korrespondiert, daß die Studierenden doppelt so häufig wie Jugendliche in der Bevölkerung aus der Landwirtschaft kommen; zwischen 2,9% und 6,6% bei einem Vergleichswert von 2,5% (Shell-Jugendstudie ’81).

chen lassen. Oder – wie *hoch* wird gesprungen? Dabei betrachte ich soziale Herkunft unter den Aspekten der Gruppenmobilität, hier des weiblichen Geschlechts und der sozialen Herkunft im engeren Sinne als Generationenmobilität.

Seit Ende der 60er Jahre steigern Frauen als Geschlechtsgruppe ihren Anteil an hoch qualifizierten Berufen. Das läßt sich auch deutlich an der Zunahme der weiblichen Anfängerinnen beim Theologiestudium an der Augustana zeigen. Lag der Frauenanteil bei den Studienanfängerinnen aus Bayern im Wintersemester 1972/73 noch bei 5,7%, so erhöht er sich bis zum Wintersemester 1978/79 auf 35%; diese Steigerung dürfte auch durch die in der Zwischenzeit (1975) in der Bayerischen Landeskirche eingeführte Frauenordination ausgelöst worden sein. Der Anteil von Frauen an allen Theologiestudierenden an der Augstana stieg dann in den letzten 15 Jahren mit leichten Schwankungen kontinuierlich an, von 27,1% im Wintersemester 1980/81 auf 43,7% im Wintersemester 1996/97.[2]

Die soziale Herkunft der Theologiestudierenden an der Augustana in Neuendettelsau wurde, nach den mir vorliegenden Unterlagen, statistisch bis zum Wintersemester 1990/91 erfaßt. Vergleichbare Angaben liegen jedoch nur jeweils für die Wintersemester 1980/81 bis Wintersemester 1990/91 vor, so daß ich mich auf diesen Ausschnitt beschränke.[3] Aus einem akademisch gebildeten Vaterhaus (zu Müttern gibt es keine Aussage) kommen zwischen 32–40% der Studierenden.[4] Die größte Gruppe der Vollakademikerväter bilden die Pfarrer, ihr Anteil liegt zwischen 7,8% und 13,9%, wobei die Anteile keinen systematischen Zeittrend aufweisen. Zwar erscheinen mir als Außenstehender sog. Pfarrersdynastien wahrnehmbar, von Berufsvererbung, d.h. einer sozialen Vererbung des Pfarrerberufs als einem relevanten Element im ausgehenden 20. Jahrhundert kann aber nicht mehr die Rede sein. Im Mittel kommt jede bzw. jeder 10. Studierende aus einem Pfarrhaus. Die Berufsvererbung verliert an Bedeutung, die Mittelschichtsdominanz der Theologiestudierenden ist jedoch ungebrochen.

---

2 Damit liegt der Frauenanteil an der Augustana etwas unter dem bundesdeutschen Durchschnitt für Studierenden aller Fächer, hier liegt der Frauenanteil bei 46% (Statistisches Bundesamt für Sommersemester 1996).

3 Erste statistische Daten zum väterlichen Beruf sind aus den Wintersemestern 72/73 und 73/74 vorhanden, da aber die Zuordnung von der seit WS 1980/81 abweicht, beschränke ich mich auf die Jahre mit vergleichbaren sozialen Herkunftsdaten.

4 Als Berufsgruppen bei den Akademikern werden aufgeführt: Beamte des höheren Dienstes, Richter, Lehrer, Pfarrer, Ärzte, Ingenieure, Architekten, Physiker.

Überproportional ist der Anteil von Theologiestudierenden, die Beamte[5] zum Vater haben. Während junge Frauen und Männer (nimmt man als Vergleich die Shell-Jugendstudie von 1981) in diesem Alter zu ca. 10% einen Beamten als Vater haben, sind mindestens 20% derer, die an der Augustana Theologie studieren, Beamtenkinder. Dagegen sind die Kinder von Arbeitern (Facharbeiter und angelernte Arbeiter) verschwindend gering vertreten. Während ihr Anteil in der Bevölkerung ca. 1/3 ausmacht, sind sie nur zu maximal 1/5 Studentinnen und Studenten an der Augustana-Hochschule.

Bei Prozessen des sozialen Aufstiegs über Generationen kam dem Lehrerberuf lange Zeit eine große Bedeutung zu; er galt als eine Art Eingangstor zu den akademischen Berufen insbesondere den klassischen Professionen Jura, Medizin und Theologie für die nachfolgende Generation. Mit einem Lehrer – wobei diese Gruppe nicht unterschieden wird in Grundschul-, Realschul- oder Gymnasiallehrer – als Vater können zwischen WS 80/81 und WS 90/91 zwischen 4,5% und 10,9% der Studierenden aufwarten.

Folglich wird auch der Pfarrerberuf oft als Aufstiegsberuf charakterisiert. Als ein Indikator für einen sozialen Aufstiegsberuf gilt das Heiratsverhalten der Berufsinhaber, eine Partnerinnenwahl nach oben. Auf diesen Mechanismus weist Sigrid Bormann-Heischkeil (1991, 167) hin. „Pfarrfrauen stammten seltener aus Pfarrhäusern und trotzdem etwas häufiger aus höheren Schichten als Pfarrer (belegt bis 1950). Nach Burger spricht dies dafür, ‚daß Pfarrer ein Aufstiegsberuf (war) insofern, als die jungen Theologen dazu neig(t)en, eine Frau zu heiraten, die eher aus sozial etwas höher gestellten Kreisen stammt(e) als sie selber‘.“ Mit der Zunahme beruflicher Qualifikation bei den Frauen verliert die Strategie an Bedeutung, Aufstiegssignale durch das Heiratsverhalten zu setzen.

Möglicherweise tradiert sich diese soziale Differenz in neuer Form, und die weiblichen Theologiestudierenden stammen im Durchschnitt aus sozial höheren Milieus als die männlichen Studierenden. Jedoch enthält die statistische Erfassung der sozialen Herkunft in den Unterlagen der Augustana, die an das Landeskirchenamt gehen, nicht geschlechtsspezifisch differenzierte Daten zur sozialen Herkunft der Theologiestudierenden.[6]

---

5 Hier fasse ich Richter und alle Beamten, die des höheren, gehobenen und mittleren Dienstes zusammen.

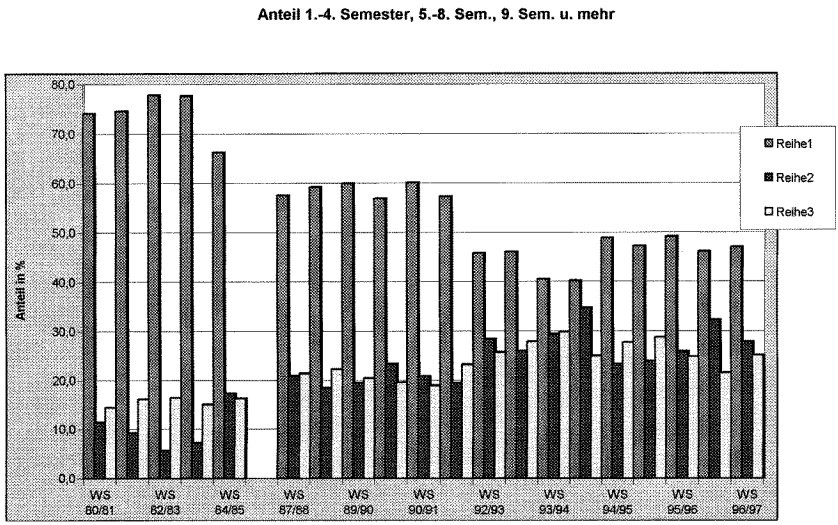
6 Auf folgende Aussage gründet sich die Vermutung, daß geschlechtsdifferenzierte soziale Herkunftsdaten zu Theologiestudentinnen interessant sein könnten: „Offiziere sind, wie in früheren Zeiten der Adel, fast überhaupt nicht vertreten, abgesehen von den Vätern der Theologiestudentinnen (1933/34: 4,5%)“ (Bormann-Heischkell. 1991, 164).

Im Blick auf die dürftige Ausstattung mit statistischen Daten schreibt dazu Sigrid Bormann-Heischkeil unter Rückgriff auf Burger 1954: „Das in der Kirche nicht sonderlich ausgebildete Interesse an Daten zur sozialen Herkunft der Pfarrer ist im allgemeinen von dem Bestreben geleitet, sich der ‚erfreulichen Verankerung des Pfarrstandes in allen Berufsschichten' zu vergewissern" (Bormann-Heischkeil, 1991, 150).

Dreisprung?

Die in gewissem Sinne maßgeschneiderte Disziplin für die Augustana war bis vor kurzem der Dreisprung. Drei Viertel der Studierenden an der Augustana sind nämlich zunächst (bis WS 1983/84) Anfangssemester. Sie kommen, um die alten Sprachen zu lernen, gehen dann an theolgische Fakultäten in Erlangen und München, Tübingen oder Heidelberg. Vom Wintersemester 1980/81 bis einschließlich Wintersemester 1983/84 sind zwischen 6 und 11% der Studierenden in den Studiensemestern 5 bis 8. Zu den letzten Semestern, für die Examensvorbereitung, tauchen viele wieder ein in die ländliche Abgeschiedenheit von Neuendettelsau. Auch der Anteil dieser Gruppe wächst. Während im Wintersemester 1980/81 nur knapp 15% der Studierenden in höheren Studiensemestern waren, schwankt ihr Anteil in den letzten 10 Jahren zwischen 19 und 30%. Ob dieses Kommen, Gehen und Wiederkommen das Studienverhalten einzelner abbildet, d.h. dieselben Frauen und Männer betrifft, kann aus dem statistischen Material nicht erschlossen werden. Diese Aussagen zur Studierendenstruktur beziehen sich auf die jeweiligen Studienabschnitte und ihre Repräsentanz an der Augustana.

Dieses Bild der Studierenden hat sich in den letzten Jahren verändert, und dazu trägt auch bei, daß die Augustana das Promotionsrecht erhalten hat. Die Stärken der Augustana liegen nicht mehr allein bei den Anfangssemestern, sondern alle Semester sind mittlerweile an der Augustana vertreten. Insbesondere die mittleren Semester haben eine Steigerung erfahren. So sind heute weniger als die Hälfte aller Studierenden Anfangssemester, und die Augustana gibt in der Zusammensetzung nach Semestern mittlerweile das Bild einer gut gegliederten Theologischen Hochschule ab.



Diese Veränderung kann auf inhaltlichen Entscheidungen beruhen, wie beispielsweise dem Lehrangebot, das sich nicht allein durch die Besetzung der Dozentur für Theologische Frauenforschung/Feministische Theologie bereichert hat. Aber auch pragmatischere Faktoren können hier (mit)entscheidend sein, wie z.B. das zur Verfügung stehende Wohnangebot oder auch die besonderen Begleitangebote für die Studierenden, z.B. Beratungen angesichts eines rauheren Windes auch auf dem kirchlichen Stellenmarkt.

2. Der geheime Lehrplan einer Campus-Hochschule

Was bedeuten diese Merkmale für die berufliche Sozialisation, für den Transformationsprozeß zu einer Pfarrerin bzw. zu einem Pfarrer? Mit Abnahme der Berufsvererbung nimmt der sozialisatorische Bedarf zu. Denn in die Berufsvererbung war immer schon die praktische Aneignung des Lebens in einem Pfarrhaus eingelassen: Organisation des Arbeitsvollzugs, Erwartungen an den Pfarrer (und seine Familie), Fremddeutungen sowie Selbstdeutungen als Pfarrer waren im kindlichen Alltag präsent.

Wenn die Entscheidung für den dörflichen Charme von Neuendettelsau ein Vorfühlen auf das Berufsumfeld darstellt, dann ist die Augustana auf ihr manifestes und latentes Angebot zur beruflichen Sozialisation, zur Aneignung der

Haltung als Pfarrerin oder Pfarrer zu prüfen. Da überlagern sich in den Erwartungen das idealtypische Bild des Pfarrers bzw. der Pfarrerin, das sich noch immer am Landpfarrer orientiert, und der in einer Flächenkirche wie Bayern erwartbare Einsatz in einer Landgemeinde. Theologie an der Augustana zu studieren, erscheint mir in noch deutlicherem Sinne berufliche Sozialisation zu sein, als ein Theologiestudium an Hochschulen oder Fakultäten, die durch eine städtische Umwelt geprägt sind.

Die Campus-Hochschule Augustana umfaßt durch ihr Arrangement als Arbeits- und Lebensgemeinschaft neben der theoretischen Wissensvermittlung auch Angebote zur Rollenübernahme, indem sie in gängige Routinen des Pfarrberufs und, quasi wie in einem Labor, in Organisationsstrukturen des Pfarrhauses einführt. In der Augustana, so meine Hypothese, werden diejenigen Elemente beruflicher Sozialisation angeboten, die, solange es ein hohes Maß an professioneller Selbstrekrutierung gab, weithin schon vorhanden waren.

Für die meisten, die Theologie studieren, steht das Berufsziel der Pfarrerin oder des Pfarrers fest. Zu den Charakteristika des Pfarrerberufs gehört, daß er soziologisch in Unterscheidung zu „Beruf“ als „Profession“ eingeordnet wird. Dabei darf nicht verhehlt werden, daß sich die Wissensmonopole[7] der klassischen Professionen durch einen radikalen Frauenausschluß konstituierten und folglich auch in ihrer Praxis als ein androzentrisches Konzept entwickelten.

Zu den Unterscheidungsmerkmalen zwischen „Beruf“ und „Profession“ gehört auf der Subjektseite, daß sich ein „Professions“-Mitglied durch ein besonderes Verhältnis zur Arbeit auszeichnet. Dieses Verhältnis wird durch eine tendenzielle Identität von Arbeit und Persönlichkeit beschrieben: Die gesamte Existenz ist quasi von der Profession durchdrungen. Die Arbeit verschmilzt mit der Person, ist Ausdruck der Persönlichkeit. Hierin liegen auch die Fallstricke des Helfer-Syndroms. Die Trennung von Arbeit und Leben dagegen gilt als konstitutiv für „Beruf“, der sich im Zuge der Industrialisierung herausgebildet hat, als beispielsweise das Kontor aus dem Heim ausgelagert wurde. „Beruf“ wird zu außerhäuslicher Erwerbsarbeit und oft auch in der Weise äußerlich erlebt, daß jenseits davon – in der Familie - das eigentliche Leben liegt.

Für professionell Tätige gilt tendenziell: Arbeit ist Leben und Leben ist Arbeit. Die Verpflichtung für Ordinierte auf die kirchliche Lebensordnung für

---

7 Ein charakteristisches Merkmal der Profession ist, daß der Markt für das fachliche Wissen geschlossen ist. Die Mitglieder der Profession haben ein Monopol auf die einschlägige Kompetenz, und sie kontrollieren die Zugangsbedingungen zur legalen Berufsausübung (vgl. Daheim, 1967, 39ff.). Konkret werden diese Charakteristika für eine Profession für Pfarrer und Pfarrerinnen an der Ordination sichtbar.

Ordinierte ist ein Indiz dafür, daß nicht nur von seiten der Subjekte Arbeit und Leben nicht getrennt werden.[8] Diese Praxis und Selbstdeutung steht im Zusammenhang mit der engen Verknüpfung von Persönlichkeit und Tätigkeit. Die weitgehende Präsenz des beruflichen Tuns in dem Bereich, der den meisten als Privatbereich gilt, ist in der Präsenzpflicht im Pfarrhaus institutionalisiert. Im Verhältnis zu den Arbeitsaufgaben geht es nicht um die Erfüllung von Funktionen, sondern um einen ganzheitlichen Aufgabenbezug, der sich über soziale

Mittagessen in der Mensa

Werte legitimiert. Hier liegen die strukturellen Wurzeln für die paternalen Dimensionen professioneller Berufsausübung. Diese Problemlösungskapazität nimmt bezeichnenderweise auch in den Pfarrer/in-Fernsehserien breiten Raum ein. Dabei ist handlungsleitend nicht allein wissenschaftliche Erkenntnis, sondern in gleicher Weise Erfahrungswissen, das zusammen in der Selbstdeutung

8 Die für die Profession typische Nicht-Trennung von Arbeit und Leben hat enge Beziehungen zum Berufskonzept bei Luther. Darauf rekurriert Max Weber, wenn er die „Protestantische Ethik“ und ihre Auswirkungen beschreibt.

oft als etwas Übersummatives, als „Kunst“ bezeichnet wird.[9] Die Kombination von theoretischem Wissen und nicht akademisch lernbarem Erfahrungswissen wird idealtypisch erworben in einer Meister-Lehrlings-Beziehung. Der Campus bietet diese Beziehungs- und Lernchancen zwischen Lehrenden und Studierenden.

Der Campus als Einübungsfeld

Es ist nicht nur das Dorf Neuendettelsau, sondern gleichfalls der Campus, der ein strukturelles Äquivalent, quasi ein Probeleben im Pfarrhaus, darstellt. Der Campus, gerade auch mit seinen Möglichkeiten der Sozialkontrolle, ist Vorbereitung auf das teilweise öffentliche Leben in einem Pfarrhaus. Zumindest in dörflichen Gemeinden, und diese sind die Mehrzahl, ist das Pfarrhaus auch ein Glashaus.

Mit diesem Bild folge ich Wolfgang Steck, der unter dem Titel „Im Glashaus: Die Pfarrfamilie als Sinnbild christlichen und bürgerlichen Lebens“ schreibt: „Das Pfarrhaus ist ein Haus mit gläsernen Wänden. ‚Es ist das öffentlichste Haus im ganzen Dorf; es wird von keinem Haus so viel geredet, als vom Pfarrhause und dem, was auf der Pfarre sich zuträgt‘“ (Steck, 1991, S. 109).

Blick von der Kapelle zum Kollegienhaus

Der Campus erscheint mir als Übungsfeld für die professionstypische Kombination von Bindung an ethische Standards, ganzheitlichem Problembezug und Freiheit der Entscheidung. Die Beziehungen zwischen Lehrenden und Lernenden reichen über die Vorlesung und das Seminar hinaus. In den Beratungs-

9 In diesem Sinne verstehe ich auch die folgende Äußerung: „Die Professionellen in der Kirche verstehen sich als ‚freischaffende Künstler und Unternehmer‘ … Daher insistiert er (der Pfarrer, J.B.) darauf, daß die Organisation ihm möglichst viel Freiheit läßt“ (Eva Renate Schmidt/Hans Georg Berg, 1995, 132f.).

angeboten erleben sie eine ganzheitliche Orientierung an ihrer Lebenssituation. Die Organisation des Studiums ist immer mit Entscheidungen verbunden, und das Gelingen eines Studiums ist Nachweis der Fähigkeit zur autonomen Arbeitsorganisation und der eigenen Entscheidung über Schwerpunkte. Die Strukturen an der Augustana scheinen außerdem durchaus Parallelen zu den organisatorischen Anforderungen in einer Kirchengemeinde zu haben. Die Angebote, die Unterhaltungs- wie die Bildungsangebote jenseits der Lehrveranstaltungen, werden weitgehend von den Studierenden selbst geplant und umgesetzt. Die aktive Gestaltung des Lebens auf dem Campus mag ein Vorgeschmack sein auf die eigene Rolle bei der Gestaltung des Gemeindelebens und ermöglicht gleichzeitig sozialisatorisch die Erfahrung, wie man und frau sich mit organisatorischen, ökonomischen u.ä. Arbeitsbedingungen und Machtstrukturen arrangieren kann und muß.

Kurrende-Probe im Freien

Möglicherweise ist der Campus der Augustana aber nicht nur eine Vorbereitung, sondern auch eine Prüfung, ob und inwieweit nach dem Modell der Profession, das sich gerade durch eine Nichtunterscheidung von Arbeit und Persönlichkeit, Beruf und Leben auszeichnet, gelebt und gearbeitet werden kann. In diesem Zusammenhang mag sich die Verschiebung in der Semesterstruktur der Theologiestudierenden an der Augustana auch dadurch erklären, daß die professions-sozialisatorischen Impulse nachhaltiger – in jedem Studienabschnitt – nachgesucht werden. Und das könnte zugleich einer der Gründe sein, warum die Studierendenzahlen an der Augustana nicht zurückgehen. Von der rückläufigen Zahl aller derer, die Theologie studieren wollen, entscheiden sich relativ immer mehr für das berufliche Sozialisationsangebot der Augustana.

Es kann aber auch sein, daß ungeachtet der positiven Resonanz auf die Augustana – wie in den beiden anderen klassischen Professionen Medizin und Jura – die Berufsausübung nach dem Modell der Profession im Veralten ist. Es wäre dann zu fragen, wo neue Modelle für die theologische Profession in Sicht sind.

Welche Auswirkungen wird es auf das Studium der Theologie an der Augustana haben, wenn mit der Einstellungsliste beispielsweise die paternale Fürsorge der Landeskirche für ihren Nachwuchs brüchig wird? Welche Auswirkungen hat eine Frauenquote von mehr als 40% für den Status als Profession und den Berufsalltag von Pfarrerinnen und Pfarrern? Nach 50 Jahren sind es neue Fragen, die nach Antworten suchen.

Theologie an der Augustana studieren, das knüpft auch ein Band, das jenseits des Studiums nicht reißt. Die Freude des Wiedertreffens von Kommilitoninnen und Kommilitonen bekunden alle ehemaligen Augustanastudierenden, die ich gefragt habe. Unabhängig von der Intensität der Kontakte während ihrer Zeit in Neuendettelsau gibt es ganz offensichtlich ein Gefühl von Gemeinsamkeit. Erinnert fühle ich mich dabei an eine Reportage in FOCUS über Yale, die renommierteste Campus-Universität der USA: „Eines, da sind sich Lehrer und Lernende einig, dürfte jedoch niemals verloren gehen – das lebenslange Gemeinschaftsgefühl der Absolventen, das sich auf den festen Glauben an den eigenen Mythos gründet und auf eine sorgsam gepflegte Exklusivität. – Meine Freunde sind Yalies … Immer wieder komme ich nach Yale zurück.“ Die Augustana, lange Zeit „klassische“ Anfangs- und Endstation für Theologiestudierende, könnte heute erneut und ganz im Sinne ihres Gründers Georg Merz nicht mehr nur der Initiation und Ergebnissicherung der akademischen Ausbildung im Fach Evangelische Theologie dienen, sondern auch in besonderer Weise der aneignenden Vorbereitung auf die Praxis als Pfarrerin bzw. Pfarrer. Möglicherweise liegt darin eine vergleichbare bindende und verbindende Kraft.

Campus-Leben

Literatur

Bormann-Heischkeil, Sigrid, Die soziale Herkunft der Pfarrer und ihrer Ehefrauen, in: Greiffenhagen, Martin (Hrsg.), Das evangelische Pfarrhaus, 1991, 149–174

Breuer, Hubertus u.a., Für Gott, für Vaterland und YALE, in: FOCUS vom 17.3.1997
Daheim, H.J., Der Beruf in der modernen Gesellschaft, Köln 1967
Greiffenhagen, Martin (Hrsg.), Das evangelische Pfarrhaus, Eine Kultur- und Sozialgeschichte, Stuttgart ^{2}1991
Riess, Richard, Pfarrer werden?, Zur Motivation von Theologiestudenten, Göttingen 1986
Steck, Wolfgang, Im Glashaus: Die Pfarrfamilie als Sinnbild christlichen und bürgerlichen Lebens, in: Greiffenhagen, Martin (Hrsg.), Das evangelische Pfarrhaus, 1991, 101-125
Schmidt, Eva Renate – Berg, Hans Georg, Beraten mit Kontakt, Gemeinde- und Organisationsberatung in der Kirche, Offenbach/M., 1995

Johanna Beyer

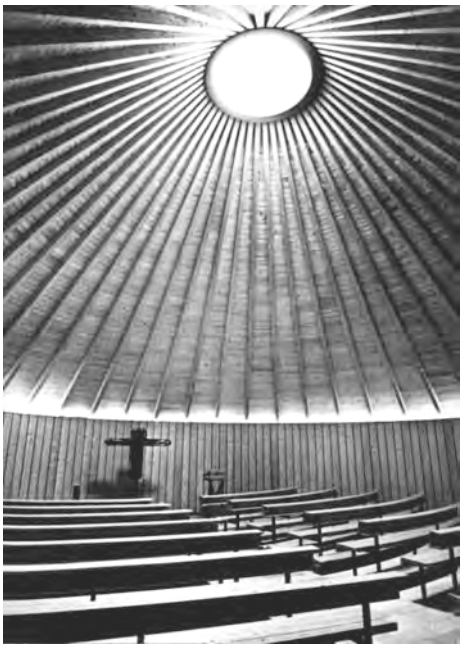
Experiendo fit Theologus (M. Luther)

In meiner Generation noch kamen Anfänger im Theologiestudium – es waren meistens Männer – aus einer geprägten Landschaft, nicht selten aus Pfarrhäusern. Sie kannten schon Grundinhalte der christlichen Tradition, sie kannten die Bibel und die wesentlichen Luthersprüche. Sie kannten die Bedeutung von Bräuchen und religiösen Zeiten. Sie wußten, was die Losungen waren und was die Adventszeit bedeutete. Mit dem allem kann man nicht mehr rechnen. Junge Männer und Frauen kommen aus unbezeichneten Landschaften und fast ohne religiöses Wissen. Sie kommen an eine Universität in der Großstadt, in der der Fachbereich Theologie sich nicht durch besondere Konturierungen von anderen Fachbereichen abhebt. Die Vorlesungen fangen nicht anders an als anderswo, die Woche fängt nicht anders an, und sie hört nicht anders auf. Gelegentlich kann man nicht nur am Inhalt, sondern auch am pastoralen Tonfall erkennen, was an diesem Fachbereich getrieben wird. Im Verlauf des Studiums ergibt sich eine Wissenslandschaft, mehr nicht. Es werden Lehren, Theorien und wissenschaftliche Methoden gelehrt, mehr nicht. Wenn Praxis bedacht wird, dann die Praxis der Vermittlung, nicht aber die der Selbstgestaltung. Angehende Pfarrer und Pfarrerinnen lernen keinen – so könnte man sagen – spirituellen Benimm. Sie lernen etwas über das Wesen des Gebets, sie lernen keine Formen des Betens. Sie lernen keine Methoden spiritueller Selbstgestaltung. Der Korrespondent der Theologie ist die Wissenschaft, nicht die Kirche. Schön ist an diesen Fakultäten die große (und selten genutzte) Möglichkeit des Diskurses mit anderen Fachbereichen: mit den Naturwissenschaften, mit der Philosophie, mit den medizinischen Wissenschaften. Die anderen Fachbereiche fordern der Theologie Klarheit, Wissenschaftlichkeit und Methode ab. Das behütet die Theologie davor, eine ressentimentgeladene Winkelwissenschaft zu werden mit obskurer Kirchlichkeit, die Aufklärung, Kritik und die Kälte des Zweifels scheut. Aber sie kann unter den gegenwärtigen Bedingungen der Universitäten kein spiritueller Ort sein, wie der Campus es sein könnte. Was ich an spirituellen Momenten auf dem Campus erwarte, kann ich unter drei Begriffen sagen: Konvivialität, spirituelle Landschaft und Kirchenbezug der Theologie.

Eine Campushochschule halte ich für überflüssig, wenn dort Studierende und Lehrende nicht anders aufeinander bezogen sind als an Staatsuniversitäten. Gibt es eine partnerschaftliche Nähe von Lehrenden und Studierenden? Begleiten die Lehrenden die Studierenden, oder gibt es nur die Sprechstunde montags zwischen 12 und 14 Uhr? Wissen die Lehrenden voneinander, woran die einzelnen arbeiten? Entwickeln sich gemeinsame Themen? Ißt man gele-

gentlich zusammen? Hat man gelegentlich gemeinsame Andachten oder Gebetszeiten?

Mit Konvivialität meine ich nicht einfach Nähe, von der im Augenblick alles erwartet wird. Ich meine nicht die größere Informalität und Lässigkeit eines kleineren Gebildes, davor graust mir eher. Ich meine damit Institutionen, in denen Menschen sich zur Kenntnis nehmen, die miteinander leben, miteinander arbeiten und gemeinsame Optionen haben. Ein Student an einer staatlichen Universität wird von der Institution kaum zur Kenntnis genommen. Er ist froh, wenn ein Professor seinen Namen kennt und sich an sein Gesicht erinnert. Ebensowenig wird ein Professor mit seiner Arbeit zur Kennnis genommen. Die Öffentlichkeit der großen Einrichtungen ist verfallen. Vielleicht sind sie zu groß, als daß es eine qualifizierte Öffentlichkeit geben könnte. Aber eine Gruppe braucht Einrichtungen der Aufmerksamkeit. Denn mich selber kenne ich auf Dauer nur, wenn ich zur Kenntnis genommen werde; wenn ich ein öffentlicher Mensch sein kann. Ich meine damit nicht personalistische Intimität, wie sie sich etwa durch Freundschaften oder andere private Beziehungen ergibt. Ich meine die Öffentlichkeit eines Gemeinwesens, das Zeuge des einzelnen ist und ihm damit zu sich selber verhilft.



Der Innenraum der Kapelle

Ich erwarte vom Campus, daß er eine spirituelle Landschaft ist. Ich erwarte also nicht nur vom einzelnen, daß er sich geistlich bildet und in dieser Bildung auf seinen Beruf vorbereitet. Die Kraft des einzelnen ist gering, und seine Gefahr ist, im unbezeichneten Leben zu versinken. Der Einzelne soll immer schon auf Einrichtungen stoßen, die ihm sein Verhalten nahelegen. Orte, Gesten, gegliederte Zeiten und Bräuche sind spirituelle Bildungsangebote. Allein kann

man sie kaum einrichten, zumindest ist es sehr schwer. Eine solche Landschaft baut den Menschen von außen nach innen, wie es jede Form tut. Er ist nun nicht mehr allein auf die Kraft seines eigenen Herzens angewiesen, die Einrichtung verhilft ihm zu seiner Stärke. Meine Frage an einen solchen Ort ist also: Haben Anfänge und Beendigungen ihre Geste – der Anfang des Semesters und sein Ende, Woche, Jahreszeit? Gibt es Rhythmen? Gibt es für solche Bedenkzeiten Formen, oder sind die einzelnen jeweils die Erfinder der Form? Gibt es stille und meditative Zeiten? Gibt es Andachten? Gibt es einen heilsamen Druck der Gemeinschaft auf den einzelnen, an ihnen teilzunehmen, und gibt es heilsame Möglichkeiten des einzelnen, sich zu entziehen? Solche Gebilde müssen ja ein beinahe unmögliches Kunststück fertigbringen, individualistischen Liberalismus zu vermeiden und Liberalität und den Abweg des einzelnen zuzulassen.

Ich erlaube mir, mit der folgenden Bemerkung eine persönliche Erfahrung zu berichten. Ich war lange Zeit in einem Kloster. In diesen Klöstern gab es zwei Gefahren, die eine war die kollektivistische. Das bedeutete, das Ganze verschluckte den einzelnen, und dem einzelnen war streng befohlen, in allen Gesten, Zeiteinteilungen und Lebensgestaltungen auf das Ganze bezogen zu sein. Der einzelne war immer eine Kopie des Ganzen. In der Zeit, in der das Ziel eines Klosters verschwamm und die Mönche ihr eigenes Leben nur noch schwer rechtfertigen konnten, verfiel die Strenge des Klosters, und in einem großen Liberalismus gestaltete jeder sein Leben, wie es ihm richtig erschien. Er suchte sich die Arbeit, die ihm richtig erschien. Lebensweisen, Arbeiten und Ziele wurden immer weniger miteinander abgestimmt. Die Öffentlichkeit verfiel, weil die einzelnen nun weniger voneinander wußten und weil das allgemeine Ziel blaß geworden war. Die Klosterleitung reagierte mit immer mehr Liberalismus. Die Strenge verfiel. Es gibt aber keine Lebensidee ohne Strenge. Liberalismus in einer Gemeinschaft heißt immer, daß sie von den eigenen Zielen nicht überzeugt ist und an den Sinn der eigenen Institution nicht glaubt. Natürlich gibt es ideenlose Gebilde, die nur noch durch die eigene Strenge aufrechterhalten und innerlich gerechtfertigt werden. Aber das hebt die Tatsache nicht auf, daß der Geist die müde Gleichgültigkeit aus einem Gebilde vertreibt. Wenn eine Gemeinschaft von sich selber überzeugt ist und wenn sie ein Ziel hat, das sie zusammenhält, dann wird der einzelne sich nicht jederzeit zum Maßstab seines eigenen Verhaltens machen können. Er wird nicht jederzeit sein eigener Papst sein können, wie es bei Protestanten so beliebt ist. Wenn er abweicht vom Allgemeinen, von den Gesten und Gebärden, in denen sich das Allgemeine figuriert, von den Andachten und Formen, dann wird er sich rechtfertigen müssen, er wird streiten müssen, und die Gemeinschaft muß mit ihm streiten und kann nicht nur stumm zusehen. Noch einmal: es ist fast unmöglich, Freiheit und

Strenge in einer humanen Balance zu halten. Aber anders kann eine Gemeinschaft nicht gesund sein. Eine gesunde Gemeinschaft würde aus demütigen Freigeistern bestehen; als solche, die ihre Freiheit nicht verraten und die sich zugleich der Strenge einer Idee und einer Gruppe beugen könnten.

Andacht in der Kapelle

Ich versuche am Beispiel der Andacht zu zeigen, wie die Formen aussehen sollten, die den Campus bestimmen. Sie sollen einfach, gebunden und wortkarg sein. Eine Andacht soll kurz sein, weil alles, was man gewöhnlich tut, kurz und einfach sein soll. Was man gewöhnlich tut, kann nicht ausgeklügelt, verfeinert und besonders sein. Es soll Schwarzbrot sein, keine Sahnetorte. Das Problem von uns Theologen ist nur, daß wir, wo wir Gelegenheit dazu haben, gerne zeigen, daß wir theologische Kunstwerke hervorbringen können. Von jedem anderen erwarten wir Einfachheit, von uns selber aber das Besondere. Man müßte sich sagen, daß unsere theologischen Klügeleien die anderen langweilen.

Geprägte Formen und geprägte Sprache sind dort nötig, wo man eng zusammenlebt. In solchen Situationen braucht man Möglichkeiten der Distanz, die schafft die Form. Die Form grenzt ab, und Gemeinschaften ohne innere Grenzen und ohne Symbole innerer Begrenzung sind unerträglich. Je näher ich Menschen kenne, um so mehr brauche ich, daß sie eine Sprache sprechen, die nicht nur ihre eigene ist. Es tut unserer Eitelkeit gut zu wissen, daß ein Psalm durchweg doch besser ist als unsere eigenen Wortgeburten, allein schon deshalb, weil

er vor uns durch so vieler Münder und Herzen gegangen ist. Es ist außerdem bequemer, ihn zu nehmen, als sich stundenlang mit mühsamen Selbstversuchen zu quälen. Ich nenne das Wort bequem ohne Scheu. Denn was man regelmäßig tut, kann man nicht mit übergroßem Aufwand tun. Man muß lernen, es beiläufig zu tun und mit leichter Hand. Protestanten kennen allerdings wenig Beiläufigkeit, sie halten sie für Oberflächlichkeit. Es gibt auch das selbstverschuldete Scheitern durch zu große Vorhaben; durch zu große Echtheits- und Existentialitätswünsche. Ich habe vor kurzem an einem Salbungsgottesdienst teilgenommen, der erstickte an seiner eigenen Hehre. Alle Gesten wurden von allen so weihevoll ausgeführt, als salbte jeder einzelne einen Papst. Heilsame Beiläufigkeit bewahrt uns vor religiösem Gefühlskitsch. Man muß darauf aus sein, etwas Durchschnittliches zu tun. Erst dies ist für viele erträglich. Natürlich fällt dies schwer, weil alle Originale sein wollen, nicht Schwarzbrot.

Wortkarg müssen die Andachten oder andere Formen sein, die Menschen versuchen, die nahe zusammenleben. Die Zerstörung der Sprache durch ihre Inflationierung ist kaum noch zu ertragen. Ich selber fühle mich inzwischen geradezu mit Messern gestochen vor der Sprachgewalt, die mir in Gottesdiensten, Andachten und bei ähnlichen Anlässen angetan wird. Je weniger die Agende als Diktat über den Gottesdiensten steht, um so klerikaler werden sie. Agendenbefreit ist der Pfarrer oder die Pfarrerin, die Gemeinde aber ist deren gestalterischer Phantasie und ihren Wortkaskaden hilflos ausgeliefert. Und so realisieren sie ihren *solo-verbo*-Glauben durch ein endloses Gerede. Der Pfarrer begrüßt die Gemeinde, er sagt uns, daß schönes Wetter ist oder schlechtes, er hat die Gebete formuliert nach dem Prinzip von Mary Webb: „Selbstgebackene Kuchen und selbstgemachte Gebete sind immer die besten“ (zitiert nach Mary Douglas). Der Pfarrer leitet mit erklärenden Sätzen Epistel und Evangelium ein. Er predigt, er hat neben der Predigt u.U. noch eine Taufansprache. Er spricht die Fürbitten, und sollte die Gemeinde dann noch Lebenszeichen geben, dann trifft sie in einem letzten Keulenschlag der selbstformulierte Segen. Er redet in

„Bilder einer Ausstellung“: Die Leihgabe von Oskar Koller im Foyer des Kollegienhauses

einem unaufhörlichen Zwang. Er versucht, alles Statuarische und Geprägte, jede Form und Formel durch die Rede zu ersetzen oder zumindest zu begründen. Und so wird der Gottesdienst zu einem Text, der gleichmütig unlesbar fließt und in dem es kaum noch Interpunktionen gibt. Ich empfinde diesen Redezwang immer wie eine Mischung aus Eitelkeit und Verzweiflung. Zur Spiritualität gehört das Bewußtsein der eigenen Endlichkeit und Begrenztheit. Ich muß nicht alles sagen, und ich habe Zeit. Man muß sich mit Brecht sagen, daß eine nutzlose Information und ein nutzloses Wort die Aufmerksamkeit zum *Schaden von etwas Wichtigerem* auf sich lenkt. Unnötige Wörter bedrohen die Klarheit unserer Themen, und sie kommen aus unserer eigenen Unklarheit. Ich frage an dieser Stelle: Kennt der Campus Einübungen der Stille? Gibt es Zeiten, die sich nicht durch Diskussion, Rede und Progress im Denken und in der Bewußtheit rechtfertigen? Kann man sich zumindest einmal im Semester einen Abend als großes Silentium vorstellen? Kann man sich eine Retraite von einem halben Tag vorstellen, einen „Wüstentag“, wie die amerikanischen Seminare ihn kennen?

Es ist erstaunlich, wie nachlässig wir mit den spirituellen Instrumenten der Tradition umgehen. Offensichtlich ist es schwer, von der Vorstellung zu lassen, wir müßten die Erfinder von allem sein und alles müsse mit uns anfangen. Ein Campus ist nicht dazu da, Wunderpfarrerinnen und Meisterbeter hervorzubringen. Aber es ist seine Pflicht, Menschen für ihren Beruf zu qualifizieren. Spirituelle Selbstgestaltung kann man lernen, wie man kochen lernen kann. Daß Pfarrer und Pfarrerinnen spirituell gebildete Menschen sind, daß sie wissen, was Schweigen und Reden ist, daß sie über einen Text nachdenken können und Methoden der Meditation kennen, das sind kühle Erwartungen an einen Beruf. Ich finde unsere Theologenausbildung an vielen Stellen bodenlos naiv. Es werden Menschen durch Sprachen gejagt, von denen sie nicht einmal bis zum Ende des Studiums profitieren. Und in der gleichen Anstalt wird ihnen das Alphabet spiritueller Figuren vorenthalten. Kein Wunder, daß so viele in diesen Berufen verkommen!

Ich habe als Moment einer Campusspiritualität den Kirchenbezug der Theologie genannt. Eine Theologie, die ohne Optionen ist und die sich darin erschöpft, Historie zu vermitteln, kann ich mir nicht vorstellen. Campushochschulen sind kirchliche Hochschulen. Ich kann mir vorstellen, daß die Kirche dort mit ihrer Aktualität stärker gegenwärtig ist. Ich meine damit nicht eine „Praxisnähe“, die aus Theorie- und Wissenschaftsverachtung besteht. Ich meine vor allem auch nicht damit, daß Kirche in das wissenschaftliche Denken hineinregiert und Vorgaben des Denkens macht. Ich meine vielmehr eine Theologie, die sich nicht darin erschöpft, Probleme des 16. Jahrhunderts zu traktieren, sondern Optionen hat und Subjekte kennt, auf die hin sie denkt und ihre Theo-

logie treibt. Es ist kein Zufall, daß die erste Dozentur für feministische Theologie an einer Campushochschule errichtet wurde. Man lernt auch Theologie, wenn man weiß, für wen man Theologie treibt. Die Hauptaufmerksamkeit der Fakultäten an den Staatsuniversitäten richtet sich ganz offensichtlich auf die Frage: Was ist klassisches theologisches Gut? Und es wird bedacht, weil es zum Kanon gehört. Die Aufmerksamkeit des Campus könnte eine andere sein: Wo leiden Menschen, was sind die Verwirrungen einer Zeit, und was sind ihre Gefahren? Wie kommt die Tradition mit den Hauptfragen der Gegenwart ins Gespräch? Ich könnte mir den Campus mit seiner Theologie riskanter vorstellen als die Theologie der Universitäten, irrtumsfähiger, weil er sich einmischt, und zugleich wahrheitsfähiger, weil er sich einmischt. Ich wünsche, die Campustheologie wäre eine Laus im Pelz der Kirche. Ich wünsche nicht, daß sie Instrument der Kirche wird.

Ich glaube nicht, daß man hauptsächlich durch Denken ein Theologe oder eine Theologin wird. Man muß auch Optionen und Wünsche lernen. Man muß auch Räume kennenlernen, in denen man Optionen und Wünsche gestalten kann. Der Campus könnte ein Ort sein, wo Wissenschaft und Option nicht im Gegensatz stehen oder unabhängig von einander sind. Die Frömmigkeit und die Aufklärung suchen schon lange eine Adresse, unter der sie beide zu finden sind.

Fulbert Steffensky

Ohne sie geht nichts:

Bilder von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Augustana

Ohne sie
geht nichts:

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

7

6

der Augustana-Hochschule

4

5

Folgende MitarbeiterInnen und Mitarbeiter sind abgebildet (v.l.):

Bild 1:
Regina Ringler, Inge Ammon, Ingrid Führhäußer, Doris Baum, Gabriele Wenning, Martha Weglöhner, Karin Fleischmann, Heike Halt

Bild 2:
Ella Düngfelder, Luise Müller

Bild 3:
Frau Häßlein

Bild 4:
Brigitte Kanzok, Andrea Siebert, Lydia Rauscher, Petra Götz

Bild 5:
Werner Errerd, Manfred Erdinger, Hans Maurer

Bild 6 (alphabetisch geordnet):
Marianne Adamski, Martin Bartholomäus, Anita Bogenreuther-Roth, Irene Böhm, Markus Bomba, Irmtraud Deininger, Erhard Diener, Waltraud Dommel, Ella Düngfelder, Werner Errerd, Karin Fleischmann, Ingrid Führhäuser, Gerda Geißelbrecht, Petra Götz, Heike Halt, Regina Jacob, Brigitte Kanzok, Wolfgang-Friedrich Krämer, Monika Lang, Martina Langenfelder, Hildegard Laub, Tobias Marquardt, Hans Maurer, Luise Müller, Lydia Rauscher, Erika Scherzer, Andrea Siebert, Elise Steigauf, Armin Stephan, Martha Weglöhner, Gabriele Wenning

Bild 7:
Regina Jacob, Markus Bomba, Martin Bartholomäus, Armin Stephan, Wolfgang-Friedrich Krämer

Nicht abgebildete Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter:

Aurelia Haas, Jost Grillenberger, Hildegard Laub, Thomas Riesch, Gudrun Schottmann-Willer

„… daß eine Hochschule von ihrem Studium lebt.“ Charme und Chance einer kirchlichen Hochschule

Riminese bin ich nicht, keines der Wirtschaftswunderkinder, keine Alt-68erin, die an den Grundfesten des Neuendettelsauer Establishments gerüttelt hätte, kein Blumenkind … An keinem der ersten vier Jahrzehnte seit Bestehen der Hochschule habe ich teilgenommen. Alle diese Zeiten des Studierens haben ihre eigene Geschichte und sind schon von anderen erzählt worden. Meine Gedanken über das Studieren an der Augustana-Hochschule anläßlich ihres 50jährigen Bestehens sind dagegen vom letzten Jahrzehnt des Geburtstagskindes bestimmt. Mein Blickwinkel ist geprägt von Gesprächen mit anderen Studierenden und meinem eigenen Erleben. Es ist der Blickwinkel einer Studentin, die hier ihre drei Sprachen gelernt und ihr Grundstudium absolviert hat, zur Examensvorbereitung zurückgekehrt ist und jetzt die Vorteile der Hochschule, v.a. im Hinblick auf die Bibliothek, als Promovendin nutzt.
Die Augustana-Hochschule hat viele Facetten. Durch die Campus-Situation bieten sich unzählige Möglichkeiten für Lern- und Aktivitätsmöglichkeiten außerhalb des Studiums. Gleichwohl möchte ich es aber mit dem Gründungsrektor der Hochschule, Georg Merz, halten, der anläßlich des 10jährigen Bestehens der Augustana-Hochschule gefordert hat: „Vor allem aber müssen wir bedenken, *daß eine Hochschule von ihrem Studium lebt.* Studieren aber heißt lernen, heißt unverdrossen und methodisch lernen … und methodisch Lernen heißt, daß es zwar verschiedene Wege gibt, aber alle nach dem selben Ziel streben. Darum gehört die kirchliche Hochschule mit der Fakultät zur gleichen Familie … Wir stehen in einer Gemeinschaft.“[1]

„…daß eine Hochschule von ihrem S t u d i u m *lebt.“*
Ist Studieren an einer kirchlichen Hochschule anders?

Die in der Überschrift aufgeworfene Frage läßt sich hinsichtlich der theologischen Ausbildung, der Studienmöglichkeiten, der Wissenschaftlichkeit und hinsichtlich ihres Fakultätscharakters mit einem glatten Nein beantworten. Es

---

1 Merz, Georg: Die Anfänge der Augustana-Hochschule und ihre Voraussetzungen; in: Das Wort Gottes in Geschichte und Gegenwart, hrsg. v. Wilhelm Andersen, München 1957, 248.

zeichnet die Augustana-Hochschule aus, daß sie den anderen Theologischen Fakultäten schon lange in keiner Weise mehr nachsteht.

Obwohl jeder Lehrstuhl nur einfach besetzt und jedem Fachbereich nur eine Assistentin oder ein Assistent zugeordnet ist, ist das Lehrangebot sehr gut abgedeckt und immer wieder mit besonderen Veranstaltungen bestückt. Dazu gehören interdisziplinäre Seminare und Übungen ebenso wie Seminare mit Co-Referenten aus anderen Fachgebieten, so beispielsweise ein Praktisch-theologisch/Medizinisches Seminar in Zusammenarbeit mit dem Mediziner Dr. Kappauf oder ein Systematisch-Ökumenisches Seminar mit dem katholischen Professor Dr. Brosseder, um nur einige zu nennen. Ein hohes Niveau in den Lehrveranstaltungen sowie kreative Methoden haben mich über die vielbemühte Bezeichnung „Theologisches Waldcafé“, die mir anläßlich der 40-Jahrfeier das erste Mal begegnete, immer schon schmunzeln lassen.

In den letzten zehn Jahren wuchsen der Hochschule das Promotions- und Habilitationsrecht zu, was Neuendettelsau auch für examinierte Theologinnen und Theologen attraktiv macht. Neben dem bewährten erweiterten Lehrangebot (Soziologische Vorlesungen, Bayerische Kirchengeschichte, Übung zum Judentum, Theologie und Musik, Diakoniewissenschaft, etc.) brachte die Errichtung eines philosophischen Lehrstuhls eine Bereicherung des Studiums. Noch mehr Impulse sind zu erwarten, wenn noch vor dem Jubiliäum im Dezember die Dozentin für Theologische Frauenforschung/Feministische Theologie für zunächst sechs Jahre ihre Lehrtätigkeit an der Augustana aufnehmen wird.

All dies gibt der kleinen Fakultät in Neuendettelsau ihren festen Platz unter den anderen Fakultäten, und dennoch …

„… daß eine H o c h s c h u l e *von ihrem Studium lebt.“*
Studieren an einer kirchlichen Hochschule ist anders!

Die Augustana als Campus-Hochschule hat ihren eigenen Charme, einige Extras und so manche Besonderheit.

Es beginnt quasi schon vor dem ersten Semester mit den in allen *drei* Sprachen angebotenen Feriensprachkursen. Dadurch läßt sich das Sprachenstudium neben dem Theologischen Arbeiten selbst bei drei zu erlernenden Sprachen auf drei Semester verkürzen, was den Spaß an der Theologie erheblich erhöht, die allerdings – beispielsweise durch das Übersetzen von Teilen der Confessio Augustana, dem Neuen Testament und Erklärungen zur Theologie der übersetzten Texte aus dem Ersten Testament – schon lange im Unterricht Einzug gehalten hat.

Durch kurze Wege auf dem Campus zwischen Hörsaal, Bibliothek und

Wohnheimen wird schon im Feriensprachkurs wie auch während der späteren Semester effizientes Arbeiten und das einfache Bilden von Arbeitsgruppen ermöglicht.

Arbeitsplätze im Lesesaal der Bibliothek

Wenn es an der Hochschule auch kein Tutoren-System gibt, wie beispielsweise an amerikanischen Universitäten in den Vereinigten Staaten, so kam es mir als Studienanfängerin doch zugute, mit älteren Semestern, zum Teil schon in der Examensvorbereitung, im selben Wohnheim zu wohnen oder in der Mensa zu Mittag zu essen. So manchen Tip für ein Buch, das heute in meinen Regalen steht, habe ich da erhalten, und umgekehrt habe ich die frischen theologischen Anfragen von Studienanfängerinnen und -anfängern als Examenskandidatin zu schätzen gewußt, die mich zwangen, theologische Fachtermini und Gedankengebäude in allgemeinverständliche Sprache zu übersetzen.

Ein entscheidender Vorteil, so denke ich, liegt in den kleinen Zahlen. Sprachkurse, Übungen, Pro- und Hauptseminare fordern so jede und jeden Einzelnen, bieten Zeit für intensive Auseinandersetzung mit der jeweiligen Thematik, spannende Diskussionen unter den Studierenden und die Möglichkeit zu unmittelbarem Kontakt mit den Dozierenden. Dies kommt in den Anfangssemestern v.a. dem gründlichen Erlernen der wissenschaftlichen Methoden zugute,

während es im Hauptstudium und in der Examensvorbereitung eigenes theologisches Denken schult. Anders als an den großen Fakultäten ist bei Seminaren oder Repetitorien mit ca. 20 Teilnehmenden jeder und jedem die Chance gegeben, sich durch Referate und Diskussionsbeiträge einzubringen.

Was die Augustana-Hochschule mit nur wenigen Fakultäten teilt, ist zum einen der Lehrstuhl für Missionstheologie und Religionswissenschaft, dessen in Verbindung mit dem Missionswerk durchgeführtem Praktikum in den Wintersemesterferien auch Studierende aus anderen Landeskirchen zuströmen. Durch das Missionswerk vor Ort und durch vielfache Kontakte zu Partneruniversitäten in aller Welt kommt man in den Genuß der Begegnung und des Studierens mit ausländischen Gästen und macht Erfahrungen, die nicht wenige dazu ermutigt haben, selbst ein oder zwei Semester im Ausland zu verbringen.

ExamenskandidatInnen im Meiserhaus

Zum anderen herrscht an der Hochschule eine Fülle an besonderen Angeboten im Hinblick auf die Praktische Theologie, deren praxisbezogene Homiletik- und Katechetik-Seminare jeder und jedem die Möglichkeit bieten, einen ersten Gottesdienst und eine erste Religionsstunde im authentischen Umfeld zu halten. Seit gut einem Jahr ist auch ein enger Kontakt zum Fachbereich Pflegemanagement vor Ort möglich, welcher aber längerfristig unter das gemeinsame Dach der Evang. Stiftungsfachhochschule in Nürnberg ziehen wird, was hoffentlich die entstandenen Kontakte nur vertieft und sie ergänzt um neue Beziehungen zu den anderen Fachbereichen. Diese Angebote in Verbindung mit interessanten Hauptseminaren in allen Fachbereichen machen das Studieren auch im Hauptstudium attraktiv.

Wofür die Augustana-Hochschule aber vor allem geschätzt wird, das sind die optimalen Möglichkeiten für die Vorbereitung auf das erste Theologische Examen. Wenn sich auch viele sehr genau überlegen, ob sie nach gewonnener oder schon immer gehabter Freiheit von der „Mutter Augustana“, wie sie einem manchmal nach den ersten Semestern erscheint, wieder nach Neuendettelsau

zurückkehren wollen, so entscheidet sich doch ein sehr hoher Prozentsatz für diesen Schritt. Gerade weil in *allen* fünf Examensfächern Repetitorien angeboten werden, deren Ruf und zum Teil deren Vorbereitungsmaterial und Papers weit über Bayern hinaus gehen, entschließen sich auch Studierende anderer Landeskirchen, sich hier auf ihr Examen vorzubereiten.

Dies liegt neben den genannten Gründen auch an einem weiteren Herzstück des Studierens an der Augustana-Hochschule, nämlich der Bibliothek. Sie wird von allen Semestern gleichermaßen genutzt, wenn auch die Examenskandidatinnen und -kandidaten zu Zeiten den Lesesaal übervölkern und dort mehr Stunden pro Tag und Nacht verbringen als in ihren Zimmern. Ermöglicht wird das durch ein einzigartiges Privileg für alle Studierenden: Sie haben mit einem eigenen Schlüssel 24 Stunden Zugang zum Präsenzbestand der Bibliothek. Somit ist es durchaus nicht selten, den Lesesaal auch gegen Mitternacht noch von einzelnen Schreibtischlampen erleuchtet zu sehen. Vor allem auch der Umfang des Buchbestandes ist angesichts der Größe der Fakultät enorm. Durch die demnächst beendete Umstellung der Erfassung der Bücher per EDV ist der

Auch vor dem Lesesaal läßt sich's studieren …

Zugang zum Katalog optimiert und ermöglicht den Studierenden und dem Bibliothekspersonal einen noch leichteren Zugriff auf die Bücher. Eines der „Extras“ ist sicherlich die stete Hilfsbereitschaft der Bibliothekskräfte, die bei der Literatursuche immer noch einen Tip auf Lager haben oder alles liegen und stehen lassen, um sich den Examenskandidatinnen und -kandidaten zu widmen, wenn die Themen für die Hausarbeiten ankommen. All dies ist sicherlich ein Grund dafür, warum man immer wieder auf ehemalige Studierende trifft, die sich als Vikarinnen und Vikare Literatur für das zweite Examen suchen oder als Pfarrerinnen und Pfarrer auf die Suche nach Predigthilfen oder nach Anregungen aus der Fülle der theologischen Zeitschriften machen und dafür gern an ihre ehemalige Hochschule zurückkehren.

„… daß eine Hochschule von ihrem Studium l e b t . *“*
Studieren an einer kirchlichen Hochschule ist anders.

Fakultät und kirchliche Hochschule beschreiten gleiche und verschiedene Wege, die aber zum selben Ziel führen, so hatte Georg Merz es formuliert.

Mag auch das Studieren im Mittelpunkt dieses Artikels stehen, so kann ich ihn doch nicht abschließen, ohne auf die besondere Form gemeinschaftlichen Lebens einzugehen, das an einer Kirchlichen Hochschule möglich ist. Studieren an der Augustana-Hochschule erscheint mir im Vergleich lebendiger und erfahrungsbezogener als das Studium an einer staatlichen Fakultät. So sehr ich es für nötig halte, dort zu studieren und sich v.a. auch an nichttheologischen Fakultäten umzuschauen und beispielsweise mit Naturwissenschaftlern in Kontakt zu kommen, so fordert doch andererseits das Eingebundensein in den praxisbezogenen Kontext der Kirchlichen Hochschule die einzelnen Studierenden eher dazu heraus, einen eigenen Standpunkt zu gewinnen und sich einzubringen. Einzubringen in eine Praxis, die durch Diakonie und Missionswerk vor Ort erfahren werden kann und auch dadurch geprägt ist, daß die Professoren und Assistentinnen und Assistenten an der Augustana-Hochschule zugleich ordinierte Pfarrerinnen und Pfarrer sind. Gottesdienstliche Gemeinschaft und aktuell diskutierte Theologie können sich treffen auf den Wegen des Campus.

Wie sehr dies in Zukunft der Fall sein wird, wie sehr das Studium neben dem „unverdrossenen und methodischen Lernen“ auch kontextuell geschieht und zu einer je eigenen Theologie bei den Studierenden führt, hängt m.E. auf der einen Seite von den durch die Zwischenprüfung markierten Veränderungen im Lehrangebot, auf der anderen Seite vom Engagement seitens des Lehrkörpers und der Studierenden angesichts der knapper werdenden Pfarrstellen ab.

Georg Merz verstand die Augustana-Hochschule noch als Ergänzung im Sin-

ne von Helferin der Fakultät. Ich denke, sie kann Ergänzung im Sinne von Bereicherung, von Überschuß sein, wenn wir bei allem erreichten Lehrangebot und bei aller Wissenschaftlichkeit nicht aus dem Blick verlieren, daß es sich um die theologische Ausbildungsstätte der Bayerischen Landeskirche handelt, wo nicht nur Theologie erlernt wird, sondern auch Bildung hin zum Beruf einer Pfarrerin oder eines Pfarrers möglich ist. Das macht den besonderen Charakter der Hochschule aus, des man sich immer wieder neu erinnern sollte.

Im Blick auf die nächsten 50 Jahre möchte ich daher nicht nur wünschen, daß sich die Feministische Theologie fest verankert, daß die Studienwoche mit ausländischen Gästen zu einer Selbstverständlichkeit wird, daß Gastdozenturen die Regel werden, und daß die Studierendenzahlen konstant bleiben, sondern ich möchte, dem etwas anderen Charakter des Studierens entsprechend, eine – hoffentlich inspirierende – Vision[2] an den Schluß zu stellen. Dabei ist weniger der traurige Ausgangspunkt der Geschichte mit der Augustana vergleichbar als das Ziel wünschenswert für ihre Zukunft …

Ein Kloster war in die Jahre gekommen. Einst war es ein großer Orden, jetzt aber litt es unter einem Mangel an Geist und Begeisterung. Es gab nur noch fünf Mönche dort, die alle um die 70 Jahre alt waren. Das Kloster war vom Aussterben bedroht.

In den tiefen Wäldern, die das Kloster umgaben, gab es eine kleine Hütte, die von den Rabbis aus der nahegelegenen Stadt aufgesucht wurde, wenn sie für ein paar Tage die Einsamkeit suchten.

Als wieder einmal ein Rabbi in der Hütte weilte, machte sich der Abt, der sich große Sorgen um den Fortbestand seines Klosters machte, auf den Weg, um den Rabbi zu besuchen. Vielleicht konnte dieser ihm einen Rat geben, wie das Kloster zu retten sei. Als er dem Rabbi sein Anliegen vortrug, konnte der aber nur in sein Klagen einstimmen: „Ich weiß genau, wie das ist, der rechte Geist ist aus den Menschen gewichen. Bei uns ist es das gleiche. Fast niemand mehr kommt in die Synagoge.“ Sie klagten gemeinsam, lasen Texte aus der Tora und sprachen über die tiefen Dinge des Lebens.

Als es Zeit war zu gehen, sagte der Abt: „Es war wie ein Geschenk, daß wir uns nach all den Jahren getroffen haben. Mein Ziel habe ich allerdings nicht erreicht – gibt es denn gar nichts, was du mir sagen kannst, nicht den kleinsten Rat, um mir zu helfen, mein vom Aussterben bedrohtes Kloster zu retten?“

„Nein, es tut mir wirklich leid. Das einzige, das ich dir mit auf den Weg geben kann, ist, daß der Messias einer von euch ist!“

---

2 „The Rabbi's Gift“, narrated by M. Scott Peck; Nacherzählung und Übersetzung durch die Verfasserin

Als der Abt zu den Mönchen zurückgekehrt war, wollten diese natürlich genau wissen, was der Rabbi gesagt hatte. Der Abt antwortete: „Er konnte uns auch nicht helfen, er hatte keinen Rat für uns. Das einzige, was er sagte, kurz bevor ich ging, war etwas sehr Geheimnisvolles, ja fast Kryptisches. Er sagte, der Messias sei einer von uns."

In den Tagen, Wochen und Monaten, die folgten, bedachten die Mönche diese Worte. Sie fragten sich, ob es unter ihnen irgendeinen Hinweis auf die Worte des Rabbis gebe.

Konnte er wirklich gemeint haben, daß einer von uns Mönchen hier in diesem Kloster der Messias sei? Und wenn ja, welcher? Würde man den Abt vermuten? Ja, wenn er überhaupt jemanden gemeint hat, dann wahrscheinlich den Abt. Er war schließlich schon länger als eine Generation der Vorsteher und Leiter des Klosters.

Oder könnte er vielleicht Bruder Thomas gemeint haben? Denn er ist sicherlich ein heiliger Mann. Jeder hier weiß, daß er ein Mann der Schrift ist.

Er hat sicherlich nicht Bruder Andreas gemeint. Der hat so eine schreckliche Veranlagung; immer kritisiert er. Aber wenn man es genauer bedenkt und im Nachhinein betrachtet, was er gesagt hat, dann muß man zugeben, daß er sehr oft recht hat und den Finger auf die wunden Punkte legt. Vielleicht hat der Rabbi ja gerade Bruder Andreas gemeint?!

Aber sicher nicht Bruder Philipp. Er ist so passiv und langsam. Ein richtiger Niemand. Andererseits ist er immer da, wenn man ihn braucht. Auf mysteriöse Weise taucht er immer genau dann an deiner Seite auf.

Natürlich hat der Rabbi nicht mich gemeint. Er kann auf keinen Fall mich gemeint haben! Ich bin doch nur ein ganz normaler Mensch!

Während die Mönche all diese Gedanken hin und her bewegten, begannen sie, einander mit außerordentlichem Respekt und großer Achtsamkeit zu behandeln, die verschiedenen theologischen Ansichten stehenzulassen, die Eigenarten zu tolerieren, konstruktive Kritik zu üben und all dies auf die unwahrscheinliche Möglichkeit hin, daß einer von ihnen der Messias sei. Und auf die noch unwahrscheinlichere Möglichkeit hin, daß jeder selbst der Messias sein könnte, ging plötzlich jeder selbst mit sich respektvoll und achtsam um.

Menschen, die das Kloster und seine Kirche wegen ihrer Schönheit besichtigten, begannen diese veränderte Atmosphäre des Respektes und der Achtsamkeit wahrzunehmen. Es gab etwas, das sie wieder anzog. Sie spürten den erneuerten Geist, und ohne genau zu ahnen, was sie dazu veranlaßte, kamen sie wieder …

Katrin Großmann

Wo man noch was bewegen kann …

Einblicke in eine ganz normale Woche AStA-Arbeit an der Augustana

In jedem Semester wählen die Studierenden der Augustana-Hochschule einen AStA (Allgemeiner Studierendenausschuß), dessen sieben VertreterInnen eine Art Sprachrohr für die Studierendenschaft nach innen und außen sein sollen, und noch einiges mehr … Um einen Eindruck davon zu vermitteln, was im Laufe eines Semesters im AStA passiert, welche Themen besprochen und über welche Fragen gestritten wird, lasse ich die Arbeit des AStA während einer Woche Revue passieren.

Montag. Die neue Woche beginnt mit der Dienstbesprechung im Rektorat. Hier treffen sich wöchentlich der Rektor, die Studierendenpfarrerin, ein Bibliothekar, die Hauswirtschaftsleiterin, der Verwaltungsleiter sowie aus dem AStA die Sozialreferentin und die Seniora. Kleine und große Informationen werden hier ausgetauscht – von der kaputten Waschmaschine, deren Reparatur am liebsten niemand bezahlen möchte, bis zur Terminabsprache von Veranstaltungen. Heute stehen Absprachen wegen der anstehenden Berufungsvorlesungen zur Besetzung des Philosophielehrstuhls im Mittelpunkt. Es gilt, die Örtlichkeiten für Vorträge und Nachbesprechungen festzulegen, außerdem wollen die Tagenden des Berufungsausschusses ausreichend mit Getränken versorgt sein. Die Seniora bittet darum, bei der Planung die VertreterInnen des AStA zu berücksichtigen, die an den Sitzungen teilnehmen. Außerdem berichtet die Sozialreferentin von den Ergebnissen der Umfrage, die sie unter den Studierenden betreffs ihrer Wünsche nach baulichen Veränderungen durchgeführt hat. Vom Einheitenzähler in einer hochschuleigenen Wohngemeinschaft über eine neue Küchenbank bis zum Umbau eines ganzen Hauses reichen die Vorschläge, die die Studierenden zahlreich gemacht haben. Die Sozialreferentin leitet die Ergebnisse an den Bauausschuß weiter, der über das weitere Vorgehen entscheiden wird. Ein Termin wird festgelegt, wann der Bauausschuß das nächste Mal tagt. Die Seniora und ein zweiter AStA-Referent werden hier ebenfalls teilnehmen und darauf achten, daß die Anregungen der Studierenden aufgenommen und zumindest teilweise realisiert werden.

Für den Abend hat die Politreferentin zu einem Vortrag eingeladen. Im Laufe eines Semesters finden mehrere Vorträge statt, die den Studierenden ein eigenes Forum zur politischen Meinungsbildung bieten sollen, so z.B. ein Vortrag über bosnische Flüchtlinge in Neuendettelsau, eine Diskussion mit einer Landtag-

sabgeordneten oder ein Bericht einer Mitarbeiterin des Missionswerkes über die Situation von Frauen in Tanzania. Das Thema des heutigen Abends verspricht einen vollen Hörsaal und eine angeregte Diskussion. Da sowohl in der Synode als auch in der Studierendenvollversammlung über den Umgang der Kirche mit Homosexuellen diskutiert wird, hat die Politreferentin Vertreter der „HuK“ (Homosexuelle und Kirche) zu einem Diskussionsabend eingeladen. Die Veranstaltung bietet neben Informationen zur Arbeit der HuK die Gelegenheit zu Fragen und zum Meinungsaustausch und für viele eine erste direkte Begegnung mit dem Thema. Lange und teils erhitzte Gespräche machen deutlich, wie groß der Informations- und Diskussionsbedarf hier ist und wie unterschiedliche Meinungen in der Studierendenschaft vorhanden sind.

Dienstag. Der gesamte AStA trifft sich zur wöchentlichen AStA-Sitzung. Obwohl die Sitzungen öffentlich sind und die Termine jeweils bekanntgegeben werden, kommen nur selten andere Studierende dazu. Aber spätestens wenn am Ende des Semesters die Studierenden dazu aufgerufen sind, den neuen AStA zu wählen, steigt das Interesse und die Beteiligung wieder. Die verschiedenen Referate des AStA berichten in der AStA-Sitzung darüber, was in der vergangenen Woche geschehen ist und was ansteht. Darüber hinaus werden aktuelle Fragen besprochen, Beschlüsse gefaßt und Aufgaben verteilt. Der Finanzreferent berichtet, daß ein Teil der Studierenden den Semesterbeitrag immer noch nicht bezahlt hat. Daraufhin beschließt man, Mahnungen zu verschicken, da der AStA auf diese Geldquelle angewiesen ist, um produktiv arbeiten zu können. Außerdem ist beim Finanzreferenten ein Antrag auf finanzielle Unterstützung eines Studenten eingegangen. Für solche Zwecke existiert ein studentischer Hilfsfond, mit dem Studierenden in finanziellen Nöten unter die Arme gegriffen werden kann. Nach der anonymen Schilderung der Lage des Betroffenen durch den Finanzreferenten gibt der AStA dem Antrag statt. Der Kulturreferent kann be-

AStA-„Arbeitsessen“

richten, daß die Vorbereitungen zum nächsten Augustana-Ball in vollem Gange sind und daß der „Lust-Ausschuß“, der aus Studierenden besteht und sich zur Ballvorbereitung zusammengefunden hat, einige Überraschungen für diesen kulturellen Höhepunkt des Hochschullebens auf Lager hat. Die Sozialreferentin faßt die Ergebnisse der letzten Dienstbesprechung zusammen und gibt den Termin für die nächste MitarbeiterInnen-Bar bekannt. Bei solchen Abenden können sich Studierende und MitarbeiterInnen in lockerer Runde und nicht „im Dienst“ besser kennenlernen. Die Politreferentin hat vor, in Zusammenarbeit mit dem Gemeindereferenten ein politisches Nachtgebet zum Jahrestag der Reichspogromnacht zu veranstalten. Der Gemeindereferent hat gerade eine Taizé-Nacht durchgeführt, bei der neben Angehörigen der Hochschule auch einige Jugendliche aus dem Dorf teilgenommen haben. Von einem Treffen mit dem Studienreformausschuß berichtet der Hochschulreferent. Dieser Ausschuß besteht aus einigen Dozierenden der Hochschule und VertreterInnen des AStA und soll eine Stellungnahme zu den neuesten Pläne der Ausbildungsreferentenkonferenz zur Studienreform erarbeiten. Der Hochschulreferent vertritt hier das Votum der Studierenden, das in der Studierendenvollversammlung abgestimmt wurde. Durch seine Mitarbeit in hochschulübergreifenden Gruppen kann er Informationen über das hochschulpolitische Geschehen weitergeben. Die Frauenreferentinnen, die dem AStA angegliedert sind – d.h. sie haben kein Stimmrecht im Hochschulrat, nehmen aber an den Sitzungen teil (nach der neuen Satzung gibt es in Zukunft *eine* Frauenreferentin *mit* Stimmrecht) – laden zum Frauenplenum am Nachmittag ein. Anschließend stellt die Seniora die Tagesordnung für die Hochschulratssitzung am Freitag vor, die einige Zeit vorher von ihr zusammen mit dem Rektor und der Studierendenpfarrerin aufgestellt wurde. Die AStA-Mitglieder gehen die einzelnen Tagesordnungspunkte durch und besprechen ihr Vorgehen besonders im Zusammenhang mit dem Antrag, den die Studierendenschaft an den Hochschulrat gestellt hat. Außerdem wird festgelegt, wer an

Selten so übersichtlich: das Schwarze Brett

den Sitzungen des Berufungsausschusses für die Besetzung des Philosophielehrstuhls in der kommenden Woche teilnimmt. Man beschließt, in der morgigen Studierendenvollversammlung einen Fragenkatalog zu erstellen, der bei der Befragung der BewerberInnen zu Hilfe gezogen werden kann.

Mittwoch. Mittags findet die Studierendenvollversammlung statt, das oberste beschlußkräftige Organ der Studierendenschaft. Die Tagesordnung hängt schon seit einer Woche zur Einsichtnahme aus. Nach Berichten der Referate und Terminbekanntgaben werden die angekündigten Punkte unter gekonnter Moderation der Verhandlungsleitung besprochen. Die „großen Brocken“ sind zum einen wieder das anstehende Berufungsverfahren, an dem alle Studierenden zur Teilnahme und Diskussion aufgerufen sind. In einer außerordentlichen Vollversammlung werden die Studierenden nach den Vorlesungen der BewerberInnen eine eigene Liste erstellen, die von drei stimmberechtigten studentischen VertreterInnen im Berufungsausschuß vertreten werden wird. Die Möglichkeit, an der Entscheidung mitzuwirken, wird erfahrungsgemäß bei Berufungen sehr gut wahrgenommen. Zwar enden nicht alle Berufungsverfahren aus der Sicht der Studierenden so erfreulich, wie es die weitgehende Beteiligung erhoffen ließe, doch das Votum der Studierendenvertreter hat, wenn sie *en bloc* abstimmen, oft einen nicht unerheblichen Einfluß auf das Zustandekommen der Vorschlagsliste, zumal die Dozierenden meistens geteilter Meinung sind; letzten Endes liegt die Entscheidumg beim Landeskirchenrat. Zum anderen informiert der Hochschulreferent über die Ergebnisse des Studienreformausschusses und stellt die Frage nach dem weiteren Vorgehen der Studierenden. Nach längerer Diskussion findet sich ein Ausschuß, der bis zur nächsten Vollversammlung eine Stellungnahme entwerfen soll, die dann als Antrag an den Hochschulrat gehen wird.

Donnerstag. Die Seniora trifft sich ein letztes Mal vor dem Hochschulrat mit dem Rektor, um für die morgige Sitzung schon einmal „vorzufühlen“ und die Anliegen des AStA zu erläutern. Solche vorherigen Absprachen sind nützlich, um Mißverständnisse möglichst zu vermeiden; manche Unstimmigkeit deutet sich auch schon hier an.

Der Gemeindereferent trifft die letzten Vorbereitungen für das Abendmahl in der Kapelle, das jede Woche von wechselnden Beteiligten unterschiedlich gestaltet wird und einen ruhigen Pol im Hochschulleben darstellt. Heute abend sind außer dem Gemeindereferenten eine Dozentin und mehrere Studierende an der Durchführung beteiligt.

Der Hochschulrat – Entscheidungsgremium der Augustana

Freitag. Den großen Schlußpunkt der Woche setzt der Hochschulrat am Freitagnachmittag. In gewöhnlich vier Sitzungen pro Semester wird hier Wohl und Wehe der Hochschule unter dem Vorsitz des Rektors besprochen. Neben allen Dozierenden und der Studierendenpfarrerin ist auch der gesamte AStA vertreten und stellt ein Drittel aller Stimmen. Deshalb ist die Arbeit im Hochschulrat auch so wichtig für den AStA. Die Belange der Studierenden können hier nicht nur artikuliert werden, sondern Forderungen und Vorschläge als Anträge gestellt und die Meinung der Studierendenschaft bei allen die Hochschule betreffenden Entscheidungen stimmkräftig vertreten werden. Daß die Studierenden derart ernstgenommen werden und ein solches festgeschriebenes Mitspracherecht haben, ist eine Seltenheit, auf die man stolz sein kann. Entsprechend intensiv bereitet man sich auf die Sitzungen des Hochschulrates vor, wobei ein guter Kontakt zum Rektor und zu den Dozierenden gepflegt wird. Die Themen, die im Hochschulrat diskutiert werden, reichen von der Errichtung neuer DoktorandInnenstellen über das Lehrveranstaltungsangebot und Anträge der Studierendenschaft bis zu Eingaben an die Synode. Die Seniora berichtet von der Arbeit des AStA seit der letzten Sitzung, gibt Termine bekannt und erläutert

einen Antrag, den die Studierendenschaft gestellt hat. Für eine gut funktionierende Gremienarbeit ist sicher zuträglich, daß die Augustana einen relativ kleinen und überschaubaren „Kosmos“ darstellt, innerhalb dessen die meisten Entscheidungen zum Tragen kommen. Der Weg vom Antrag über die Besprechung und Beschlußfassung bis zur Durchführung ist in den meisten Fällen erfreulich kurz und von wenigen bürokratischen Hindernissen begleitet, so daß man die Früchte der eigenen Arbeit manchmal schon nach kurzer Zeit sehen kann. Und trotz mancher hitziger Diskussion und Meinungsverschiedenheiten in langen Hochschulratssitzungen hat man sich bisher immer am Ende in Frieden getrennt …

Das Wochenende bringt zwar auch die wohlverdiente Erholung, aber daneben wieder den einen oder anderen Programmpunkt. Der Gemeindereferent fährt mit einigen Studierenden zum Gottesdienst in ein Nachbardorf, mit dessen Gemeinde die Hochschule seit langem Kontakt pflegt, und der Hochschulreferent ist schon wieder auf Achse und nimmt an einem Treffen einer studentischen Hochschulorganisation teil.

Eine ganz normale Woche? Zugegebenermaßen sah der AStA-Alltag zum Glück nie so aus – und wahrscheinlich hätten alle spätestens nach einer solchen Woche ihr Amt vor Erschöpfung niedergelegt. Um einen Einblick in die verschiedenen Aktivitäten und die vielfältige Gremienarbeit zu ermöglichen, habe ich die geschilderte Woche mit mehr Programmpunkten ausgefüllt, als selbst in den intensivsten Zeiten anfielen. In der Erinnerung an das Wintersemester 93/94, in dem ich Seniora war, halten sich zwar die Eindrücke von einem anstrengenden und angefüllten Semester, jedoch hat die Arbeit zusammen mit einem engagierten und produktiven AStA Spaß gemacht. Und daneben haben wir auch alle noch ganz normal ein bißchen studiert …

Ich hoffe, daß aus dem bisher Geschilderten deutlich wurde, ein wie vielfältiges Mitspracherecht die Studierenden an der Augustana durch den AStA haben, und es wird daher kaum ein Zufall sein, daß z.B. die Teilnehmer des „Runden Tisches“ zu Fragen der TheologInnenausbildung in Bayern fast alle ehemalige „Augustanis“ sind. Wenn man merkt, daß die eigene Arbeit nicht umsonst ist, sondern mitverfolgt und ernstgenommen wird, nimmt man das zeitraubende Engagement im AStA natürlich lieber auf sich, als wenn man das Gefühl haben muß, daß sich sowieso niemand dafür interessiert. So gesehen ist die Arbeit im AStA eine wirkliche Chance, an hochschulpolitischen Entscheidungen im kleinen und großen Kontext mitzuwirken, und eine gute Gelegenheit, selbständiges Arbeiten in einem Team zu lernen. Trotz früherer Gremienerfahrung habe ich

persönlich während meines AStA-Semesters viele neue Erfahrungen gesammelt und die Zeit als bereichernd empfunden.

Gerade angesichts dieser positiven Erfahrungen sind mir aber auch immer wieder die Grenzen der AStA-Arbeit deutlich geworden. Es gab Punkte, an denen wir mit den Dozierenden nicht einer Meinung waren oder das Gefühl hatten, nicht recht zu Wort zu kommen. Die Effektivität von studentischer Gremienarbeit hängt davon ab, inwieweit Hochschulrat und andere Instanzen bereit sind, auf das Votum der Studierenden zu hören und mit dem AStA zusammenzuarbeiten. Meistens war der Wille zur Zusammenarbeit erfreulich groß; vorhandene Konfliktquellen und kleinere Auseinandersetzungen machten die Arbeit jedoch bisweilen aufreibend und frustrierend.

Abgesehen von der Akzeptanz durch Rektor und Dozierende ist der AStA natürlich auf die Zusammenarbeit mit den Studierenden angewiesen. Auch hier gab es für uns erfreuliche Erlebnisse und Studierende, die an bestimmten Fragen engagiert mitdiskutierten oder die sich anderweitig am Hochschulleben beteiligten. Trotzdem erinnere ich mich gut an den resignierten Ausspruch einer Referentin, die angesichts eigener Überlastung und mangelnden Engagements anderer Studierender meinte: „Wozu haben sie uns denn gewählt? Doch dazu, daß wir uns um ihren Mist kümmern!“ Diese Äußerung spiegelt ein mir gut bekanntes Gefühl wider, nämlich ein willkommenes „Arbeitstier“ für die Studierenden zu sein, dessen Engagement aber bevorzugt dann wahrgenommen wird, wenn manche damit nicht einverstanden sind. Studierenden*voll*versammlungen waren oft recht spärlich besucht, so daß wir uns das eine oder andere Mal gefragt haben, wen wir eigentlich repräsentieren. Oft genug haben wir uns überlegt, mit welchen Tricks oder spektakulären Aktionen wir noch mehrere Studierende dazu anregen können, sich aktiv zu beteiligen.

Eine Studierendenvertretung ist kein Gremium, das den Studierenden die Arbeit abnimmt und ihnen das Denken erspart, sondern eines, das ihre Meinungen und Entscheidungen anderen gegenüber artikuliert und vertritt. Die Grenzen der AStA-Arbeit liegen genau da, wo die Mitarbeit der zu vertretenden Studierenden aufhört. Ein AStA kann und soll nicht das leisten, wozu Studierende keine Lust oder Zeit zu haben meinen. Bei einer konstruktiven Zusammenarbeit kann der AStA jedoch seine Funktion als Studierendenvertretung und Bindeglied zwischen den Instanzen gezielt wahrnehmen und deutlich machen, daß sich engagierte Mitarbeit lohnen und Freude machen kann.

Epilog

Seit der Abfassung meines Beitrages haben an der Augustana einige Veränderungen stattgefunden, die leider einen Nachtrag erforderlich machen. Während der letzten Monate wurde im Zuge einer Neufassung der Satzung die Stimmenverteilung im Berufungsausschuß bei der (Neu-)Besetzung eines Lehrstuhls abgeändert. Gegenüber dem alten Verfahren wurden die Mitbestimmungsmöglichkeiten der Studierenden und des Mittelbaus (Sprachdozenten, Assistierende und StudierentenpfarrerIn) deutlich beschnitten, insofern jetzt eine Zwei-Drittel-Mehrheit von Professoren genügt, um als Sperminorität eine Berufungsliste zu verhindern, die von allen anderen Ausschlußmitgliedern gewünscht wird. Diese Änderung geht zu Lasten der Studierenden und schränkt ihr Mitbestimmungsrecht in einem der wichtigsten Punkte ein. Ich halte diese Entwicklung für sehr bedauerlich, da sie die Möglichkeit der Studierenden reduziert, die Auswahl der ProfessorInnen, bei denen sie lernen sollen, in ihrem Sinne zu beeinflussen.

An der AStA-Arbeit, wie sie in diesem Beitrag beschrieben wurde, hat sich in den anderen Punkten nichts geändert, und die Möglichkeiten, wie Studierende ihren Interessen Ausdruck verleihen und sie durchsetzen können, sind an der Augustana-Hochschule noch immer außerordentlich groß. Trotzdem besteht angesichts der geschilderten Veränderung m.E. tendenziell die Gefahr, daß das Mitbestimmungsrecht der Studierenden zu einem wohlwollenden Mitredendürfen verkommt. Um so mehr muß man im Interesse der Augustana hoffen, daß die bisherige Bereitschaft zu offener Kommunikation und konstruktiver Kooperation wieder an Boden gewinnt.

Helga Plattner

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten …“

Ansichten aus dem Kulturleben einer Campushochschule

> Man tanzt, man schwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt – nun sage mir, wo es was Bessers gibt!
>
> – Johann Wolfgang von Goethe –

Einmal im Semester findet an der Augustana-Hochschule ein festlicher Abend statt, auch „Augustana-Ball“ genannt. Diesen Höhepunkt im Semester bereitet die Kulturreferentin/der Kulturreferent des AStA gemeinsam mit dem „Lustausschuß“ vor. Der Name dieser Kleingruppe bezeichnet mehr oder weniger dezent, worum es am festlichen Abend geht: Spaß sollen alle haben! Sowohl die Gäste wie auch die Studierenden, die im Lustausschuß planen und organisieren. Jeder Augustana-Ball steht dabei unter einem Motto, das den Rahmen für Atmosphäre und Verlauf des festlichen Abends abgibt. Der Große Hörsaal im Kollegiengebäude wird als Ballsaal genutzt, hergerichtet, ausgeschmückt und, wie es scheint, jedes Semester neu „verzaubert“.

Meine erste „Verzauberung“ fing schon lange vor dem großen Ereignis an, als der näherrückende Ball seine verheißungsvollen Schatten vorauswarf. Weil ich noch „neu“ war, hatte ich mich bei den Vorbereitungen zurückgehalten; ich wollte erst einmal sehen, wie es hier so lief mit dem „kulturellen Leben“ und wie die Studierenden ihre vielgepriesene Selbstverwaltung in diesem Fall umsetzen würden. Doch auch ohne selber im „Lustausschuß“ aktiv zu sein, bekam ich eine Menge von der Aufregung und Spannung mit, die die Vorbereitung solch eines Semesterhöhepunktes mit sich bringt. In der Mensa wurden Ansagen gemacht, es wurde um Mithilfe gebeten, Termine wurden durchgesagt, die Einladungen wurden verteilt. So nahm die Spannung zu, und die Vorfreude wuchs. Es wurde mir, je besser ich die Leute auf dem Campus kannte, immer wichtiger, nun auch auf eine ganz besonders schöne Art mit ihnen zu feiern.

Ich verließ also mit einigen anderen an diesem Abend das Wilhelm-Andersen-Haus und ging in Richtung Kollegiengebäude. Kaum lagen Seminargebäude und Bezzelhaus hinter uns, da tauchten vor uns Lichter auf. Im Dunkel der Nacht brannten Fackeln am Wegesrand und wiesen durch ihr Leuchten den Gästen den Weg. Bereits diese Atmosphäre draußen war vielversprechend. Aber als ich mit den anderen das Kollegiengebäude betrat, erreichte der Grad meiner „Verzauberung“ doch eine entschieden höhere Stufe. Hier, wo sonst für

„Verzauberte Welt“ beim Augustana-Ball

mich das *dages forte* herrschte, Augustin sich in 13 Büchern bekannte und Marcion, der große Ketzer der Alten Kirche, sein Unwesen trieb, hier waren die Wände plötzlich in Farbe eingetaucht. Es schien, als ob tausend goldene Sterne unter der Decke leuchteten, und an der Kopfseite des großen Hörsaals, dort, wo normalerweise der Overheadprojektor Texte zum Mitschreiben der Vorlesungen an die Wand wirft, lockte die märchenhafte Kulisse einer Stadt aus 1001 Nacht.

Der Saal füllte sich rasch. Man fand sich zusammen, tauschte die Plätze, tanzte, füllte die Gläser, stieß miteinander an. Vergessen war so manche ernste Diskussion, die in diesen Räumen noch vor kurzem stattgefunden hatte; vergessen oder vielmehr verdrängt vom befreiten Lachen und lockeren Blödeln in einer „wiederverzauberten“ Welt.

Neugierig sah ich mich um. Neben mir saßen drei ehemalige Studis und unterhielten sich über die „Kultbar“ vom Vorabend. Sie waren wohl extra angereist, weil solche Veranstaltungen beliebte Gelegenheiten sind, alte Freunde wiederzutreffen, in Erinnerungen an die eigene Augustana-Zeit zu schwelgen und neue Erfahrungen auszutauschen. Ich schmunzelte über ihr Gespräch;

Live-Musik für 1001 Nacht

schließlich hatte ich mir die „Kultbar“ auch nicht entgehen lassen. Sie ist *die* Chance für alle, die auf Kleinkunst oder Kabarett stehen und Lust haben auf kritisch-selbstkritische Beiträge über Theologie, Politik und die Freuden des Campuslebens oder auch einfach auf gute Live-Musik. Dabei hatte ich auch gleich die „Bar“ kennengelernt, ein kleines Haus am Rande des Campus, das außer für die „Kultbar“ jede Woche mittwochs zum Tanzen und auf ein Schlückchen Bier oder Wein seine Pforten öffnet. Die Bar war am Vorabend proppenvoll. Ein Programm, das nicht nur abend-, sondern beinahe „nachtfüllend“ gewesen war, wurde witzig moderiert. Hier lernt man seine Kommiliton/Innen von einer ganz anderen Seite kennen, und ihre Kreativität läßt eigene Ideen keimen …

Kabarett in der „Kultbar“

Ein sanfter Stoß holte mich zurück in die Wirklichkeit der verzauberten Welt. Ich sah mich um und bewunderte die Standardtänze, die in dichtem Gedränge gleichermaßen von Studierenden, Dozierenden und Gästen „aufs Parkett“ gelegt wurden. Woher die das bloß alle so gut konnten? Nach einiger Zeit bat der Kulturreferent für einen Augenblick um Aufmerksamkeit. Der Auftritt einer Bauchtänzerin wurde angekündigt, und sie tanzte uns alle noch mehr in den Traum von 1001 Nacht.

An der Theke gab es jetzt neben alkoholischen und alkoholfreien Getränken auch einen kleinen Stand mit belegten Brötchen für „den kleinen Hunger zwischendurch“. Ich entschied mich für ein Glas Sekt und stieß mit einer Freundin auf den Abend an. Weil ich eben gesehen hatte, wie toll sie getanzt hatte, machte ich ihr ein Kompliment, und sie erklärte mir daraufhin, daß es in jedem Semester einen Tanzkurs an der Augustana gibt, wo man seine „Kenntnisse“ auffrischen oder erweitern kann. Ich war begeistert und malte mir bereits in Gedanken aus, wie sich mein nächstes Semester gestalten könnte. Ich war mir nur noch nicht sicher, ob ich lieber im Chor mitsingen, im Bläserkreis mitspielen oder den Tanzkurs „belegen“ wollte. Oder vielleicht doch alles zusammen?

Der Sekt schmeckte wunderbar. Ein weiterer Höhepunkt des Abends war die

Versteigerung einer Palme in einer amerikanischen Versteigerung, die zugunsten der Semesterspende gehalten wurde. Die Semesterspende geht jedes halbe Jahr an ein anderes Projekt, das die Studierenden in der StV (Studierendenvollversammlung) bestimmen. Der ganze Hörsaal bot mit – die gute Stimmung kam der guten Sache zu Hilfe und umgekehrt. Nach der Versteigerung wurde ab 22.00 Uhr die Cocktailbar eröffnet. Ich war schon sehr gespannt, was sich wohl hinter dieser appetitlichen Bezeichnung versteckte. Im Einser-Hörsaal, wo ich mich für gewöhnlich mit *aleph, bet* und *gimel* rumschlug, waren gemütliche Sitzecken aufgebaut. Bei Kerzenschein konnten die Gäste hier wählen zwischen einem „Sternenstaub-“ oder einem „Ali Baba und die 40 Räuber-Cocktail“.

Trio bei den „Augustana-Classics“

Mit einem wunderbar farbenfrohen Getränk setzte ich mich bei leiser Hintergrundmusik mit Freunden zusammen. Wir unterhielten uns und erzählten, bei wem wir in der „Einladungsgruppe“ gewesen waren. Die Einladungsgruppen entstehen dadurch, daß die Dozierenden an der Augustana einmal im Jahr eine kleine Gruppe von Studis (so, daß alle gut verteilt sind) zu sich einladen, sie bekochen und einen netten Abend mit dieser Gruppe verbringen. Die Chance, seine Dozenten auch einmal privat von einer ganz anderen Seite zu erleben, mit ihren Interessen und Neigungen, im Ambiente ihres privaten Lebensrau-

Musik spontan: Klezmer-Session

mes, hat man an großen Universitäten selten. Ich habe das sehr schätzen gelernt. Wenn man sich am „Morgen danach“ wiedersieht, sieht man sich mit anderen Augen, und auch das Arbeiten macht dann wieder mehr Spaß. Wir waren jedenfalls alle begeistert.

Einige Studierende am Nebentisch unterhielten sich gerade über die bevorstehenden „Augustana-Classics“. Ich schlürfte an meinem Cocktail und fragte mich, was das nun wieder sei, als sie uns auch schon fragten, ob wir nicht vielleicht Lust hätten, selbst einen Beitrag zu leisten. Ein solcher Beitrag für die Augustana-Classics kann so aussehen, daß jede und jeder, die oder der ein „klassisches“ Instrument beherrscht bzw. sich auf irgendeine Art und Weise dieser Musik verbunden fühlt, die Möglichkeit hat, bei einem kleinen gemischten Konzert ihr/sein Debüt zu geben. Die „Classics“, so hieß es, haben ein gutes Niveau und werden von allen gerne besucht – der Hörsaal ist stets gut gefüllt.

Szene aus „10 Kleine Negerlein“ von Agatha Christie

Langsam wurde mir klar, daß der Augustana-Ball nicht nur ein schöner, aber einsamer Gipfel ist im weitläufigen Gebirge der Lehrveranstaltungen, sondern an der Augustana wie ein besonders schöner und blumenreicher Hügel eingebettet ist in eine ganze Kulturlandschaft. Denn das Gespräch kam nun bald auf das Theaterspiel, das in der eigenen Regie der Studierenden immer wieder ein-

drucksvolle Stücke in Szene gesetzt hat, von Shakespeares „Sommernachtstraum“ oder Hofmannsthals „Jedermann“ bis zu Agatha Christies „10 Kleine Negerlein“. Stets sind die Rollen mit unglaublicher Treffsicherheit verteilt – man kennt sich eben aus dem Campusleben nicht nur als geistiges bzw. geistliches Wesen, sondern nimmt den anderen auch als Person mit all ihren Besonderheiten wahr.

Aus dem großen Hörsaal kamen jetzt schon seit geraumer Zeit alle Varianten der „leichteren“ Muse. Es war inzwischen nach 0.00 Uhr und „Hip-sein war angesagt“. Ich tanzte noch die halbe Nacht, bis mir die Füße weh und die Cocktails ihre Wirkung taten und ich heimwärts in Richtung Wilhelm-Andersen-Haus schwankte.

Freudesatt fiel ich ins Bett – immer noch verzaubert von all dem, was ich an diesem Abend erlebt hatte. Mir war schon klar, daß diese Eindrücke lange noch nicht alles waren, was „Augustana-Kultur“ bedeuten konnte. Vor allem aber hatte ich gemerkt, worin die Chance lag, nämlich: machen zu können, was jede/jeder eben so kann, und daraus Freundschaften entstehen zu lassen, die alles miteinander verbinden.

Ich schlief bald ein. Im Traum begegnete mir erst undeutlich, dann immer deutlicher werdend die Gestalt von Professor Sommer, der mich in der nächsten Woche wieder im großen Hörsaal zur Vorlesung erwarten würde. Er schüttelte mißbilligend den Kopf und murmelte mit leisem Protest, was ich später noch oft von ihm hören sollte: „An der Augustana kommen die Studierenden gar nicht zum Studieren!“ Doch dann lächelte er plötzlich, lachte hell auf, und schwankte davon.

Im nächsten Semester bin ich Kulturreferentin im AStA geworden.

Anja Bremer

„Diakonie ist Kirche“

Rektor Hermann Schoenauer gilt bei seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern als gradliniger, offener und engagierter Mensch, der es bestens versteht, das Amt des Leiters der Diakonie Neuendettelsau nicht nur kompetent auszufüllen und sich auch in schwierigen Zeiten mit Intensität einzusetzen, sondern der auch leidenschaftlich für Ideen zu streiten bereit ist und bei komplexen Sachproblemen eindeutig plädiert.
Siegfried Miller und André Zabel, Theologiestudenten der Augustana-Hochschule, besuchten ihn im Frühjahr 1997 im Mutterhaus der Diakonie Neuendettelsau.

Miller: Herr Rektor Schoenauer, bevor Sie das Amt des Rektors übernahmen, waren Sie Pfarrer. Mit welcher Motivation haben Sie 1990 das Amt des Rektors übernommen?
Schoenauer: Meine Motivation war und ist, Diakonie als praktizierte Verkündigung zu gestalten. Es war und ist die Aufgabe, ein eigenes Profil für die Diakonie über intensive Schulung der Mitarbeiter, insbesondere in der christlichen Ethik, zu schaffen und außerdem, trotz der schwierigen finanziellen Lage, die Sicherheit der hier Beschäftigten zu gewährleisten. Durch fortschrittliche Innovation gilt es, die zukünftige Arbeit der Diakonie zu prägen.
Zabel: Welche Vor- und Nachteile sehen Sie für Neuendettelsau als Standort der Diakonie heute?
Schoenauer: Dazu muß man zunächst sagen, daß Pfarrer Wilhelm Löhe[1] den Standort gewählt hat, aber ursprünglich nicht vorhatte, eine Diakonissenanstalt zu gründen. Sein Anliegen war es, hier Frauen für den diakonischen Dienst in ihren eigenen Gemeinden zu befähigen. Daß es doch zu einem Diakoniewerk kam, lag ja daran, daß die Heimatgemeinden nicht in der Lage waren, diese anzustellen. In Neuendettelsau selbst haben wir nur ein Drittel unserer Einrichtungen. Die Mehrzahl ist letztendlich über ganz Bayern verstreut.
Der Vorteil an Neuendettelsau besteht sicherlich auch in der engen Nähe zur Augustana-Hochschule. Nachteile sehe ich nicht.
Zabel: Welchen Anteil haben eigentlich die Diakonissen am Werk?
Schoenauer: Die Anzahl der hauptberuflichen Mitarbeiter liegt inzwischen bei über 4500. Darunter sind 70 aktive Diakonissen und annähernd 200 Feier-

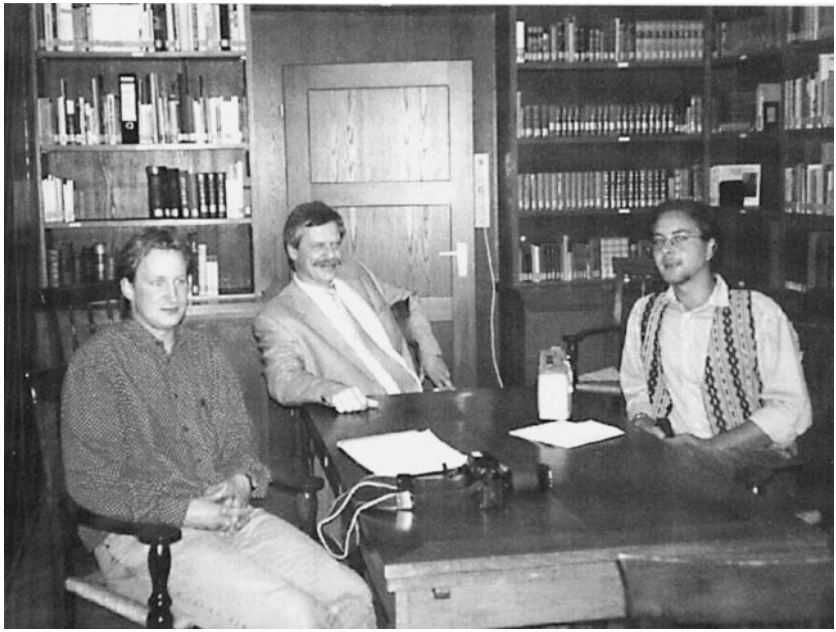
---

1 Wilhelm Löhe (1808–1872) war Gründer der Diakonissenanstalt in Neuendettelsau 1854.

abendschwestern. Auch wenn diese Zahl geringfügig erscheint, darf man diesen Anteil keinesfalls unterschätzen, weil sie eine wirklich wichtige Rolle spielen.
Zabel: Kann man die Diakonissen als Kern des Werkes bezeichnen?
Schoenauer: Ich würde es anders benennen. Diakonissen haben eine bedeutsame Stellung an der gesamten Arbeit und bringen vor allem auch den ideellen und geistigen Teil, der ja unsere christliche Grundlage bildet, ganz wesentlich ein. Unterschätzen darf man auch nicht ihren finanziellen Beitrag – manche Einrichtungen bestehen nur durch ihre Unterstützung. Der Gebetsdienst, den Diakonissen leisten, trägt unsere Arbeit.
Miller: Unter dem Gründungsrektor der Augustana-Hochschule, Georg Merz, gab es eine intensive Verbindung zum Diakoniewerk: Der sogenannte „Dienst mit der Schürze“[2] war für ihn obligatorisch. Heute ist die Verbindung viel lockerer zwischen den Studierenden und dem Diakoniewerk. Welche Verbindungen schätzen Sie am meisten?
Schoenauer: Die Augustana-Hochschule ist Teil der Laurentiusgemeinde. Die Gottesdienste werden gemeinsam von Mitarbeitern und Studierenden besucht. Auch beteiligen sich die Studierenden an den verschiedenen Andachts- und Meditationsangeboten. Das ist also der spirituelle Aspekt unserer Zusammenarbeit. Der praktische Einsatz der Studierenden ist sicherlich weniger geworden, aber das liegt an der gewachsenen Mobilität – die meisten sind wochenends nicht vor Ort.
Außerdem gehört zu meinen Aufgaben ein Lehrauftrag an der Augustana-Hochschule. In diesem Rahmen biete ich Semesterveranstaltungen zur Diakoniewissenschaft und Exkursionen an, die Einblick in die praktische Arbeit der Diakonie vermitteln.
Zabel: Was würden Sie denn an dieser Zusammenarbeit verbessern?
Schoenauer: Auf alle Fälle würde ich die Exkursionen ausbauen. Die Studenten werden vermutlich nie mehr die Möglichkeit haben, so intensive Einblicke in die diakonische Arbeit zu bekommen. – Warum gibt es eigentlich kein diakonisches Ausbildungsfach während des Theologiestudiums?
Miller: Herr Schoenauer, der Grundgedanke, einen Lehrstuhl für Pflegemanagement einzurichten, entsprang dem Gedanken, für höher qualifiziertes Pflegepersonal eine Ausbildungseinrichtung zu schaffen, die in der Lehre christlich-ethisch ausgerichtet ist. Welche Auswirkungen hat es, daß der Lehrauftrag nicht nach Neuendettelsau kam?

---

2 Der Dienst orientierte sich an Eph. 4,15.



Siegfried Miller (links) und André Zabel beim Interview mit Rektor Schoenauer

Schoenauer: Ich finde es schade und denke, daß dies nicht die günstigste Entscheidung war. Aber das ist meine Meinung. Es wäre eine große Chance gewesen. Die Kirche hat hier eine Innovation für die Zukunft versäumt.
Zabel: Zur Geschichte des Diakoniewerks gehört leider auch der Abtransport von Behinderten im Zusammenhang mit den Euthanasiemaßnahmen im Dritten Reich. Wie äußert sich dieses Bewußtsein heute?
Schoenauer: Das Buch von den beiden Historikern[3], das 1991 zu diesem Thema erschienen ist, wurde von uns in Auftrag gegeben. Es gab daraufhin Stimmen, die den Vorwurf erhoben, daß damit der Rektor[4] moralisch bewertet und verurteilt werden sollte. Das war aber keinesfalls unser Anliegen, sondern wir wollten durch diese längst fällige Aufarbeitung das Thema transparent machen. Die Verpflichtung, die wir daraus ableiten, ist die, den heute wieder auftau-

---

3 Vgl. Christine-Ruth Müller – Hans-Ludwig Siemen, „Warum sie sterben mußten“, Neustadt a.d. Aisch 1992.

4 Pfarrer Hans Lauerer war Rektor von 1918–1953.

chenden Äußerungen, wie „unwertes Leben“, entschieden entgegenzuwirken und in der Diskussion mit privaten Pflegedienstanbietern die christliche Ethik konsequent zu vertreten.
Miller: Diakonie hat alle notwendigen Stücke eines ganzheitlichen Christseins: Sozialer Dienst, Gemeinschaft, Verkündigung. Welche Rolle spielt Ihre persönliche Frömmigkeit bei der Amtsführung?
Schoenauer: Diakonie ist Kirche! – und nicht nur eine Lebensäußerung der Kirche. Ich bin überzeugter Lutheraner. Ich liebe Gottesdienste und halte sie auch gerne. Und ich kann dem Satz Löhes: „Alle Theologie geht vom Altar aus“ völlig zustimmen.
Miller: Welche Veränderungen stehen der Diakonie angesichts der schwieriger werdenden Lage in Zukunft bevor?
Schoenauer: Sie spielen damit wohl auf die finanziellen Schwierigkeiten an. Sicher ist zu befürchten, daß finanzielle Engpässe auf uns zukommen. Ein Problem ist die Deckelung der Pflegesätze für Intensiv-Pflegebedürftige. Individuelle Betreuung und Versorgung ist dadurch nicht mehr gewährleistet – aber gerade das zeichnet wesentlich das diakonische Profil aus. Auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes bieten wir unsere Arbeit auf dem Markt an. Technische Innovationen werden in diesen Pflegesätzen nicht mehr berücksichtigt, nicht mehr bezahlbar und damit nicht mehr ausführbar. Medizinischer Fortschritt ist aber ein notwendiger Bestandteil der Pflege.
Miller: Herr Schoenauer, eine andere Frage: Welche Schwerpunkte setzen Sie in ihrem Tagesablauf?
Schoenauer: Mein Tagesablauf ist bestimmt durch meine Funktion als Leiter der Diakonie Neuendettelsau. Dazu gehören Repräsentationsaufgaben, Gremienarbeit und Öffentlichkeitsarbeit.
Ich bemühe mich, innerhalb unserer Einrichtungen präsent zu sein, z.B. durch die Teilnahme an Leitungskonferenzen in den verschiedenen Arbeitsbereichen. Ein wesentlicher Punkt dabei ist, das diakonische Profil deutlich zu machen und den diakonischen Auftrag immer wieder durchzubuchstabieren. Außerdem bin ich Pfarrer an St. Laurentius und Seelsorger der Diakonissen.
Miller: Wird dies auch in Anspruch genommen?
Schoenauer: Natürlich.
Zabel: Ihre Diakonissen haben Sie als einen gradlinigen, direkten Menschen beschrieben, der das, was er sich vorgenommen hat, auch durchzusetzen vermag. Sind Sie ein schwieriger Chef?
Schoenauer (lacht): Nein, als schwieriger Chef würde ich mich nicht bezeichnen. Sicher bin ich durch meine Offenheit und Direktheit auch etwas unbequem, aber mir liegt viel daran, die Dinge offen zu nennen und Probleme zu klären.

Zabel: Welche Kompetenzen müßte ein möglicher Nachfolger mitbringen?
Schoenauer: Er müßte Theologe sein, Liebe zum Gottesdienst haben, aber auch Führungsqualitäten besitzen und über einen unternehmerischen Geist verfügen.
Zabel: Herr Schoenauer, stellen Sie sich vor, wir würden Ihnen zwei Millionen Mark überreichen, was würden Sie spontan damit machen?
Schoenauer: Ich würde den Bau des geplanten Krankenhauses vorantreiben und ich würde für differenziertere Behindertenwohnungen sorgen.
Miller: Welche Projekte oder Visionen möchten sie in Ihrer Amtszeit verwirklichen oder zumindest in Angriff nehmen?
Schoenauer: Ich möchte unsere Arbeit gern über die Grenzen von Bayern hinaus ausgedehnt sehen. Das ist meine Vision. Auch ein Zusammengehen mit anderen Wohlfahrtsverbänden muß man erwägen. Das nächstgrößere Projekt ist der Neubau des Krankenhauses.
Zabel: Werden Sie sich auf eine Zukunft ohne Diakonissen einrichten müssen?
Schoenauer: Es sieht vielleicht momentan so aus, aber wir beten dafür und vertrauen auf Gott, daß er uns neue Wege für Gemeinschaft zeigt.

Herr Rektor Schoenauer, haben Sie herzlichen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch wurde auf Tonband aufgezeichnet und auszugsweise wiedergegeben.

Siegfried Miller / André Zabel

„Worldwide-Web“
Eine Hochschule und ihre internationalen Kontakte

Die Augustana-Hochschule ist in ein weites Netz ökumenischer Kontakte eingebunden. Austauschprogramme verbinden sie mit der Theologischen Menighetsfakultet Oslo, dem Wartburg Theological Seminary Dubuque (Iowa, USA) und der Theologischen Akademie in Budapest. Es wurden in den vergangenen Jahren aber auch Brücken zu den lutherischen Kirchen in Papua-Neuguinea, Brasilien, Tanzania und anderswo geschlagen. So sind Studierende aus diesen Ländern sowie aus Australien, Jordanien, Korea, Polen und Rumänien an die Augustana-Hochschule gekommen. Umgekehrt hat eine größere Zahl von Studentinnen und Studenten aus Neuendettelsau die Gelegenheit zu einem Studium im europäischen Ausland oder in Übersee genutzt.

Gaststudierende und Doktoranden aus dem Ausland erfahren an der Augustana-Hochschule eine intensive Förderung durch den Lehrkörper. Professoren und Assistierende führen sie in die Fragestellungen des jeweiligen Fachgebietes ein und geben bei der Verfolgung eigener Forschungsinteressen Hinweise und Hilfestellung. Eine gezielte Studienberatung, Unterstützung bei der wissenschaftlichen Arbeit, Hilfestellungen für Stipendiatenfamilien u.ä. sind durch besondere Mentoren und Mentorinnen gewährleistet. Zum Nachweis der notwendigen Kenntnisse in der deutschen Sprache können Stipendiaten einen Sprachkurs in Bochum absolvieren. So konnten verschiedene ausländische Stipendiaten ihre Promotion bereits erfolgreich abschließen. Seit Jahren wurden immer wieder profilierte Personen aus Übersee als Gastdozent oder Gastdozentin an das Missionskolleg und die Augustana-Hochschule eingeladen.

Auch eine nicht kleine Zahl deutscher Studierender der Theologie und der Religionspädagogik hat sich in den vergangenen Jahren von Neuendettelsau aus für ein Jahr zum Studium ins Ausland aufgemacht. In der Entscheidung für ein solches Auslandsjahr bündeln sich oft breitgestreute Interessen, die biographisch aus eigener Mitarbeit in Partnerschaftskreisen, Gesprächen mit ökumenischen Gästen, Neugierde gegenüber kontextuellen Theologien etc. herrühren. Auch der Wunsch nach Erweiterung des eigenen Denk- und Glaubenshorizontes, der Wille, einen anderen Blick auf die gelernte europäische Theologie zu bekommen sowie das Bedürfnis, tiefer in Problemstellungen außereuropäischer Theologie einzudringen, sind manchmal Motivation und Anstoß zu einem solchen Schritt.

Kann das Studium von Autoren aus Ländern der Dritten Welt die theoretische Seite anderer Theologien und Religionen näherbringen, so gehört zu

einem tieferen Verstehen immer auch ein gutes Stück an Mitleben in der fremden Kultur. Für viele Interessierte ist die finanzielle Hürde, in Übersee zu studieren, allerdings hoch. Ein Aufenthalt im Ausland verlängert in der Regel die Gesamtstudienzeit. Aus finanziellen Gründen können sich deshalb viele kaum dazu entscheiden. Für angehende Pfarrer und Pfarrerinnen aus Bayern, die im Ausland studieren, werden aber auf Antrag aus dem „Erbe Münch" die Kosten für Flug und medizinische Untersuchungen erstattet, und neuerdings, wenn die Notwendigkeit nachgewiesen wird, wird auch ein Zuschuß für den Lebensunterhalt in Übersee gezahlt. Weil Kirche und Theologie grundsätzlich daran interessiert sind, daß Studierende ökumenische Erfahrungen sammeln, soll dieses Interesse nicht an finanziellen Fragen scheitern. Die folgenden Berichte zeigen, welche Möglichkeiten und Chancen die Austauschprogramme mit sich bringen; sie lassen aber auch einige der darin für die Beteiligten enthaltenen Probleme und Schwierigkeiten erahnen.

Marcos Ebeling *aus São Leopoldo, Brasilien, der 1995/96 für ein Jahr an der Augustana-Hochschule studierte, schrieb anschließend:*

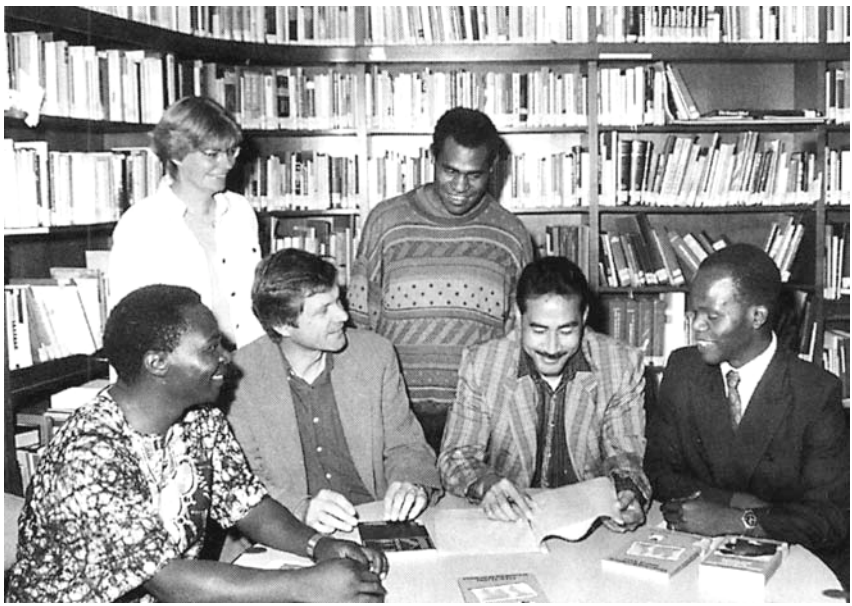
Als Ausländer fühlte ich mich sehr wohl in der Augustana. Die Struktur der Hochschule erleichtert die Arbeit und das Studium auf dem Campus. Es bieten sich viele Möglichkeiten der Begegnung. Daß die Professoren ihr Büro auf dem Campus haben, erleichtert den Kontakt zu den Studierenden. Die Gottesdienste in Unterrottmannsdorf, für die alle Dozenten verantwortlich sind, sollen ein Versuch sein, akademische und praktische Theologie in Verbindung zu halten. Meiner Meinung nach hat jede Theologie ihren Ursprung in der Praxis und muß für die Praxis gedacht sein. Das heißt, man treibt Theologie nicht am Schreibtisch, sondern in der Gemeinde. Ich möchte deshalb die Andachten, die es auf dem Campus gibt, besonders erwähnen. Sie zeigen etwas vom geistigen Leben der Hochschule. Zusammen feiern, zusammen loben, zusammen danken: das gehört zum Wesen des Christentums.

Wichtig waren für mich auch die philosophischen, historischen und ökologischen Analysen Europas in den Vorlesungen und Seminaren. Für mich als Brasilianer waren diese interessant, weil ich einen Bezug auf die brasilianische Geschichte und ökologisches Handeln herstellen konnte. Gott will auch weiterhin Herr über Völker und Natur sein. Meiner Meinung nach liegen die größten und besten Chancen der Augustana-Hochschule in den Kontexten, die Neuendettelsau anbietet. Damit meine ich Kontakte mit dem Missions- und Diakoniewerk. Darin findet sich eine wichtige Ausbildungsergänzung.

Die wirkliche Freiheit der Theologie, der Kirche, der Menschen findet man

da, wo man seine eigene Arbeit kritisieren kann. Die Kritik findet sich im interkulturellen Vergleich und im interdisziplinären Gespräch.

All diese Punkte und noch andere stellten mir Fragen und waren herausfordernd während meines Aufenthaltes in Deutschland. Viele Antworten habe ich immer noch nicht. Aber durch die Beschäftigung mit diesen Fragen konnte ich wirklich einen Vergleich zu meiner brasilianischen Realität anstellen. Und darin finde ich einen Sinn des Austauschprogramms: verschiedene Kontexte in einen Vergleich zu bringen, in einer anderen Kultur Theologie zu treiben; als Person ständig herausgefordert zu werden. Diese Zeit war sehr wichtig für meine persönliche Ausbildung."



Stipendiaten des Missionswerkes und ihre Betreuer: v.l. Falres Ilomo (Tanzania), Pfrin. Hansen, Prof. Becker, Lukas Ketabing (Papua Neuguinea), Amaámalele Tofaeono (American Samoa), Faustin Mahali (Tanzania)

Gabriele Wedel *aus Nürnberg berichtete 1996 über ihr amerikanisches Studienjahr am Wartburg Seminary in Dubuque/Iowa:*

„Meine ersten Tage in Dubuque verbrachte ich bei einer Gastfamilie, bevor das Studium anfing. Ich war ganz froh darum, denn diese Leute zeigten mir

Dubuque und Umgebung und ich konnte mich schneller auf das Neue einstellen. Aus dem Angebot der Lehrveranstaltungen wählte ich vorwiegend Praktische Theologie. Ich belegte mehrere Seelsorgekurse, Homiletik, feministische Theologie, Ethik, Spiritualität und einen Rassismus-Workshop. Ich schätzte das praxisbezogene Studium sehr. Auch die anderen praktischen Erfahrungen, die ich machte, z.B. meine erste Predigt im Gottesdienst, kurze Vorträge über Kirche und Situation in Deutschland allgemein, und vor allem mein CPE-Kurs am Schluß meines Aufenthaltes gaben mir viel Sicherheit, machten mir Spaß und ermutigten mich für mein weiteres Studium.

Ich erlebte die täglichen Morgenandachten als einen ganz wichtigen Teil der ganzen Gemeinschaft. Im Grunde nahmen alle daran teil, die in das Campusleben einbezogen waren, also nicht nur Studierende und Dozierende, sondern auch deren Ehegatten, Kinder und Angestellte am Campus. Ich besuchte die Andachten sehr gerne und fand es sehr schön, daß jede(r) der Studierenden und sogar die AustauschstudentInnen mindestens einmal im Semester als Assistentln die Andacht mit vorbereiteten und leiteten durch Predigt, Gebete, Liturgie, Musik etc. Das machte die Andacht zu einer Feier der ganzen Gemeinschaft. Ich war beeindruckt von der Vielfalt der verschiedenen Liturgien und Gottesdienstformen und fand das Engagement im musikalischen Bereich und die Kreativität der Studierenden, die zum Teil selbst Liturgien und Lieder entwarfen, als sehr bereichernd für die Gemeinschaft.

Am Ende meines Jahres in den USA nahm ich an einem 10wöchigen CPE-Kurs in San Francisco teil. Ich arbeitete auf einer Kinderstation und einer Intensivstation für Kinder. Wir besprachen Besuche bei PatientInnen und Familienangehörigen, aber auch Begegnungen, die wir mit Schwestern, Pflegern, Ärzten oder auch anderem Krankenhauspersonal hatten. Das Ziel der Ausbildung war, zu einem eigenen Weg der Seelsorge zu kommen. Dazu reflektierten wir Gespräche, unser eigenes Verhalten außerhalb und innerhalb der Gruppe, die bisherigen Beziehungen. Wir schrieben Verbatims und Reflektionen über unsere Arbeit, auch Rollenspiel und Didaktik waren Teile des Programmes. Diese Zeit war für mich sehr bereichernd, ich lernte viel über die Dynamik in Beziehungen und erfuhr einiges über mich selbst. Die Arbeit verhalf mir aber auch zu einer deutlicheren Vorstellung, was es heißt, Seelsorgerin zu sein. Gerade mit den Kindern war das für mich anfangs gar nicht klar gewesen.

In der Begegnung mit den Menschen dieses Landes ist mir aufgefallen, wie freundlich die meisten Leute sind. Ich erlebte Verkäuferinnen in den Supermärkten als sehr geduldig und hilfsbereit, ebenso BusfahrerInnen und Angestellte in den öffentlichen Ämtern. Aber auch in jeder neuen Gemeinde, deren Gottesdienst ich besuchte, wurde ich herzlich willkommen geheißen. Der Um-

gang der Leute miteinander ist auch noch formaler als bei uns, z.B. im gegenseitigen Gruß, beim Vorstellen. Ich hab das zu schätzen gelernt. Es ist mir auch so vorgekommen , daß sich die Leute eher mal ermuntern und Lob aussprechen.

Ich hatte Schwierigkeiten mit dem starken Nationalismus der AmerikanerInnen. Manchmal ließ mich das Gefühl nicht los, daß sich alles (die Welt?) um die USA dreht. Viele Menschen, denen ich begegnete, waren stark auf die USA und ihre Gemeinschaft fixiert. Ich vermißte den Blick nach außen, die Verbindung zu anderen Ländern, Sprachen und Kulturen, aber auch die Kritik an den eigenen Mißständen des Landes und an der Vergangenheit ihres Volkes, z.B. Sklaverei, Vietnamkrieg, Rolle der USA im Weltgeschehen. Ich denke, es ist kein Zufall, daß bisher nur wenige SchülerInnen und Studierende dazu angehalten werden, eine Fremdsprache zu lernen. Die Nachrichten berichten vorwiegend über lokale Ereignisse. Aber sogar da fehlt oftmals ein selbstkritischer Zug. Ich war auch sehr überrascht, die Nationalflagge in den Kirchen zu entdecken.
Es war nicht immer einfach. Manchmal fühlte ich mich auch sehr alleine. Aber insgesamt bin ich froh, dieses Jahr in den USA gewesen zu sein. Am Wartburg-Seminar fühlte ich mich wohl. Das Seminar hat sich in besonderer Weise um die Austauschstudierenden gekümmert. Ich schloß Freundschaften. Ich gewann einen Einblick in eine neue Kultur, die in der Welt sehr bestimmend ist. Und gerade weil ich dieser fremden Kultur ausgesetzt war, mußte ich für mich klären, woher ich komme, was mich bestimmt. Das war mir vorher nie so klar gewesen.“

Im Studienjahr 1994/95 war Ralf Jung *in Tanzania am Lutheran Theological College Makumira. In seinem Bericht hat er festgehalten:*

„Bereits lange hatte ich mich auf den Aufenthalt in Tanzania vorbereitet, hatte an der Augustana-Hochschule ein wenig von afrikanischer Theologie erfahren, tanzanische Kommilitonen kennengelernt, mit bereits auslandserfahrenen oder ausreisewilligen Studierenden geredet. Eine Einführung in Kiswahili hatte mir Kirchenrat Jäschke in Erlangen gegeben. Ich hatte mich ein wenig mit Literatur vorbereitet … Auf dem Campus können fast alle Menschen Englisch, manche sogar Deutsch. Doch neben den Stammessprachen ist vor allem Kiswahili Umgangssprache, auch in den Gottesdiensten und für Ansagen nach der Morgenandacht.

Tanzania gehört mit einem durchschnittlichen Pro-Kopf-Monatseinkommen von etwa 50 DM zu den ärmsten Ländern der Erde. Auch wenn Dinge des täglichen Gebrauchs entsprechend billig sind, können die Familien von einem derart geringen Einkommen nicht überleben. Deshalb hat jede Familie ein Feld, auf dem eigene Nahrung angebaut wird, manche sogar ein kleines Unternehmen wie

etwa einen kleinen Laden oder ein Auto zur Waren- und Personenbeförderung. Auch die Dozierenden und Studierendenfamilien in Makumira haben das.

Im Laufe der Zeit bemerkte ich, daß ich trotz aller Anpassung eben kein Tanzanier war, sondern ein Europäer mit europäischen Bedürfnissen. Beispiel Essen: Meine KomilitonInnen waren offensichtlich zufrieden, wenn sie zweimal am Tag Ugali mit fetter Fleischsoße bekamen. Natürlich machte dieses Essen satt, aber ich lechzte nach Abwechslung. Wenn ich nach einem Tag Unterricht heimkam, war ich enttäuscht, daß es ab 18 Uhr finster war und ich nurmehr bei Laternenschein lesen oder Briefe schreiben konnte. Meine KomilitonInnen gingen oftmals dann zu einer weiteren Schicht in die Bibliothek, wo es wenigstens eine Akku-Notbeleuchtung gab, doch mir fehlte die Abwechslung eines Kneipen- oder Kinobesuches.

Dieter Becker bei der Promotionsfeier von Fredrick Shoo (Tanzania)

Das einheimische Leben in Tanzania erschien mir härter und entbehrungsreicher, zugleich aber auch ausgeglichener als das Leben in Deutschland. Das zeigte sich auch in meiner Ungeduld: Wenn wieder einmal ein Überlandbus unterwegs eine Panne hatte, wartete ich genervt, bis wir endlich weiterfahren konnten; meine tanzanischen BegleiterInnen nutzten die Pause zum Unterhalten oder standen einfach schauend am Straßenrand. Mein europäisches Zeitempfinden konnte ich bis zuletzt nur unmerklich an die gegebenen Umstände anpassen.

Obwohl die Familien meiner KomilitonInnen sehen mußten, genug zum Essen für alle Mitglieder zu haben, war ich immer gern gesehener Gast. Oft wurde ich eingeladen zu ein- oder gar mehrtägigen Besuchen. Dann wurde groß aufgetischt, meist ein Huhn geschlachtet und manchmal gar teure Coca-Cola-Produkte angeboten. Blieb ich über Nacht, wurde mir das beste Bett im Haus gegeben, wenn möglich sogar ein eigenes Zimmer, auch wenn die restlichen acht

Familienmitglieder in einem winzigen Nebenzimmer nächtigen mußten. Es fanden dann interessante Gespräche zumeist mit dem Hausherrn, in manchen Fällen aber auch mit den Kindern und Frauen statt. Das Interesse an Erzählungen aus meiner exotischen Heimat und den Eindrücken eines Fremden in Ostafrika war so groß, daß oft auch noch Nachbarinnen und Nachbarn dazukamen, um mich, den fremden Gast, zu grüßen.

Traditionell liegt die Last des Lebens auf den Frauen Tanzanias: Sie bearbeiten das Feld, besorgen Feuerholz, bereiten Essen, versorgen die Kinder. Wortführer in der Öffentlichkeit hingegen ist der Mann. Auch in der Kirche zeigt sich das alte Rollenverhalten: Es gibt bei weitem mehr männliche Pfarrer und Evangelisten als weibliche. Obwohl nun in der Überzahl der Diözesen die Frauenordination eingeführt ist, drängt nur sehr wenig weiblicher Nachwuchs in kirchliche Ämter. In Makumira studieren etwa 230 Männer gegenüber nur zehn Frauen.

Prüfungen und schriftliche Arbeiten prägen das ganze College-Semester: die Studierenden müssen in jedem Fach eine etwa zehnseitige Arbeit schreiben, eventuell ein Referat halten und in jedem Fall am Term-Ende eine schriftliche Prüfung schreiben. Die Vorbereitung dieser Aufgaben erfordert viel Zeit, so daß die Studierenden von früh morgens bis in die Abend- und sogar Nachtstunden in der Bibliothek, den Klassen und im „Typing-Pool“, dem Schreibmaschinenraum, arbeiten. Selbst nachts, wenn ab und an Elektrizität für einige Stunden vorhanden war, standen einige auf zum Studieren an ihren Schreibtischen!

Die Evang.-Luth. Kirche von Tanzania, deren Elitecollege Makumira ist, vereint eineinhalb Millionen Christinnen und Christen im lutherischen Glauben. Meine Erwartungen, in Tanzania die singende und tanzende Kirche Afrikas anzutreffen, die mir durch die Medien suggeriert wurde, erfüllten sich nur in Ausnahmefällen. Statt dessen erlebte ich insbesondere die Lutherische Kirche als sehr moralisch-ethisch, was sich am Alkohol- und Zigarettenverbot zeigt, welches sicherlich soziale Gründe hat … Auch die Strenge in der Kirchenzucht überraschte mich, nach der beispielsweise unehelich Schwangere exkommuniziert werden. Andererseits werden die hohen sittlichen Ansprüche nur scheinbar erfüllt, wie das Problem der Korruption zeigt. „Pentacostals“ und „charismatische“ Kirchen, die wieder das Gefühl und den unmittelbar erlebten Glauben in den Mittelpunkt stellen, finden großen Zulauf, nunmehr freilich aus den USA und Skandinavien importiert. Unvergeßlich bleibt mir der intensive und spontan mehrstimmige Gesang tanzanischer ChristInnen, der in deutschen Gemeinden unvorstellbar erscheint.“

Thomas Hellfritsch *berichtet vom Martin-Luther-Seminary in Lae, Papua Neuguinea:*

„Ein theologisches Studium am Martin-Luther-Seminary ist von seiner ganzen Anlage her anders als ein deutsches Theologiestudium aufgebaut. So wird in Papua Neuguinea das Jahr nicht wie bei uns in zwei Semester, sondern in vier sogenannte „Terms“ gegliedert. Zudem richtet sich dieses Studium in Anlehnung an das dortige Schuljahr nach dem Kalenderjahr und beginnt somit im Februar (der Januar gehört noch zur unterrichtsfreien Zeit, die sich in Papua Neuguinea von Anfang Dezember bis Ende Januar erstreckt). Aus diesem Grund steigt man als Austauschstudent fast immer in der Mitte des laufenden Studienjahres ein, in meinem Falle war das Term 4/91. Dies stellt kein Problem dar, da die Terms relativ eigenständig aufgebaut sind.

Der normale Tagesablauf am MLS beginnt mit dem Frühstück zwischen 6.00 und 7.00 Uhr. Vorlesungen bzw. Unterricht beginnen im Regelfall um 7.00 Uhr

Campus in Lae: *Studenten bearbeiten das Land*

und laufen kontinuierlich durch bis 12.00 Uhr, nur unterbrochen durch eine Andacht in der hochschuleigenen Kapelle um 9.00 Uhr. Am Nachmittag findet kein Lehrbetrieb statt, sondern mehr praktische (und für das Überleben des Seminars lebensnotwendige) Dinge stehen im Vordergrund, wie „Community Work“ oder sonstige erforderliche Arbeiten auf dem Campus.

Gottesdienstbesuch am Sonntagvormittag ist auf Eigeninitiative angewiesen, da im Semester kein Gottesdienst am Sonntagmorgen angeboten wird. Vielmehr schließen sich die Studenten verschiedenen Gemeinden an, denen sie meist auch während eines Jahres treu bleiben und nur selten wechseln. Durch dieses Nicht-Fixiert-Sein auf die Hochschulgemeinde ergaben sich im Laufe des Jahres viele interessante Begegnungen für mich mit verschiedenen Gemeinden in Lae und Umgebung.

Während meiner Zeit als Austauschstudent am Martin-Luther-Seminary besuchte ich verschiedene Kurse. Im ersten Term hatte für mich Priorität, mich in die Kultur und Sprache des Landes einigermaßen einzuarbeiten. Daher belegte ich einen Kurs „Christ and Culture", der sich mit der Fragestellung beschäftigte, wie die christliche Botschaft in die melanesische Kultur übertragen werden kann. Dieser Kurs war zum Teil mit Vorlesungen gefüllt, zum Teil wurden Referate von Studierenden gehalten und anschließend zusammen besprochen. Zusätzlich war Voraussetzung für die Anrechnung des Kurses ein Term-Paper über einen Teilbereich des Kurses. Neben „Christ and Culture" besuchte ich einen Kurs „Prophets in the Old Testament".

Höhepunkt und gleichzeitig Ende des Terms 4/91 war die Graduationsfeier. Sie fand direkt im Anschluß an das Unterrichtsende am Martin-Luther-Seminary statt. Neben einem Gottesdienst stand das Feiern mit den Absolventen des Abschlußjahrganges im Vordergrund. Für mich auffallend war die starke Beteiligung der Familienmitglieder, die zu diesem Zweck keine Mühe und Kosten gescheut hatten und auch aus sehr weit entfernten Gebieten angereist waren.

Das Leben auf dem Gelände des Martin-Luther-Seminarys war eine völlig neue Erfahrung für mich. Nur ein kleines Beispiel zur Verdeutlichung: Ca. drei Wochen nach meiner Ankunft im Martin-Luther-Seminary hatte ich einen Malariaanfall und war deshalb den ganzen Tag nicht auf dem Seminargelände zu sehen. Während in Deutschland dies wahrscheinlich niemand wahrgenommen hätte, dauerte es im Martin-Luther-Seminary nur ca. acht Stunden, bis meine Mitstudenten kamen und sich nach mir erkundigten. Dabei hatte ihnen niemand mitgeteilt, daß ich krank war, sondern sie hatten meine Abwesenheit nur durch Beobachtung festgestellt. Ich möchte mit diesem Beispiel vor allem verdeutlichen, daß die Gemeinschaft untereinander in Papua Neuguinea noch einen wesentlich höheren Stellenwert hat, als ich dies in Deutchland je vorher erfahren habe.

Claudia Häfner *kehrte im März 1977 von einem einjährigen Studienaufenthalt in Argentinien zurück. In ihrem Rückblick finden sich die folgenden Beobachtungen:*

„Buenos Aires ist eine südamerikanische Weltstadt mit mehr als zwölf Mil-

lionen Einwohnern. Sobald ich das Haus verließ, war ich mitten drin im bunten Treiben der unterschiedlichsten Menschen auf den Straßen. Mit Hilfe der argentinischen Studierenden lernte ich es, mich in der Stadt zu orientieren und sicher fortzubewegen. An den Straßenecken befinden sich Obst- und Gemüsehändler, Zeitungsverkäufer und Blumenstände. In jedem Häuserblock findet man das unverzichtbare Kiosk, in dem man über Zigaretten, Süßigkeiten bis hin zu Shampoo und Spielzeug eigentlich alles erwerben kann. Schon sehr bald wurde mir klar, daß die Menschen in einem fremden Land nicht nur eine fremde Sprache sprechen, sondern daß jede Sprache auch ihre eigenen Codes besitzt, die von der Kultur und Gesellschaft geprägt sind. Äußerst wichtige Charaktereigenschaften sind zum Beispiel Geduld und Humor. Anfangs fühlte ich mich oft wie vor den Kopf gestoßen und spürte deutlich, daß meine Reaktionen Verwunderung oder gar Abwehr hervorriefen. Doch im Laufe der Zeit lernte ich es, mich ein Stück weit in die argentinische Kultur „hineinzuleben". Anhand von argentinischer Musik, Literatur und durch soziale Ereignisse lernte ich die andere Kultur besser zu verstehen. Während meiner ersten Phase fand aber nicht nur ein Offensein gegenüber all dem Fremden und Neuen statt. Zugleich fühlte ich mich in meine Kindheit zurückversetzt: Es gab nur wenige Dinge, die ich aus Gewohnheit, sozusagen automatisch hätte tun oder sagen können. Ein anderes starkes Gefühl war der Eindruck, keine Vergangenheit und keinen Namen zu haben, sondern an einem fremden Ort ganz neu zu leben beginnen zu müssen.

Das vergangene Jahr studierten etwa 60 Personen am Instituto Superior Evangelico de Estudios Teologicos (ISEDET). Allerdings bedeutet das, daß ungefähr nur 30 regelmäßig am Unterricht teilnehmen. Denn der andere Teil absolviert ein Fernstudium oder erscheint nur zu den Blockseminaren in den Sommerferien (März und April). Ein weiterer Aspekt, der die Studierendenschaft am ISEDET prägt, ist der Altersunterschied und die Lebenssituation der einzelnen Theologiestudierenden. Die wenigsten nur sind Schulabgänger. Der Großteil muß eine Familie versorgen und hat schon einen anderen Beruf erlernt. Diese Situation schafft ein von unseren Fakultäten in Deutschland völlig verschiedenes Klima. Der Unterricht findet bis auf wenige Ausnahmen grundsätzlich abends (von 16–22 Uhr) statt, da fast alle Studierenden tagsüber arbeiten müssen, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Das wiederum hat zur Folge, daß viele Studierende lange Zeit brauchen, um ihr Studium erfolgreich abzuschließen. Denn bei einem Arbeitstag von 8–10 Stunden bleibt kaum noch Zeit, sich auf die Universität am Abend vorzubereiten. Hinzu kommt, daß die meisten an den Wochenenden in ihren Gemeinden arbeiten müssen. Oft heißt das nicht nur Mitarbeit, sondern die Übernahme von Gottesdiensten bis hin zur Stellvertretung eines fehlenden Pfarrers.

In der Iglesia Evangelica del Rio de la Plata (IERP), der deutschen Einwanderungskirche, hat man folgende Regelung getroffen: Sie zahlt jedem Studierenden ca. 200 US$ im Monat und kümmert sich um eine Wohngelegenheit. Dafür ist jeder Studierende verpflichtet, zwischen 12 und 20 Stunden pro Woche in der Kirche mitzuarbeiten. Das kann in einem der vielen Projekte oder in einer Gemeinde sein. Mir erscheint das dahinterstehende Konzept ein sehr positives zu sein, insbesondere für die Beziehung der Kirche zu ihren Studierenden und umgekehrt. Im Gegensatz zu unseren Verhältnissen hier in Deutschland, wo Theologiestudierende oft Gefahr laufen, sich zu weit von der Gemeinde zu entfernen, ist das in Argentinien nicht der Fall. Es ist eher so, daß die Studierenden dort oft die Schwierigkeit haben, ihr Studium zum Abschluß zu bringen. Aber auch hier sorgt die Kirche sich um ihre Studierenden, indem sie diese regelmäßig zu persönlichen Gesprächen und kircheninternen Sitzungen einlädt.

Batik von dem indischen Künstler Solomon Raj zu Lk 12,22ff

Es war für mich äußerst interessant, diese andere Kirchenstruktur kennenzulernen. Konzepte von dort aber auf hier übertragen zu wollen oder auch umgekehrt, kann meiner Meinung nach aufgrund der unterschiedlichen Größe und Geschichte unserer Kirchen nicht funktionieren. Allerdings finde ich es spannend, sich Denkanstöße und Ideen voneinander geben zu lassen. ISEDET ist daran gewöhnt, daß ausländische Studierende an den Kursen teilnehmen. Die Inhalte des Theologiestudiums weichen kaum ab von den unsrigen. Es ist mehr die Form des Lehrens und Lernens, sowie der andere Studierendenkreis, welche das Studium in Buenos Aires für mich zu einer besonderen Erfahrung gemacht haben …

Inzwischen sind fast vier Monate vergangen, daß ich nach Deutschland zu-

rückgekehrt bin. Die erste Zeit nach meiner Rückkehr hierher fiel mir sehr schwer. Und immer noch gibt es Momente der Sehnsucht und Erinnerung. Das Jahr in Argentinien hat mich mit vielen Erfahrungen reich beschenkt. Ich habe dort Freunde gefunden, die mir viel Geduld und Liebe entgegengebracht haben. Dadurch wurde es für mich möglich, ein Zuhause in Argentinien zu finden. Außerdem habe ich gelernt, mit anderen Augen zu sehen. Die Welt sieht anders aus, wenn man sie von Argentinien aus betrachtet. Es gab Tage und Ereignisse, an denen es mir besonders stark bewußt wurde, daß ich eine Deutsche bin. Doch an anderen Tagen war ich plötzlich eine von ihnen. Es kostet viel Kraft und Geduld, Toleranz und Offenheit, wenn man in einem fremden Land leben möchte. Ich habe mich trotz mancher Schwierigkeiten stets von Gott begleitet und gesegnet gefühlt. Es kommt mir so vor, als hätte ich in diesem einen Jahr mehr über das Leben gelernt als in meiner gesamten Schulzeit. Vor allem habe ich auch ein neues Verständnis für das ‚Leben an sich' gewonnen."

Die Augustana Hochschule möchte durch ihre Zusammenarbeit mit dem Missionswerk der Evang.-Luth. Kirche in Bayern dazu beitragen, den geistigen und geistlichen Austausch mit anderen Kirchen und universitären theologischen Ausbildungseinrichtungen zu intensivieren. Berichte ausländischer Studierender bei uns sowie von aus Übersee zurückkehrenden Studierenden bestätigen, daß das Studium in Übersee sehr bereichern kann. Das Studium ist eine besondere Gelegenheit, den eigenen Horizont im Hinblick auf die Ökumene zu erweitern und die Kontextualität von Theologie zu verstehen.

Marcos Ebeling, Gabriele Wedel,
Ralf Jung, Thomas Hellfritsch,
Claudia Häfner
Ausgewählt und eingeleitet von Dieter Becker

Der Campus – Experimentierfeld für eine dreifache Wahrnehmung

„Am besten, Sie vergessen alles, was Sie bisher gelernt haben! …“

Mancher stolz diplomierte Betriebswirt wurde schon so am ersten Arbeitstag in der Bank begrüßt, manche frisch gebackene Referendarin vor dem ersten Gang ins Klassenzimmer. Und auch nicht wenige Lehrvikarinnen und Lehrvikare werden nach langer Paukerei und erfolgreich bestandenem Examen von ihrem Mentor so empfangen.

Nicht selten scheint der Glanz des akademischen Universitätsabschlusses schnell zu verblassen vor den vielfachen Herausforderungen des Berufsalltags. Lernen an der Universität – ein buntes Leben, das vom Alltag des Berufs den Grauschleier bedeutungsloser Theorie verpaßt bekommt?

In der Studienberatung während des ersten Semesters wird immer wieder die Frage nach der Praxis laut, und auch spätere Semester klagen den Bezug zu ihr ein, sind enttäuscht über sein Fehlen. Welche Praxis ist dabei gemeint? Fast immer die spätere berufliche. Der „garstige Graben“ zwischen Theorie und Praxis, so die Intention der Studienanfänger, sollte so klein wie möglich gehalten werden – doch das ist, in den letzten Jahrzehnten nicht leichter geworden.

Die Anforderungen an Theologinnen und Theologen wurden vielmehr durch eine sich immer stärker ausdifferenzierende Gesellschaft immer breiter gestreut, das Studium immer weiter aufgefächert. Der Punkt ist längst erreicht, an dem die Alternative scheinbar nur noch heißen kann: mehr oder weniger liebenswerter Dilettantismus oder Spezialistentum. Die Fülle der dementsprechend angebotenen Detailstudien erzeugt Sorgen und die Angst, den Anforderungen in einem Examen nicht gewachsen zu sein, bei dem neuerdings jede Notenziffer hinter dem Komma über Anstellung oder Arbeitslosigkeit entscheiden kann. Und selbst wenn die (vorläufige) Anstellung gesichert ist, würden bis zu achtzig Prozent eines Predigerseminarkurses am liebsten dem Gemeindepfarramt ausweichen und durch weitere Spezialisierung und in Sonderpfarrämtern dem Anforderungs- und Verantwortungsdruck begegnen. Der Graben scheint breiter denn je.

Die kirchlichen Prüfungsämter haben reagiert. Mit einer neuen Zwischenprüfungsordnung, die mit dem erklärten Ziel erarbeitet wurde, das Studium der Theologie schlanker, kürzer, praxisnäher und examensentlastend zu gestalten. Die akademisch-theologische Landschaft wird sich damit in den nächsten Jahren entscheidend verändern. Ein Teil der bisherigen Freiheit ist dahin, ohne daß klar wäre, ob die Ziele auch wirklich erreicht werden.

Die Augustana stellt sich auf ihre Weise den neuen Herausforderungen. In Umkehrung der üblichen Reihenfolge wurde in Zusammenarbeit mit dem Aachener Fachhochschulstudiengang für angewandte Kunst unter Leitung von Professor Mohr ein neues *corporate design* entwickelt. Es prägt bereits Layout und Titelbild dieser Festschrift in der Dialektik von Tradition (der im 17. Jahrhundert entstandene Stich von der Übergabe der Confessio Augustana 1530) und aktueller Ästhetik. Eine *corporate identity* ist nun in Arbeit: Wird es der Augustana auch im sechsten Jahrzehnt ihres Bestehens gelingen, den Herausforderungen unserer Zeit sinnvoll und effizient zu begegnen?

Ich möchte im folgenden Ansätze schildern, die an der Augustana in Reaktion auf die aktuelle Situation entwickelt wurden und werden.

1. Theologische Kompetenz – was ist das?

Die Gemischte Kommission für die Reform des Theologiestudiums hat 1988 „Grundsätze für die Ausbildung und Fortbildung der Pfarrerinnen und Pfarrer der Gliedkirchen der EKD“ vorgelegt. Im Zentrum der Reformvorschläge steht dabei der Begriff der „theologischen Kompetenz“, die als „der Inbegriff der Fähigkeiten, die für die auftragsgemäße und professionelle Führung des Pfarramtes erforderlich sind“ definiert wird. Damit ist eine Grundsatzentscheidung getroffen, die spätestens im Licht der Differenz zwischen der Zahl der Theologiestudierenden und den zu finanzierenden Arbeitsplätzen noch einmal überdacht werden müßte: Kann und muß sich ein Studium, das zur Erarbeitung theologischer Kompetenz führen soll, eine solche Engführung wirklich erlauben? Gibt es nicht eine ganze Reihe von Berufen in der Kirche und – vielleicht? – auch außerhalb, die durch eine solche „theologische Kompetenz“ kompetenter ausgeübt werden könnten? Kann und darf sich eine Institution akademischer theologischer Lehre und Forschung eine Selbstreduktion auf *einen* kirchlichen Ausbildungsgang leisten, ohne selbstverschuldet an Relevanz zu verlieren? Ist eine theologische Fakultät oder Hochschule tatsächlich nur der Ort, an dem das Handwerk der „auftragsgemäßen und professionellen“ Pfarramtsführung unterrichtet wird? Dann wäre wohl schleunigst eine Umwandlung in einen Fachhochschulstudiengang anzustreben.

A. Grözinger setzt sich in einem engagierten Essay mit dieser Frage auseinander und formuliert folgende These: „Theologische Ausbildung muß unter den gegenwärtigen Bedingungen in erster Linie zur kritischen Wahrnehmung der Wirklichkeit befähigen. Alle anderen Zielbestimmungen, die es natürlich auch

gibt, können erst auf dieser grundlegenden Zielbestimmung aufbauen."[1] Mit Hilfe des Begriffs der Wahrnehmung gelingt es Grözinger, die Ziele des Theologietreibens nicht nur als „*Rezeption*" der Tradition und „*Identifikation*" mit ihr zu beschreiben, sondern diesen auch „die Momente von *Innovation* und *kritischer Perspektive* an die Seite" zu stellen.[2]

So verstandenes Wahrnehmen bedeutet mehr als ein bloßes Zur-Kenntnis-Nehmen und mehr oder weniger paukendes Aneignen; es bedeutet vor allem, die realisierten und *auch* die bisher unrealisierten Möglichkeiten zu entdecken.

Seit der Blütezeit der Hermeneutik ist die Einsicht geläufig, daß die biblischen Texte, auf die sich christliche Theologie und Verkündigung immer wieder bezieht und die es wahrzunehmen gilt, ihrerseits bereits Ergebnisse von Wahrnehmungen sind; bezeugte Wahrnehmungen aber nicht nur der jeweils vorgegebenen Tradition von dem Gott, der etwas mit der Situation seiner Menschen zu tun haben will, sondern eben auch der dadurch gedeuteten eigenen Lebenswirklichkeit in einer aktuellen Situation.

Folgt man diesem Impuls und übersetzt ihn in den traditionellen Fächerkanon der Theologie, dann müßte es beim Erwerben von theologischer Kompetenz um ein dreifaches Wahrnehmen gehen: das des biblischen Zeugnisses und seiner Rezeptionen, das der je aktuellen Situation – und um das Wahrnehmen dieses Prozesses des Wahrnehmens selbst.

Das handwerkliche Instrumentarium zur Wahrnehmung von Texten ist stark entwickelt. Das Beobachtungswerkzeug für Lebenssituationen dagegen wird häufig übergangen oder nicht wahrgenommen, obwohl schon erste Versuche zeigen, daß die wissenschaftliche Theologie wenigstens für die Analyse sprachlicher Äußerungen außerhalb der einschlägigen Kreise durchaus die ihr eigenen Mittel fruchtbar einsetzen könnte.

Aktuelle Wirklichkeit auf der Basis christlicher Überlieferung lebensfördernd deuten und gestalten zu können, ist m.E. sowohl die beste mögliche Vorbereitung für eine professionelle Ausübung kirchlicher Berufe, deren handwerkliche Kompetenzen dann in einem sorgfältig begleiteten Praxiseinstieg erworben werden, als auch eine hilfreiche Zusatzkompetenz für so manchen anderen (auch kirchlichen) Beruf, in dem die Begegnung mit Menschen eine wesentliche Komponente darstellt.

---

1 Albrecht Grözinger, „Von der Wahrnehmung der Wahrnehmung. Gedanken zur Ausbildungssituation von Pfarrern und Pfarrerinnen in einer multikulturellen Gesellschaft", in ders.: Es bröckelt an den Rändern. Kirche und Theologie in einer multikulturellen Gesellschaft, München 1992, 143–159; zit. 146.

2 A.a.O., 151.

Deshalb sind die verschiedensten Formen des Lehrens an der Augustana wesentlich davon geprägt, diese Kunst der dreifachen Wahrnehmung exemplarisch einzuüben.

2. Wahrnehmungskompetenzen erwerben

Die eigenen Fragen als wesentliche Impulse und als Motivation für die Beschäftigung mit dem traditionellen „Stoff“ zu entdecken, ist das Hauptziel des ersten Abschnittes der Einführungsübung für Erstsemester. In einer abwechslungsreichen Folge von Blockveranstaltungen und Seminarsitzungen wird zum ersten Mal die bereits mitgebrachte, „implizite“ Theologie der Studienanfängerinnen und -anfänger ins Gespräch gebracht mit einer Fragestellung der wissenschaftlichen Theologie. Die bisherige eigene Lebenspraxis und ein methodisch kontrollierbares Nachdenken können so ansatzweise aufeinander bezogen werden. Erste Entdeckungen werden da möglich, wie zum Beispiel jene, daß eine ganze Reihe von selbstentwickelten Glaubenssätzen in der Kirchengeschichte bereits einmal durchdiskutiert worden sind, ebenso wie manche Zweifel und die eine oder andere „Ketzerei“.

Im Laufe des Semesters begegnet man dann den einzelnen Fächern in Gestalt der Selbstvorstellung derer, die sie unterrichten. Der zweite Teil der Einführungsübung ist, wieder verbunden mit einem Thema (wie zum Beispiel dem Gebet, oder der Himmelfahrt Christi), den Grundinformationen über das wissenschaftliche Handwerkszeug gewidmet, die in den jeweiligen Proseminaren dann fachspezifisch und wieder in Verbindung mit einer thematischen Fragestellung weiter ausgebaut werden. Begleitet wird dieses erste Eintauchen in die neue Welt sowohl von individuellen Beratungsgesprächen als auch von Begegnungen in lockerer Runde am Eßtisch der Dozierenden. Seit kurzem wird darüber hinaus jedes Wintersemester mit einem gemeinsam gestalteten Tag eröffnet, an dem sich alle „Erfahrungsstufen“ (vom Erstsemester bis zum Exami) nach einem kurzen, zum Gespräch provozierenden Statement, in *Murmelgruppen* treffen, um sich in der Beschäftigung mit einem aktuell anstehenden Thema besser kennenzulernen.

Die Campussituation der Augustana und die dadurch bedingte Nähe aller mit allen kann zu oben auch in diesem Band beschriebenen Engführungen und teilweise auch zu nervigen Situationen führen, aber sie bietet auch besondere Möglichkeiten der zufälligen Begegnung, der kurzen Gespräche auf dem Weg von einem Gebäude ins nächtse, der raschen Verabredungen. Fragen können schnell aufgeworfen und weitergeführt, manchmal auch geklärt werden. Die

Hürden vor einem „Termin“ mit Dozierenden sind nicht sehr hoch. Auch die kurzfristig anfragbare Begleitung von Arbeitsgruppen, die sich auf das Examen vorbereiten, durch Dozierende ist auf dem Campus leicht zu organisieren und führt häufig zu angeregter Diskussion. Auch hier hat das Arbeiten zwei Säulen: den anzueignenden Stoff und aktuelle Fragestellungen aus der jeweiligen Lebenssituation, die sich ja nicht auf das gerade behandelte Fach beschränken.

Wenn der Campus, wie J. Beyer in diesem Band schreibt, eine neue Form der Sozialisierung ermöglicht, dann könnte dies zugleich auch eine weitere Chance für die Ausbildung eröffnen. Immer weniger Studierende bringen die notwendige Einübung in die professionellen Strukturen eines Pfarrhauses aus ihrer Sozialisierung im Elternhaus oder in Kerngemeindeverhältnissen mit. Das Campusleben wird so häufig zum ersten Erfahrungs- und Lernfeld. Es ist in weiten Teilen selbstorganisiert und auf Teamwork angewiesen. Damit könnte bereits im Ansatz verhindert werden, Theologietreiben als Einzelkämpferdasein zu verstehen. Die durch die Lernenden und Lehrenden vielfältig präsenten Formen spirituellen Lebens beispielsweise zu entdecken, auszutauschen und weiterzuentwickeln, wehrt einer Engführung auf das Bekannte oder selbst Ausgedachte. Die Verbindung mit der theologischen Reflexion in der Vorbereitung und in der Nacharbeit von verschiedensten Gottesdiensten fördert die Einübung in eine verantwortete *praxis pietatis*.

Ein Blick auf die Gremien studentischer Selbstorganisation zeigt die Früchte dieser Möglichkeiten auch auf dem hochschulpolitischen Feld: Aktuelle oder ehemalige „Augustanis“ sind auch nach ihrer Zeit in Neuendettelsau überproportional in Gremien wie z.B. dem LaBeT engagiert, um anhand der eigenen Erfahrungen an der Verbesserung der Rahmenbedingungen für das Lernen und Lehren mitzuarbeiten.

In den Lehrveranstaltungen ermöglichen die überschaubaren Zahlen zunehmend eine Ablösung des Frontalunterrichtes zugunsten stärkerer Dialogorientierung. Nicht nur in Seminaren kann das theologische Gespräch gepflegt und eingeübt werden, auch in Vorlesungen ist das möglich. Sprachfähig zu sein (im Sinne der nachgewiesenen Kenntnis der drei „heiligen Sprachen“ Latein, Griechisch und Hebräisch) ist keineswegs die Eingangsprüfung für das Studium, sondern sprachfähig zu werden das erklärte Ziel aller Lehrveranstaltungen.

Dabei ist überraschenderweise die relativ große Zahl nichtdeutscher Studierender häufig hilfreich, denn um deren Erfahrungen und Kompetenzen Raum zu geben, werden andere Formen der Vorbereitung für eine Sitzung notwendig. Das wirkt dann wieder zurück auf die zwar des Deutschen, aber (noch) nicht des theologischen Diskurses Mächtigen. So hat zum Beispiel die Möglichkeit der knappen schriftlichen Vorbereitung eines Statements oder einer Problem-

Theologie im Dialog

stellung, die ursprünglich in einer Übung zur Befreiungstheologie als Einstiegshilfe für ausländische Studierende gedacht war, verblüffenderweise dazu geführt, daß sich nahezu alle deutschen Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Seminargespräch beteiligt haben. Das darf man sich keineswegs als eine monoton trockene Serie von Kurzreferaten vorstellen, sondern tatsächlich als – auch im sprachlichen Ausdruck – vorbereitete Diskussionsbeiträge.

Auch Experimente sind möglich: bibliodramatische Elemente, kleine Podiumsdiskussionen innerhalb einer Veranstaltung, Exkursionen in Archive, um sich mit Originaldokumenten zu beschäftigen, gemeinsame Kinobesuche zur Analyse eines Films zum Seminarthema, reflektierte Selbsterfahrungen mit fremden liturgischen Formen oder im Rollenspiel nachvollzogene Bibelstudien aus Lateinamerika und vieles andere wird so zu mehr als bloß didaktisch-modischem Methodenwechsel. Die eigene Lebenspraxis wird zum unverzichtbaren Bestandteil des Lernprozesses.

Der späteren Berufspraxis begegnen Studierende nicht nur theoretisch, sondern in einer Reihe von Veranstaltungen auch personal: Gäste aus den verschiedensten Arbeitsfeldern stellen sich dem Gespräch mit den Teilnehmenden an einem Seminar oder einer Übung; oder sie bieten als Lehrbeauftragte selbst

Veranstaltungen an. Wie die spositiven Erfahrungen des im Augenblick allerdings nur punktuell und sporadisch stattfindenden gemeinsamen Lernens von Studierenden und durch ein „Sabbatical“ freigestellten Pfarrerinnen oder Pfarrer zeigt, gäbe es hier noch eine Fülle von weiteren Möglichkeiten. Phantasie ist gefragt und der Wille, neue Wege der Verschränkung von Aus- und Fortbildung zu öffnen. Z.B. wäre so etwas wie eine „theologische Sommerakademie“ vorstellbar, in der Studierende (nicht nur der Augustana), in den verschiedensten (nicht nur kirchlichen) Berufsfeldern Tätige und in der akademischen Ausbildung Engagierte gemeinsam an einem Thema oder einem Projekt arbeiten und lernen. Das könnte für alle drei beteiligten Gruppen neue Impulse bedeuten und wäre, ähnlich den bereits bewährten Blockseminaren im Fach Religions- und Missionswissenschaft, relativ leicht zu organisieren. Wenn die Mitarbeit entsprechend honoriert würde, durch anerkannte oder auch obligatorische Scheine für Studierende, durch Fortbildungsbestätigungen und Qualifikationsmöglichkeiten für bereits Berufstätige, dürfte für solche und ähnliche neue Lernfelder auch reges Interesse bestehen und in die Forschungs- und Lehrtätigkeit der Hochschule hilfreiche Impulse einbringen. Gerade die räumliche Nähe der verschiedensten Aus- und Fortbildungseinrichtungen mit ihrer hohen Kompetenz könnte eine solche neue Form des vernetzten lebenslangen Lernens erleichtern. Synergieeffekte wären zu erwarten, und gleichzeitig würde eine von G. Merz begründete Tradition der Zusammenarbeit der Neuendettelsauer Ressourcen und Kapazitäten neu belebt.

3. Studierende – Garanten und Träger der Interdisziplinarität

Von den Studierenden gefordert nimmt, wie ein Blick in die Vorlesungsverzeichnisse der letzten zehn Jahre zeigt, die Zahl der interdisziplinären Veranstaltungen zu. Diese Vernetzung der Disziplinen hat spürbare Konsequenzen für Lehre und Forschung an der Hochschule. Zugleich ist die überdurchschnittlich große Gruppe derer, die sich auf das Examen vorbereiten, Garant dafür, daß auch in einzelnen Fachveranstaltungen Fragestellungen aus anderen Bereichen eine Rolle spielen. Schließlich sind die Studierenden in der Regel die einzigen an einer Hochchule, die sich aktuell in allen Fächern bewegen; „Examis“ sind ja geradezu (nicht nur notgedrungen) Experten darin. Würden die bereits erworbenen Kompetenzen und die mitgebrachten Erfahrungen noch stärker auch methodisch mit in den Unterricht einbezogen werden, gäbe es hier m.E. noch eine ganze Reihe von Möglichkeiten, der zunehmenden Aufsplitterung und Spezialisierung von Studium und Lehre positiv zu begegnen.

Aber auch ganzwöchige Veranstaltungen wie die Ökumenische Studienwoche, die aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Missionswerkes und des fünfzigjährigen Bestehens der Hochschule im Juni dieses Jahres mit Gästen aus der weltweiten Ökumene veranstaltet und von allen Fächern gemeinsam getragen wurde, ermöglichen das gegenseitige Wahrnehmen, den in vielen Gesprächen vertieften Austausch an Erfahrungen und Arbeitsergebnissen und das Ringen um die Antworten auf die Herausforderungen der vielgestaltigen, aber einen Gegenwart. Die besonderen Bedingungen der Campus-Hochschule haben sich als Rahmen für ein interdisziplinäres und – in diesem Fall auch – interkulturelles Theologietreiben gut bewährt. Der dritte Band der hochschuleigenen Reihe „Theologische Akzente“ (1999) wird die Impulse, Vorträge, Diskussionen und Arbeiten dieser Studienwoche dokumentieren.

4. Der Campus der Augustana – ein Feld der dreifachen Wahrnehmungen

Die kurz skizzierten und nicht vollständigen Beispiele zeigen (wie auch andere Beiträge in diesem Band) m.E., daß die besondere Situation der Augustana, die gekennzeichnet ist durch den Campus und seine „Porosität“ für die Kompetenzen und Begabungen aller in ihr lernend und lehrend Arbeitenden, eine vielleicht rare Chance bedeutet, den aktuellen Herausforderungen an die Theologie konstruktiv zu begegnen.

Ein Raum steht hier zur Verfügung, in dem vielfältigste Wahrnehmungen möglich sind; ein Feld, in dem Lebenswirklichkeiten und christliche Überlieferung in ein fruchtbares Gespräch gebracht werden können; ein Ort, an dem die Basis evangelischer Welt- und Lebensdeutung im wissenschaftlichen Alltag redlichen Fragens auf ihre Tragfähigkeit hin untersucht und überprüft werden kann.

Atempause für neue Ideen

Wenn theologische Kompetenz nicht nur als Fähigkeit zur „auftragsgemäße(n) und professionelle(n)“ Pfarramtsführung verstanden und damit auf ein

bloßes Berufswissen verkürzt wird, sondern vor allen Dingen die Kunst der dreifachen Wahrnehmung bedeutet, dann könnte dies eine Kunst sein, die dazu fähig macht, auch mit nicht „gepaukten“ Lebenssituationen lebensfördernd umzugehen und damit der Angst vor den vielen (nicht zu erlernenden) Details und der Sorge vor der erdrückenden Verantwortung zu wehren.

Es könnte aber darüber hinaus auch eine Kunst sein, die zu erlernen, wie im angloamerikanischen Raum, für Menschen interessant wird, deren Ausbildungsziel nicht das Pfarramt ist, sondern andere kirchliche oder nichtkirchliche Berufe. Das wiederum könnte in das Feld der Theologie einen Teil des verlorenen „normalen“ Lebens zurückbringen und sie so befruchten.

Diese Kunst zu erlernen, bedeutet, *alle* Wahrnehmungsorgane zu entdecken, zu sensibilisieren und zu entwickeln. Diese Kunst zu lehren bedeutet nicht nur, das schon Gewesene zu unterrichten, sondern zum Entdecken des Möglichen einzuladen und damit das Risiko einzugehen, noch nicht abgeschlossene Prozesse zu initiieren. Die Rahmenbedingungen der Augsutana bieten eine breite Palette von Angeboten dazu.

Stefan Ark Nitsche

Sisyphos am Theologenberg – oder: Latein und Griechisch an der Augustana

Fragment eines pseudolukianischen Dialogs,
übersetzt von Jörg Dittmer

Einige unvermeidliche Vorbemerkungen

Es gehört nicht gerade zu den leichtesten Übungen, wenn man etwas über die eigene Arbeit schreiben soll. Natürlich hat man etwas zur Sache zu sagen. Doch das interessiert den geneigten Leser oft weniger, als der beflissene Autor sich erhoffen mag. Auch werden die einen ohnehin schon ahnen, was nun wieder kommt. Und die anderen, die noch nicht gekommen sind, werden auch nach ausführlicher Deklamation nur eine blasse Ahnung davon gewinnen, was es heißt, an der Augustana zwei von jenen alten Sprachen zu lernen, die gemeinhin als die „Anfangshürden" des Theologiestudiums bezeichnet werden und die gemeinerweise recht unvermittelt gleich am Beginn dieses Studiums auftauchen.

Naturgemäß ist zudem die Neigung eines gerade startenden „Hürdenläufers" recht gering, sich zunächst einmal eingehend mit den Konstruktionsprinzipien der „Hürden" zu beschäftigen. Vielmehr geht sein verständliches Bestreben darauf aus, ohne große Reibungsverluste möglichst glatt hinüberzuspringen und so seinem „eigentlichen", nämlich theologischen Ziel ein Stück näherzukommen. Was primär interessiert, ist daher gleichsam das *know how* des erfolgreichen Sprunges – doch wie könnte ein Beteiligter über diese *Praxis* selber etwas sagen, ohne daß es gleich wieder mit dem Stigma der grauen *Theorie* behaftet schiene …?

In Anbetracht dieser verzwickten Lage erwies es sich als ein echter Glücksfund (für Eingeweihte: εὕρημα), daß vor gar nicht langer Zeit bei Verkabelungsarbeiten auf dem Augustana-Campus eine sehr alte, vom Mausfraß schon ein wenig löcherig gewordene Handschrift gefunden wurde, die mit einiger Sicherheit als pseudolukianisches[1] Plagiat (mit äschyleischen und platonischen Einschüssen) identifiziert werden konnte. Dazu paßt auch die seltsame Form des menippeischen *Prosimetrons*, bei der sich Verse mit Prosapassagen abwechseln.

Verfaßt wurde die kleine Schrift, deren Vorgeschichte aufgrund des Textverlustes im vorderen Teil nicht ganz klar ist, aller Wahrscheinlichkeit nach von

1 Lukian von Samosata, Satiriker und Philosoph, lebte im 2. Jh. n.Chr.

einem intimen Kenner jenes Kontextes, der mit den Stichworten *furor philologicus* und *rabies theologorum* im Melanchthonjahr 1997 vielleicht hinreichend umrissen ist. Ein genaueres Bild von der Bedeutung des Fundes mag sich der Leser nun selber machen. Der Text wird hiermit in einer ersten Übersetzung vorgelegt – die Exegese bleibt dem weiteren Studium vorbehalten.

Sisyphos am Theologenberg

Dialogi personae: *Presbyteros* und *Presbytatos* (zwei Klassische Philologen)
Kakodaimon (erst kein Freund der Sprachen, begleitet vom …)
Chor der Erinyen (Straf- und Rachegeister)
Kaloskagathos (Liebhaber des Schönen, Wahren, Guten)
Chor der Eumeniden (die „Wohlmeinenden“)
Agathe Tyche („Gutes Gelingen“; Gerichtsvorsitzende)
Philologia, Philosophia, Theologia (als Sachverständige)
Desiderius Erasmus (als deus ex machina)

Der Schauplatz läßt sich rekonstruieren als ein parkähnlicher, sanft ansteigender Hügel im morgendlichen Frühnebel eines Donnerstags.

****

– Anfangslücke, vermutlich eine genaue Beschreibung enthaltend des *locus amoenus Augustanensis* –

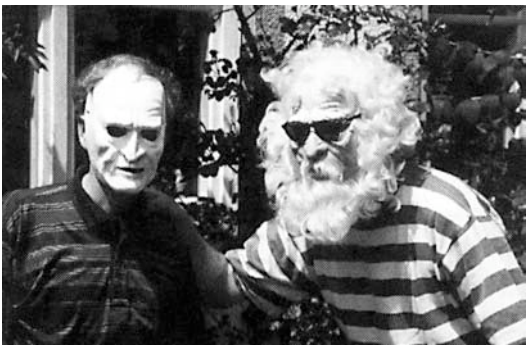
****

Presbyteros (in Gedanken versunken, metrisch vor sich hin summend):

Und wieder schlägt die Uhr gleich acht von Kirchens Höhe
Und wieder schreit ich den Kapellenberg hinauf;
So gleicht nun mal der Philologen-Arbeit Lauf
dem Sisyphos, der Steine wälzt – und manchmal gerne flöhe.
Doch Sisyphos tat seine Arbeit ganz alleine,
als er von neuem stets gefolgt dem Kurs der Steine.
Mich kann der Freund Presbytatos mit seinem Rat beglücken –
ich seh’ ihn schon mit vorgebeugtem Gang über den Campus rücken.

Presbytatos (mit wehendem ergrautem Haar):

Grüß dich! Wie geht es dir? Kann ich dir helfen? Du scheinst ja heute einen tragischen Tag zu haben, oder warum sprichst du in Versen?



Presbytatos
und
Presbyteros …

Presbyteros (immer noch metrisierend):

Kaum seh ich dich von meiner hohen lichten Warte,
da wird mir warm ums Herz, und auf keimt neue Kraft.
Seit fünfundzwanzig Jahren schon stehst du hier voll im Saft,
dozierst mit Lust und findest nette Worte – selten harte.
Gemeinsam machen wir nun flott das Schiff der alten Sprachen,
und nebenbei noch manche andre nette Sachen. –
Da seh' ich einen Studi schon von ferne winken –
er will wohl aus dem *Kantharos* ein Schlückchen trinken.

Presbytatos (etwas besorgt blickend):

Nein, Nein. Ich glaube eher, da will einer ein Hühnchen mit uns rupfen. Er kommt nämlich geradewegs in unsere Richtung gelaufen und schaut gar nicht sehr zufrieden aus. Und die anderen, die um ihn herumschwärmen wie die Fliegen, sind vollends garstige Gestalten. Kennst du sie?

Presbyteros (aus seinen Tagträumen erwachend):

Noch nie gesehen. Die sind wohl nicht von hier. Wahrscheinlich Relikte von der Mittwochabend-Bar, die hier gefeiert und dabei die Zeit vergessen haben. Aber schau mal, sie schwingen dicke Bücher in der Hand. Sieht gefährlich nach *Gemoll* aus, und ein *Langenscheidt* ist auch dabei. Was wollen sie nur damit?

Kakodaimon (umschwärmt von den Erinyen):

Da sind sie ja, diese vermaledeiten Philologen. Auf sie! Gebt ihnen, was sie verdienen! Laßt die Lexika auf ihrem Rücken tanzen! Die haben uns lange genug gequält! Nur die verdammten Sprachen haben mich daran gehindert, mich hier auf diesem schönen Campus einzuschreiben. Jetzt werden wir ihnen zeigen, wozu es führt, wenn man ehrbare Christenmenschen mit einem Wust von Formen und Vokabeln quält. Gleich haben wir sie. Im Hörsaalgebäude sitzen sie in der Falle!

Chor der Erinyen (im Sirenenton heulend):

Wir sind die rächenden Engel der Nacht,
Kakodaimons Genossen – er hat uns gebracht.
Wo Sprachen nerven, in jeder Gestalt,
da wollen wir Rache mit nackter Gewalt.

Presbytatos:

Schnell schnell, Presbyteros, hilf mir und halt die Türe zu! Fast hätten sie uns erwischt. Aber lange schaffen wir das nicht alleine. Schau doch mal in Raum II und III nach unseren Studis – die werden uns sicher helfen, aus dem Schlamassel herauszukommen. Es muß sich um ein schlimmes Mißverständnis handeln.

Presbyteros (kommt etwas enttäuscht, aber nicht überrascht zurück):

Leider noch keiner da. Die genießen mal wieder ausgiebig ihr Frühstück. Aber lange kann es nicht mehr dauern, dann kommen sie von der Mensa mit der pünktlichen Verspätung des Donnerstags. Ich glaube, ich kann sie schon hören.

Kaloskagathos (mit fester Stimme; in seinem Gefolge immer mehr Eumeniden):

Was geht hier vor? Was tut ihr hier? Warum belagert ihr das Haus? Seid ihr verrückt geworden? Hört auf mit dem Geschrei und laßt uns rein – wir haben jetzt Unterricht!

Chor der Eumeniden (mehrstimmig; z.T. kanonisch):

Gebt frei doch den Weg, und auch die Gedanken,
wir wollen eigentlich nicht mit euch zanken;
wir wollen nicht, daß hier die Scheiben zerkrachen,
zwar hart ist das Brot – doch wir mögen die Sprachen.

Kakodaimon (bissig):

Ihr könnt nach Hause gehen – ist das keine gute Nachricht? Euer letztes Griechischstündlein hat geschlagen! Den Philologen geht es an den Kragen, und wir werden dafür sorgen, daß Ihr endlich Theologie in Reinkultur treiben könnt. Ist das nicht verführerisch?

Kalokagathos (souverän):

Nimms mir bitte nicht übel, aber allzu viel scheinst du bisher noch nicht von der Theologie zu verstehen. Theologie treiben ohne die alten Sprachen – das gleicht dem Versuch, einem Frosch ein Haar auszurupfen. Und außerdem: Findest du nicht, daß die, die du verfolgst, wenigstens die Möglichkeit zu einer Apologie erhalten sollten?

Kakodaimon (einlenkend):

wenn du meinst, daß wir ein ordentliches Gerichtsverfahren abhalten sollten, so habe ich nichts dagegen. Ich mache gern die Anklage! Aber keine Tricks – von wegen *in dubio pro meo* oder wie das heißt! Und der Richter muß ganz unparteiisch sein!

Kaloskagathos:

Das wird nicht schwer sein, da jemanden zu finden. Ich schlage *Agathe Tyche* vor, denn die Frauen spielen hier an der Augustana immer eine prominente Rolle. Außerdem mußte sie alle drei Sprachen lernen und wird daher deinen Unmut verstehen. Andererseits hat sie aber gerade *mit gutem Gelingen* ihr theologisches Examen gemacht – und kann's daher vom Ende her beurteilen.

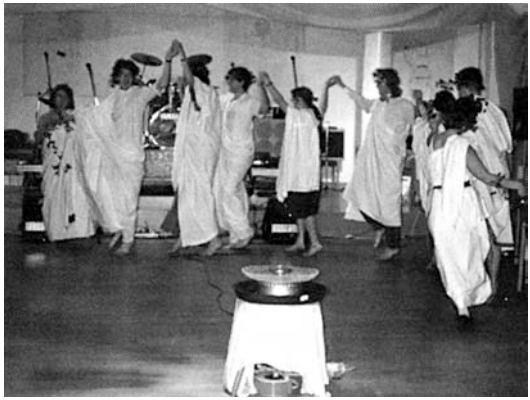
Presbytatos (von innen):

So ist es recht, das ist uns lieb, nun ist uns nicht mehr bang –
ein gutes Ende ist gewiß, wenn man mit Sprache umgehn kann.

Presbyteros (spöttelnd):

Jetzt bist auch du ins Versmaß abgeglitten,
was sind denn das für neue Sitten?

Aber ansonsten bin ich mit dem Verfahren auch sehr einverstanden – und im übrigen schon sehr gespannt, was unser Verfolger eigentlich gegen uns vorzubringen hat. Gehen wir also hinein!



Erinyen
oder
Eumeniden …?

Chor der Erinyen (beim Einzug in Raum II):

Noch *eben* hätten wir die beiden fast geteert
und sind – ein Wunder – jetzt schon fast bekehrt.

Chor der Eumeniden (einfallend):

Wie groß ist doch des *logos* strahlend Himmelsmacht!
Sein Morgenlicht beendet gleich die finstre Nacht.

Agathe Tyche (würdevoll):

Zuerst möchte ich euch alle herzlich grüßen. Es ist gut, daß dieser Streit mit Worten ausgetragen wird vor einem menschlichen Gericht. Jede Seite mag sich nun besinnen und ihre Sache so gut wie möglich sagen. Doch bedenkt, daß ihr vor hohen Sachverständigen sprecht, die eure Worte hören und wohl zu wiegen wissen. *Philologia, Philosophia* und *Theologia* werden persönlich darüber wachen, daß kein falsches Wort unwidersprochen bleibt. Die Anklage-Partei mag zuerst reden!

Kakodaimon (tief durchatmend):

Darauf habe ich schon lange gewartet – und ich kann es kurz machen. Ich habe nämlich eine Stinkwut auf diese alten Sprachen, weil sie völlig nutzlos sind. Mühsam muß man sich eine gigantische Menge von Formen und Vokabeln reinpauken, die man ohnehin ganz schnell wieder vergißt. Und warum? Um mehr schlecht als recht Texte übersetzen zu können, die andere schon viel besser übersetzt haben. Was soll also dieser ganze Unsinn brin-

gen außer viel Streß, viel Frust und ganz viel Zeitverschwendung? Als ob man nicht auch ohne alte Sprachen ein guter Pfarrer werden könnte! So, wie es jetzt aussieht, wirken die alten Sprachen wie ein Sieb, das viele, die wie ich gerne Pfarrer sein wollen, vom Studium abhält.

Presbytatos (nachdenklich):

Viele dieser Einwände kann ich verstehen, vor allem auch den Ärger und die Enttäuschung, die aus so einer Situation manchmal erwachsen. Doch andererseits haben unsere drei Sachverständigen zwischendurch ein ziemlich mißmutiges Gesicht gemacht, und ich will versuchen, ihren Gedanken Ausdruck zu geben, damit sie nicht selber sprechen müssen. Verzeiht mir also bitte, wenn ich jetzt etwas mehr Worte mache als üblich, und schenkt mir eure Aufmerksamkeit mit einiger Geduld – denn ich spreche im Ernst und für drei.

Ich könnte zuerst von dem „Erbe der Alten“ reden, wie man das gerade von einem Klassischen Philologen erwartet – aber ich mag solche Formeln nicht, hinter denen sich zu oft eher schöner Bildungs-Schein und nackte Arroganz verbergen, als daß man ein tieferes Verständnis der Sache finden könnte. Und doch bin ich von der Richtigkeit und Wichtigkeit dessen, was mit dieser Formel gemeint sein kann, fest überzeugt: Ohne den spezifischen Begriff von Rationalität, Individualität, Historizität, Politizität und Publizität, den die Griechen entwickelt und die Römer als erste rezipiert und verwandelnd tradiert haben, gäbe es nicht das Europa, das wir kennen. Die Idee der Natur- und Menschenrechte ist in dieser Tradition ebenso verankert wie unsere Philosophie und unsere Literatur, unsere Wissenschaft und unser politisch-gesellschaftliches Denken und Handeln. Wenn wir verstehen wollen, wer wir als Europäer sind, führt kein Weg an dem historischen Diskurs mit unserer geistigen Tradition vorbei – nicht um sie nachzubeten, sondern um in Freiheit und Selbstbestimmung ein eigenes Verhältnis zu ihr zu finden. Und das ist umso wichtiger in einer Zeit, in der heute das überfällige interkulturelle Gespräch die eurozentrischen Perspektiven überschreitet und dabei zugleich voraussetzt, wenn es Subtanz haben soll, daß man seine eigene Position hinreichend reflektiert hat.

Auch für den angehenden Theologen, der bisher zu solchen Gedankengängen noch weniger Gelegenheit hatte, kann und sollte diese Thematik wichtig werden – das wird man nicht bestreiten wollen. Wie jeder Mediziner seinen Anatomie-Schein machen muß, um das tragende Gerüst des Menschen im Blick zu behalten, auch wenn er Physiologe oder Internist werden will, gehört zum unverzichtbaren Rüstzeug des Theologen auch eine Art Grundkurs

in Sachen „Anatomie der europäischen Geistesgeschichte“. Doch kommt für den Theologen ein noch viel unmittelbareres Interesse hinzu: Niemand kann bezweifeln, daß – angefangen mit der Zeit der Alten Kirche – die gesamte Theologie und Dogmen- und damit auch die Kirchengeschichte geprägt ist von Auseinandersetzungen mit den geistigen Strömungen ihrer Zeit. Ohne die Basis dieser Auseinandersetzungen gründlich zu kennen, wird man sich zu Recht immer etwas unwohl und unsicher fühlen. Wer selbstkritisch ist, merkt genau, wenn er sich mit etwas beschäftigt, dessen Dimensionen er eigentlich gar nicht versteht. Um ein Beispiel zu nennen: Ohne eine hinlängliche und gleichsam selbstverständlich-vertraute Kenntnis Platons und des Platonismus bleibt einem jedes tiefere Verständnis weiter Bereiche der Kirchen- und Theologiegeschichte verwehrt.

Vieles davon könnte man natürlich auch studieren, ohne mühsam die alten Sprachen zu erlernen. Die Eindrücke wären dann zwar sicher etwas oberflächlicher – aber das entscheidende Gegenargument liegt doch woanders. Nicht nur daß die genaue Kenntnis des Griechischen unabdingbare Voraussetzung für die exegetische Arbeit am Urtext des Neuen Testaments ist. Nicht nur, daß die Arbeit mit lateinischen Texten der antiken Philosophie oder der Alten Kirche, aus Mittelalter oder Reformation die Augen öffnen kann für die Entstehung und Entwicklung spezifischer geistiger Traditionen und ihre besondere Begrifflichkeit. Entscheidend ist in unseren Augen, daß die hermeneutische Auseinandersetzung mit Sprache in den Prozessen des Verstehens und „Hinüber-Setzens“ immer schon ein Stück theologischer Arbeit ist. Die alten Sprachen sind für den Theologen nicht nur unverzichtbar, weil sie „die Scheiden sind, darinnen des Geistes Messer steckt“, wie Martin Luther sagt, sondern weil sie einüben in eine Kultur des Beobachtens, Hinhörens und Differenzierens, die – fernab einer bloß propädeutischen Relevanz als „Handwerkszeug“ des Theologen – eine eigenständige Dignität besitzt …

Kakodaimon (unterbricht ihn):

… das sind ja alles ziemlich hehre Worte über hehre Werte, aber es klingt – ehrlich gestanden – ganz gut. Trotzdem scheint mir der Preis dafür ein wenig hoch zu sein. Ich würde gerne mal was zum Thema Zeitverschwendung hören!

Presbytatos (eifrig fortfahrend):

Ich sagte ja schon, daß es etwas länger dauern würde. Aber noch kürzer kann man die Interessen unserer Sachverständigen nicht vertreten, wenn sie

plausibel werden sollen. Und ich sehe an ihrem beifälligen Nicken, daß sie sich verstanden fühlen. Wer uns kennt, weiß aus eigener Erfahrung, daß wir uns bemühen, diese Interessen nicht nur theoretisch zu formulieren, sondern auch praktisch umzusetzen, und zwar in allen Phasen der Sprachkurse: vom Übungsbuch über die Platon- und NT-Lektüre bis hin zu den thematisch breit angelegten Übungen zur antiken Geistesgeschichte. Und was wir in Latein lesen, wird grundsätzlich mit den Interessen des Kurses abgestimmt, so daß mal Seneca und mal Lactanz, mal Cicero und mal ausgewählte Märtyrerakten, mal Luther und mal Erasmus gelesen werden – um auch hier ein paar Beispiele zu nennen.

Nun aber in aller Kürze etwas zum Thema „Zeitverschwendung". Daß die Zeit nicht „verschwendet" ist, weil das, was man lernt, gut und wichtig ist, scheint ja schon halbwegs konzediert zu sein. Daß dieses Lernen nicht ohne Fleiß und Mühe vonstatten geht, soll nicht bestritten werden. Daß aber für die Sprachen zusätzliche Zeit benötigt werde, die an anderer Stelle verlorengeht, gehört zu den unausrottbaren Vorurteilen, die so nicht zu halten sind. Wer die Feriensprachkurse im September und Oktober nutzt, kann an der Augustana in drei Semestern alle drei alten Sprachen erfolgreich lernen und abschließen; hat er Latein schon gelernt, sogar in zwei Semestern. Da derjenige, der auch Latein noch lernen muß, das in Bayern vorgeschriebene Praxisjahr um ein halbes Jahr verkürzen kann, kann man sogar behaupten, daß niemand mehr als zwei Semester „verliert".

Und wie sieht dieses „Verlieren" aus? Das Sprachkursangebot erlaubt es, jeweils in dem auf eine Sprachprüfung folgenden Semester mit der erlernten Sprache intensive eigene Erfahrungen zu sammeln durch Mitarbeit in den entsprechenden Seminaren. Aber schon parallel zu den Sprachkursen findet ein ganz normales Theologiestudium statt mit Teilnahme an Vorlesungen und Seminaren ohne Sprachvoraussetzungen. Es gibt also keine „theologiefreie" vorgeschaltete „Sprachphase" (ganz abgesehen von deren theologischen Implikationen), sondern Sprachenlernen, Sprachenanwenden und Theologietreiben sind von vornherein ganz eng aufeinander bezogen; die Sprachen sind ein integrativer Bestandteil des Theologiestudiums. Von „verlorener Zeit" kann nicht im Ernst geredet werden, und wenn die überwiegende Mehrheit der Studierenden ihr Kolloquium nach dem 4. oder 5. Semester ablegt, so ist das im Vergleich zu anderen Fächern ein ganz normaler Zeitrahmen. Für die Tücken des geballten theologischen Zentralexamens (und der anstehenden Zwischenprüfung) sind die Philologen am wenigsten verantwortlich zu machen …

Kakodaimon (vorsichtig nach neuen Argumenten suchend):

Ich muß zugeben, jetzt kann ich einiges anders sehen. Aber wenn man sich in der Bar so unterhält, wird da doch auch schon mal ganz schön abgelästert. Vom großen Tempo ist da die Rede, vom Gewaltmarsch durch die Lektionen. Und dabei werden die einen angeblich von einem wahren Blätterwald überschüttet, während die andern noch nachts den Duft der heißen Folien in der Nase haben. Und auch ob sonst so alles ganz in Ordnung ist, weiß ich nicht recht: Ich hörte da im Bierdunst zu vorgerückter Stunde hinter vorgehaltener Hand etwas raunen von „Klammerstellungen“ und „Aktionsarten“, von „Extratouren“ und „säuischen“ Gelagen …

Presbyteros (munter einfallend):

Mein lieber Presbytatos, wenn du erlaubst, werde ich hierauf Antwort geben. Ich hatte während deiner langen programmatischen Rede etwas Zeit, um ein paar neue Verslein zu schmieden – ich bitte das Hohe Gericht schon vorab um Entschuldigung, wenn ich dabei gelegentlich etwas *rap* – mäßig psalmodiere:

So wisse denn, du lieber edler Zeitgenosse,
Was du da sagst, ist leider meistens Posse.

Zwar fliegt die Zeit im Sprachkurs wirklich wie der Sternen Schnuppe,
doch unsre Studis bilden wie der Blitz die erste Arbeitsgruppe.
Da lernen und auch jammern sie höchst in-di-vi-du-ell:
Daß Freundschaften entstehen, das geht gewöhnlich schnell.
Nun ziehen für die Zukunft sie gemeinsam ihre Bahn
und fühlen sich mit Inbrunst gegenseitig auf den Zahn.
In großen Schritten naht alsdann der Prüfung hohes Ziel:
wir trauern alle, wenn’s nicht klappt – doch sind es niemals viel.

Was nun die Blätter anbelangt, bekenne ich mich schuldig,
daß ich kopiere reichlich oft und ausdauernd geduldig.
Ich geb auch zu: die Blätter sind einseitig nur bedrucket,
so daß es mich als Ökologen selber manchmal jucket.
Doch andrerseits verhindern Übersichten und Systeme
bei „Klammerstellung“ und dergleichen anschwellende Gicht-Ödeme.
Des Lernens Stau gilt’s zu bekämpfen, er ist ein schlimmes Gift,
egal ob das geschieht mit Folien – oder auch mit Tafelschrift.

Die Mode der Methode ist uns nicht so furchtbar wichtig:
mal klärt man eine Sache sprachgeschichtlich, wenn's der Sache nützt,
mal läßt man sprechen auch im Chor, was die Gewöhnung unterstützt,
mal macht man einfach mitten im Gebrause – eine schöne lange Pause.
Nur eines mögen wir nicht sehr: die Text-lin-gu-i-is-tik,
altmodisch sind wir mit Bedacht gegen grammatische Sophistik.
Wir glauben: alte Sprachen lernen ist schon schwer genug –
noch zusätzlich die Metasprache der Lexeme – finden wir nicht gut.

So schaffen wir zusammen, in großer Einigkeit,
und das ist – wie man weiß – nicht die kleinste Kleinigkeit.
Es hat ein jeder seinen Stil, seine besondre Art Humor;
daß wir zusammen lachen, kommt auch nicht selten vor.
Wir helfen gerne weiter, bei jeglichem Problem,
bis daß in der Klausurenzeit wir kaum das Bett noch sehn.
Unsre Devise sagt ganz klar: Wir wolln die Sachen klären,
die Menchen wolln wir stärken, denn sie solln sich nicht verzehren.

Verzehren ist das Stichwort, wo ich bekennen muß,
daß manchmal alle feiern ohne jeglichen Verdruß.
Mal wandern wir und legen Spuren mitten durch den Wald,
mal machen wir bei einem der Museen in der Nähe halt.
Dann tanzen wir und grillen, sprechen Neugriechisch ganz zart,
träumen von Alexis Sorbas, planen eine Studienfahrt.
Auch wolln wir nicht verschweigen – zu früh verließ sie ihren Bau:
einmal genossen wir zusammen eine Wild-schwein-Sau …

Kakodaimon (amüsiert, mit letztem Unwillen):

Ich muß zugeben, langsam bekomme ich Appetit. Ich hätte es vielleicht doch einmal an der Augustana versuchen sollen. Aber ich glaube kaum, daß bei dieser Art Unterricht viel herauskommt. Bestimmt so eine Art Billig-Latinum oder -Graecum!

Kaloskagathos (nun seinerseits unwillig):

Was du jetzt sagst, ist erstens nicht fair und zweitens nicht wahr. Erlaube, daß ich an dieser Stelle unsere beiden Presbis in Schutz nehme! Es ist zwar richtig, daß die Atmosphäre hier meist locker und persönlich ist. Es ist auch richtig, daß wir zum Beispiel in der Prüfung keine auswendiggelernten Stammzeiten herunterrasseln müssen (mit einer Ausnahme übrigens), weil es darauf ankommt zu zeigen, daß und wie wir selbständig mit einem unbekannten Text umgehen können. Aber es ist einfach nicht wahr, daß unsere Sprachkenntnisse deshalb nicht solide wären.

Willst du untrügliche Beweise? Es könnte dir genügen, wenn ich dir sage, daß ein staatlicher Beisitzer als Zweitprüfer an jeder mündlichen Prüfung teilnimmt und die Erstkorrektur der Klausuren übernimmt. Aber es gibt noch einen anderen Beweis, der vielleicht objektiver wirkt: Einige Studis machen (weil sie noch nicht sicher sind, welche Laufbahn sie am Ende wirklich einschlagen wollen) außer der Prüfung an der Augustana auch noch die staatliche Latinums- oder Graecums-Prüfung, manche in Erlangen oder Nürnberg, manche irgendwo in Baden-Württemberg – und die Ergebnisse entsprechen bis auf normale kleine Schwankungen genau denen an der Augustana! Du brauchst also nicht zu befürchten, daß du hier zu wenig lernst …

Aber eigentlich glaube ich, du bist auch so schon überzeugt. Findest du nicht, daß du langsam von deinem Protest ablassen könntest? Ich will ja nicht mit deinem Namen spielen, aber als literarische Figuren können wir uns einiges erlauben: Willst du also nicht vom *Kako-daimon* zum *Eudaimon* werden und dich an der Augustana einschreiben? Wir können gute Geister hier immer gut gebrauchen, vor allem wenn sie so viel Schwung haben wie du und ihre Sache ehrlich vertreten. Und auch den Schwarm deiner Begleiter mit ihren kritischen Stimmen nehmen wir gerne auf, wenn sie von *Erinyen* zu *Eumeniden* werden; es wäre nicht das erste Mal – steht schon bei Äschylos. Nur beeilen müßt ihr euch, sonst ist der Laden wieder mal voll. Also: erst anmelden – dann einklinken!

Agathe Tyche (feierlich):

Hiermit erkläre ich kraft meines Amtes, daß in vorliegender Streitsache im Sinne der angeklagten Presbyteros und Presbytatos entschieden wird. Nach Abwägung aller Argumente muß am Ende das gute Gelingen für sie sprechen. Kakodaimon wird freigestellt, zusammen mit den Seinen entweder die Kosten des Verfahrens zu tragen in Gestalt einer Runde Freibier bei der nächsten Mittwoch-Bar, oder seinen Geisteswandel durch Einschreiben an

unserer Hochschule öffentlich zu bekunden. Natürlich kann er auch beides tun …

und sichtlich erleichtert: Jörg Dittmer und Burkhard Spiecker

Desiderius Erasmus (schwebt als deus ex machina *herab):*

Verzeiht, daß ich in diesem Streit so spät mich erst zu euch bequeme,
mich zog der Streit mit Luther wohl noch etwas an der Sehne.
Doch komme ich nun gerne, Melanchthon zu vertreten,
der vom Geburtstagskuchen ist ein wenig noch daneben.
Vereint euch alle, edle Sprachenkrieger, machet Frieden,
es gibt noch viel zu tun, und viel ist zu bewegen.
Geht sauber mit der Sprache um, schon um des Menschen willen,
frei sind wir und wir sind es nicht – so singen es die Grillen.

Gemeinsamer Schlußchor aller (beim Auszug):

So wolln wir denn gemeinsam jetzt nicht weiter Zeit verlieren!
Das Augustana-Motto heißt: „Gut leben, gut studieren!“

– Finis –

Jörg Dittmer

Jetzt entfalt ich meine Sicht
vom He-brä-isch-un-ter-richt …

– 100 Verse á la Wilhelm Busch –

Immer, wenn ein Kurs losgeht,
Nehm ich hart mich ins Gebet,

Um mir selber einzuschärfen,
Daß ich brauche gute Nerven!

Denn die Studis sind sensibel,
Nehmen Aggression mir übel

– Ob sie heißen Schmidt, ob Meier –,
Weil sie sind wie rohe Eier,

Die man freundlich muß bestreicheln
Und mit Höflichkeit umschmeicheln!

Drum am letzten Ferientag
Ich im Stillen zu mir sag:

„Hüte dich, gleich loszubellen,
Um den Kurs nicht zu verprellen!

Willst du doch vor allen Dingen
Junge Menschen dazu bringen,

Sich im Denken und im Fühlen
In die Sprache reinzuwühlen,

Die, wie auch das Ugaritisch,
Ist im Typ nordwestsemitisch.“ –

Solches ich gezielt umrunde
Gleich in der Eröffnungsstunde,

Um auf die Hebräischsachen
Alle geil und scharf zu machen!

Aber leider wissen Studis
Nicht in jedem Fall, was gut is.

Keiner mag sich engagieren
Und Libido investieren

In ein altes Sprachkonstrukt,
Das ihn heute nicht mehr juckt!

Viele meinen: „Dieses Dings,
Das man liest von rechts nach links,

Ist ein Zopf und äußerst ferne
Mir als Kind der Postmoderne!

Althebräisch – so ein Dreck!
Schnell mach ich die Sprache weg,

Die mich bremst als Klotz am Bein
In dem Theologe-Sein!!!

Hab kein’ Bock, herumzukneten
In dem Teig der Massoreten,

Jener hochgelehrten Leute,
Welche sich und Gott (?) zur Freude

Alle Bibelkonsonanten
Mit der Punktation bemannten.

Glaub mir eines, lieber Dietzi:
Ich bin kein so dummer Strietzi,

Daß ich mich von dir laß reizen,
Ein Semester zu verheizen

Und zu singen das Tedeum
Für ein Stück aus dem Museum!!

Nein, ich bringe diese Sache
Hinter mich als *Ferien*sprache.

Damit spar ich mir, mein Bester,
Gleich ein ganzes Vollsemester …!!“

Oft erscheint, bald laut, bald leise,
Selbige Betrachtungsweise,

Und ich seh’ mein Schiff am Kentern,
Wenn ich da was will verändern!

Doch unendlich ist mein Glaube,
Daß ich lockern kann die Schraube,

Die die Studis auf den Bänken
Haben zugedreht im Denken,

Um Appelle, die sie hassen,
Nicht in ihren Kopf zu lassen!

Dafür, daß sich hier was tätigt,
Halt ich ihnen diese Predigt:

„Macht den Kurs nicht mit Gebrumm
Nur so fürs Hebraicum!

Euer Bild ist reichlich übel
Vom Hebräisch in der Bibel!

Doch ich weiß nicht, ob ihr ahnt,
Daß es engstens ist verzahnt

„Piano-Bar“ mit Helmut Dietzfelbinger

Mit den hohen Wissenschaften,
Die ihr treibt mit vielen Kraften!?

Zum eNTe und auch zur Ethik,
Ja sogar zur Homiletik

Paßt Hebräisch ins Gefüge.
Das erfahrt ihr zur Genüge!

Und das *ATe lebt* vom Glanz
Dieser Sprache Kanaans,

Welche ist, vergeßt das nie,
Selbst ein Stück Theologie!!

Darum find ich's gar nicht komisch,
Daß ihr denkt so dichotomisch …!!" –

Was bis hierher ich getönt,
Ist nicht grad erfolgsgekrönt,

Und ich zweifle, ob mein Joker
Viel vermag in diesem Poker.

Denn die Studis, wie ich fühle,
Reagieren ziemlich kühle,

Sind dabei, sich zu verstocken,
Statt zu schlucken diesen Brocken!

Also wag ich im Parcours
Mutig eine zweite Tour:

„Schaun Sie darum so polemisch,
Weil ich sprach zu akademisch?

Ja, ich merk es nun zu spät,
Daß es klang sehr unkonkret …!

Laßt uns den abstrakten Krempel
Illustriern durch ein Exempel,

Und ich wähle – sonnenklar –
Das hebräische „*dabar*",

Welches „*Wort*" und „*Sache*" heißt,
Wie Gesenius beweist.

Nun, in diesem Substantive
Sind vereinigt zwei Begriffe,

Die im deutschen Alltagsleben
Häufig auseinanderstreben:

Wer bei uns was redet wo,
Drischt zuweilen leeres Stroh,

Nämlich dann, wenn seine Sprache
Nur bla, bla ist, keine Sache!

Im Hebräischen dagegen
Ist es doch ein rechter Segen,

Daß selbst ein aalglatter Schlingel
Schafft kein bloßes Wortgeklingel!

Auch ein dreister Lügensatz
Ist nicht „nichts" und „für die Katz",

Weil ein jeder, der parlieret,
Was Reales transportieret …! –

Ist dies Wissen nicht vonnöten,
Zu verstehen die Profeten,

Denen aufgetragen war
Das Verkünden des „*dabar*" …?

Ferner: Wenn ihr wirkt als Pfarrer,
Seid ihr niemals eitle Schmarrer,

Sondern tragt Gewicht im Ranzel
Bei der Predigt von der Kanzel …!“ –

Wenn ich *damit* komm zuende,
Gibt es doch noch eine Wende,

Denn in meinem Kurs die Studis
Finden jetzt, daß es ganz gut is,

Sich im Denken und im Fühlen
In die Sprache reinzuwühlen,

Die, wie auch das Ugaritisch,
Ist im Typ nordwestsemitisch. –

Nur in Wort- und Satzgrammatik
Bleibt es nach wie vor recht schattig:

Frag ich nach den schwachen Verben,
Fühlt sich jeder reif zum Sterben!

Mit dem Narrativ „*wajja-Rotz*“
Ich die Leute nerv und ankotz!

Ferner tun die „*Lamed-He*“
Allen Hirnen furchtbar weh!

Darum leit ich blitzeschnelle
Über zur „*katal*“-Tabelle,

Um zu heilen manches Stigma
Mit dem starken Paradigma!

Doch auch ganz normale Wurzeln
Bringen viele schon zum Purzeln,

Selbst der Grundstamm namens *Kal*
Wächst sich aus zur Höllenqual,

Nicht mal mehr bei „*Sus*“-*Suffixen*
Ist noch was herauszupieksen …! –

Läßt sich dieser Riesenfrust
Transformiern in Arbeitslust??

Ja, da hilft vor allen Dingen,
Grundtabellen laut zu *singen*,

Weil die öden Formenreihen
Uns in *Lied*form hoch erfreuen!

Drum an jedem Wochentag,
Eh uns zwicken Müh und Plag,

Schmettern wir den Morgensong,
Der uns aufweckt wie ein Gong!

Selbst die Endungen von „*Sus*“
Werden so zum Hochgenuß …!!

Eines sei noch kurz genannt,
Was den Kurslern wohlbekannt:

Als Grammatik tat ich dichten
Meine vielen „Übersichten“,

Die dann waren zu vernetzen
Mit den rechten Übungssätzen.

Manchen Mond hab ich vergammelt
Und -zig Texte aufgesammelt,

Die vom Scheitel bis zur Zeh
Warn geklaut aus dem ATe!

Immerhin: Die breite Masse
Findet dieses „Textbuch“ klasse,

Weil es schön und bunt erzählt
Aus der frühen Bibelwelt.

Alle sind hier von den Socken,
Ob der Sprachstoff noch so trocken!

Gleichwohl bin ich nicht versessen,
Daran den Erfolg zu messen.

Schwerer wiegt, ob meiner Gruppe
Schmeckt noch ihre Tagessuppe,

Und vor allem möchte’ ich’s meistern,
Sie ein wenig zu begeistern,

Denn dann trag ich heim als Lohn
Ihre *Fas – zi – na – ti – on!*

Unnachahmlich:

Soll ich ziehn ein Resümée,
Lob ich übern grünen Klee,

Daß *Hebräisch* hab als Job i,
Welches ist zugleich mein Hobby!

Öfter ist’s, ich sag es frei,
Eine Knochenfieselei:

Mancher Mensch beim Lesen holpert,
über jedes *Dagesch* stolpert,

Kann, wenn’s an die Prüfung geht
Nicht einmal das Alphabet …!!

H.D. als „Tobias Knopp“

Helmut Dietzfelbinger

III.

WAS WIR WOLLEN

DIE FÄCHER STELLEN SICH VOR

Altes Testament

„Wegen der Sprachen …“, so höre ich nicht selten von Studierenden, wenn die Rede darauf kommt, weshalb sie an der Augustana-Hochschule ihr Studium aufgenommen haben. Die Auskunft wird bisweilen mit einem gewissen entschuldigenden Achselzucken gegeben, so als sollte ich auf keinen Fall mithören: „Und nicht wegen der Theologie oder der Wissenschaft.“ Ich versuche dann bisweilen klarzumachen, daß ich in der „Sprache“ und in der Theologie bzw. der Wissenschaft alles andere als Gegensätze sehe; ohne einen zugleich wissenschaftlich basierten und Neugier sowie Motivation weckenden Hebräisch-Unterricht gibt es keine wissenschaftlich basierte Auslegung und letztlich auch keine verantwortete theologische Wahrnehmung des Alten Testaments. So sehe ich es gerade als einen Ausweis der Wissenschaftlichkeit des Studiums des Alten Testaments an unserer Hochschule an, daß es mit einem anerkannt guten Unterricht in der hebräischen Sprache beginnen kann. Er liegt seit 1986 in der Verantwortung von Pfarrer Helmut Dietzfelbinger. Das Angebot umfaßt während der Semester einen sechsstündigen Kurs, der durch eine einstündige Lektüreübung ergänzt und durch Förderkurse sowie studentische Tutorien flankiert wird. Im Herbst wird ein Feriensprachkurs mit zehn Wochenstunden angeboten, der – wie die Semesterkurse auch – zum Hebraicum führt.

Durch Herrn Dr. Wolfgang Krämer, im Hauptberuf Direktor unserer Bibliothek, seiner wissenschaftlichen Ausbildung und Neigung nach Semitist, werden regelmäßig Kurse in Biblisch-Aramäisch und Syrisch, sowie in der Lektüre rabbinischer Texte angeboten, so daß an der Augustana ein durchaus solides Fundament in den biblischen Sprachen des Orients und in ihrer Literatur gelegt werden. Natürlich wagen sich nur wenige Studierende über das „Hebraicum“ hinaus, aber es haben doch seit seiner Einführung 1993 bereits drei Studierende das „Große Hebraicum“ abgelegt, das neben einer vertieften Kenntnis des Hebräischen auch Kenntnisse in einer weiteren semitischen Sprache erfordert und, in Verbindung mit einem Studienabschluß, zur Abhaltung von akademischen Hebräischkursen berechtigt.

Der Hebräischkurs – für nicht wenige Studierende ist er der erste Kontakt zur akademischen Theologie überhaupt – bildet zusammen mit der Bibelkunde und dem alttestamentlichen Proseminar so etwas wie die propädeutische Dreifaltigkeit im Studium des Alten Testaments.

Der Bibelkunde wird dabei von manchen die etwas undankbare Aufgabe zugewiesen, jene Lücken zu füllen, die durch fehlende Bibelpraxis der religiösen Sozialisation in Elternhaus und Schule entstanden seien. Ich sehe die Funktion

der Bibelkunde etwas anders: Mit leichterem Gepäck (d.h.: ohne Hebräisch) – und damit über weitere Strecken hin – soll sie die vielfältigen Landschaften der biblischen Texte erkunden und dabei weniger Detailkenntnisse einpauken als vielmehr Neugier und auch Verständnis wecken für die oft packenden, bisweilen aber sperrigen Texte des hebräischen ATs und des griechischen NTs. Außerdem geht es in diesem Fach um eine Gesamtschau der biblischen Bücher, z.B. um einen Durchzug durch das *ganze* Hiobbuch oder durch den *ganzen* Römerbrief. Die Bibelkunde wird ebenfalls seit langem durch Pfarrer Dietzfelbinger wahrgenommen.

Das alttestamentliche Proseminar ist weniger einem „Erkundungsflug", wie die Bibelkunde, vergleichbar als vielmehr einer ersten Probegrabung, in der die theoretischen Strategien und das methodische Handwerkszeug der wissenschaftlichen Exegese erstmals exemplarisch erprobt werden sollen. Das Hebräische wird als verläßlicher „Grubenhund" vorausgesetzt. Wir legen Wert darauf, daß nicht nur der traditionelle Methoden-Kanon der historisch-kritischen Auslegung von der Textkritik bis zur Traditionsgeschichte, sondern auch moderne textlinguistische und literaturwissenschaftliche Kategorien zur Sprache kommen. Gehalten wird das alttestamentliche Proseminar in der Regel durch den Fachassistenten, zur Zeit ist dies Pfarrer Dr. Stefan Ark Nitsche, bisweilen auch durch den Professor. Als Tor zur Auslegung des Alten Testaments bedarf das Proseminar nicht nur aller didaktischen, sondern auch aller wissenschaftlichen Sorgfalt; deshalb wird von ihm noch einmal die Rede sein.

Zur Lehre des Alten Testaments in den Eingangssemestern gehört auch die Einführungs- und Überblicksvorlesung, die didaktisch gewissermaßen parallel, aber nicht verbindungslos zum Hebräischkurs, zur Bibelkunde und zum Proseminar verläuft. Zwei Themenkreise sind Gegenstände der Einführungsvorlesung: die Geschichte des Alten Israel, möglichst bis in die Persische Zeit und die Einführung in die Literatur des Alten Testaments. In den letzten Jahren hat sich hier eine Form herausgebildet, die einen Kompromiß zwischen exegetischer Vorlesung und der klassischen, das gesamte Alte Testament umfassenden „Einleitung" darstellt: Dieser Typus der Einführungsvorlesung umfaßt einen der Kanonteile der Hebräischen Bibel, also jeweils Tora, (hintere) Propheten, oder die Schriften (Psalmen und einige Weisheitsschriften). Eine derartige Eingrenzung ermöglicht es, die Texte und ihre Themen selbst und nicht nur die exegetischen Meinungen darüber zu Wort kommen zu lassen. Diese Aufgabe der Einführung hat hohe Priorität, und sie wird, wenn die neue Ordnung der Zwischenprüfung erst einmal verabschiedet sein wird, eher noch zunehmen als abnehmen. Deshalb stehen reine Exegetica, andere Spezial- und Übersichtsvorlesungen, etwa die klassische Theologie-Vorlesung, dahinter (mindestens zur Zeit)

zurück. Übrigens werden schon jetzt zu allen Vorlesungen des Faches freiwillige, schriftliche Semestralprüfungen angeboten. Insoweit brächte die Zwischenprüfung, die diese Prüfungsweise bindend vorschreibt, bei uns nichts Neues, jedenfalls aber einen höheren Aufwand an Verwaltung und Verrechtlichung.

Prof. Dr. Helmut Utzschneider

Das Standbein des fortgeschrittenen Studiums des Alten Testaments ist das – neuerdings – in jedem Semester angebotene alttestamentliche Hauptseminar. Dabei wird ein kontinuierlicher Wechsel zwischen exegetischen (etwa: Das Jeremiabuch, Das Buch Exodus) und theologisch-thematischen (etwa: Schöpfung im Alten Testament und seiner Umwelt; Schuld und Schuldbewältigung im Alten Testament) Themenstellungen angestrebt. Didaktisches Leitbild des Hauptseminars ist die Selbständigkeit theologischen Denkens und Arbeitens derart, daß die Studierenden überschaubare Teilthemen des Gesamtseminarthemas in kleinen Gruppen eigenständig erschließen und, mit ihren KommilitonInnen zusammen, möglichst „selbstbestimmt“ erarbeiten. Dabei sind selbstverständlich das Hebräische und die Kenntnisse und Fertigkeiten des Proseminars unentbehrliche Arbeitsmittel, deren sinnvoller Gebrauch weiter eingeübt wird. Im Blick auf das Examen hat das Hauptseminar auch die Funktion, die Auswahl und Umschreibung von Spezialgebieten zu erleichtern.

Damit ist schon jener Horizont im Blick, der wiederum nicht wenige Studierende an die Augustana-Hochschule „zurück-führt“: die Vorbereitung des Studienabschlusses. Die Hilfen, die das Fach dazu anbietet, sind Repetitorien – und zwar ein theologisch-exegetisches und ein Repetitorium der hebräischen Sprache. Sie werden vom alttestamentlichen Fachassistenten bzw. vom Hebräischdozenten angeboten. Ihrem Namen und ihrer Konzeption nach dienen die Repetitorien der Wiederholung und Wiederauffrischung bereits erworbener

Kenntnisse und bereits gebildeten Problembewußtseins. Daß sie bisweilen als „Mädchen für alles“ herhalten müssen, macht die Schwierigkeiten mancher Studienverläufe sichtbar. Angeboten wird auch die abrufbare Begleitung von autonomen Examens-Lerngruppen, z.B. zur Einübung von exegetischen Klausuren.

Die in manchen Sportarten übliche Unterscheidung von „Pflicht“ und „Kür“ ist für das Studium weniger geeignet, denn Freude machen sollen selbstverständlich auch die gerade dargestellten Pflichtveranstaltungen des Faches. Gleichwohl kommt die rechte Würze für Lehrende und Studierende durch Veranstaltungen ins Angebot, in denen die wissenschaftliche Neugier, die unmittelbare Betroffenheit und die theologischen Überraschungen eine Rolle spielen. Dies geschieht in einem Angebot von Übungen, auch interdisziplinären Übungen, mit Themen wie den folgenden: „Erzählen in und mit der Bibel“; „Der Schrei des Volkes nach Leben“; „Lateinamerikanische und alttestamentliche Perspektiven“; „Prophetentexte in der antiken Text- und Auslegungstradition“; „Alttestamentliche Psalmen und ihre Rezeption in Dichtung, bildender Kunst und Liturgie“. Eine große Bereicherung dieser Sparte der Lehre des Alten Testaments an der Augustana-Hochschule erwarten wir durch Frau Dr. Renate Jost, die erste Inhaberin der Dozentur für Theologische Frauenforschung/Feministische Theologie, die wissenschaftlich vom Alten Testament herkommt und auch immer wieder darauf zurückkommen will.

Eine Reihe der gerade genannten Übungsthemen führen nun auch in den derzeitigen Forschungsschwerpunkt des Faches Altes Testament an der Augustana-Hochschule.

Organisatorisch hängt die Forschung einerseits an der ganz persönlichen Arbeit und Initiative der Personen, andererseits und mit zunehmendem Gewicht ist sie eng mit dem der Hochschule seit 1990 zuerkannten Promotions- und Habilitationsrecht verbunden. Mußte die erste alttestamentliche Promotion, die aus dieser Hochschule hervorgegangen ist (Jutta Hausmann, Israels Rest. Studien zum Selbstverständnis der nachexilischen Gemeinde, 1986), noch in Kooperation mit der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Erlangen durchgeführt werden, so konnte die erste Habilitation (Jutta Hausmann, Studien zum Menschenbild der älteren Weisheit, 1992) unter der Leitung meines Vorgängers, Horst Dietrich Preuß, bereits vor dem Prüfungsausschuß der Hochschule abgelegt werden. Dieser Habilitation ist inzwischen eine weitere gefolgt (Uwe Bauer, Köln, Warum übertretet ihr nur sein Geheiß! Eine synchrone Exegese der Anti-Erzählung von Richter 17–18, 1997). Abgeschlossen ist auch die Dissertation von Stefan Ark Nitsche: „David gegen Goliath. Die Geschichte der Geschichten einer Geschichte. Rezeptionsgeschichte einer biblischen Story im

kanonischen Text, in theologischer und politischer Literatur, in der darstellenden Kunst und in der Medienlandschaft der Gegenwart“, 1997). Drei weitere Dissertationsvorhaben sowie eine Habilitation sind im Entstehen bzw. in der Planung. Alle derart an der Forschung Beteiligten treffen sich mehrmals im Jahr zum Austausch über ihre Arbeiten.

Inhaltlich hat die alttestamentliche Forschung, wie oben bereits angedeutet, ihren Schwerpunkt zur Zeit auf dem Felde der alttestamentlichen Literaturwissenschaft, der Rezeptionsästhetik und der Rezeptionsgeschichte alttestamentlicher Texte. Dies kommt in den Dissertationsthemen ebenso zum Ausdruck wie in meinen eigenen Arbeiten und Arbeitsvorhaben. Abgeschlossen ist eine Arbeit zur Exoduserzählung (Gottes langer Atem. Die Exoduserzählung in ästhetischer und historischer Sicht, SBS 166, Stuttgart 1996), in der es mir darum ging, den Erzählcharakter des Textes herauszuarbeiten sowie das Verhältnis von *fact* und *fiction* im Blick auf den Exodus zu bestimmen. In Arbeit ist eine Studie mit dem Titel „Michas Reise in die Zeit – ein Versuch, prophetische Texte aus dem literarischen Genre des Dramas zu verstehen. In der Wahl dieses Forschungsschwerpunktes geht es nicht darum, eine vordergründige Modernität zu demonstrieren, sondern auch darum, das Fach Altes Testament auf dem Wege einer zeitgemäßen Hermeneutik und Interpretationstheorie an die vielfältigen nichtwissenschaftlichen Applikationen des Alten Testaments anschließbar zu machen. Der Bemühung um eine theoretische Fundierung alttestamentlicher Exegese und Hermeneutik ist auch ein „Kolloquium zur Theorie der Exegese“ gewidmet, in dem seit 1995 ein Kreis von Kollegen aus den bibelwissenschaftlichen Fächern einmal jährlich an der Augustana-Hochschule zusammenkommt.

Eine Bereicherung für das Fach Altes Testament stellt auch die nach wie vor bestehende Zusammenarbeit mit dem „Verein für die Begegnung zwischen Christen und Juden“ und ihren theologischen Referentinnen und Referenten dar.

Ich möchte diese Momentaufnahme alttestamentlicher Arbeit an der Augustana-Hochschule im 50. Jahr ihres Bestehens nicht abschließen, ohne mit Dank und Hochachtung meiner Vorgänger auf dem Lehrstuhl für Altes Testament zu gedenken. Bei Prof. Dr. Martin Wittenberg habe ich selbst noch Altes Testament gehört. Er ist einer der Gründerväter der Augustana-Hochschule gewesen und hat für das Fach den Grundstock gelegt. Herr Wittenberg lebt im Ruhestand. Sein Nachfolger und mein Vorgänger, Prof. Dr. Horst Dietrich Preuß, ist im Jahr 1993, dem ersten seines Ruhestandes, all zu früh von uns gegangen. Seine herausragenden Leistungen als Wissenschaftler und akademischer Lehrer haben „dem Alten Testament an der Augustana-Hochschule“ weit und breit einen guten Namen gemacht. Dank gebührt auch allen Assistentinnen, Assi-

stenten und Dozenten, die in den vergangenen 50 Jahren Generationen von Studierenden die Anfangsgründe des Alten Testaments eröffnet haben.

Allen, die jetzt und künftig das Alte Testament an der Augustana-Hochschule lernen und lehren, wünsche ich, daß sie dem Beter des 119. Psalms nachsprechen können:

„Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen und schäme mich nicht.
Ich habe Freude an deinen Geboten, sie sind mir sehr lieb,
und hebe meine Hände auf zu deinen Geboten,
die mir lieb sind,
und rede von deinen Weisungen“ (Vers 46–48).

Zur Person des Lehrstuhlinhabers

Helmut Utzschneider, geb. 1949 in Gessertshausen bei Augsburg, verheiratet, zwei Kinder, studierte evangelische Theologie in Neuendettelsau, Heidelberg und München, promovierte 1979 mit einer Arbeit über das Hoseabuch bei Klaus Baltzer in München, war 1980–1982 als Pfarrer z.A. in Wörthsee bei München tätig, habilitierte sich 1987 mit der Arbeit „Das Heiligtum und das Gesetz“ zu den Sinaitexten des Exodusbuches; 1987–1990 Privatdozent an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität München; 1990–1991 Professor für Altes Testament an der Kirchlichen Hochschule Bethel, seit 1992 Professor an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau; weitere monographische Arbeiten zum Maleachibuch („Künder oder Schreiber?“, 1989) und zur Exoduserzählung („Gottes langer Atem“, 1996).

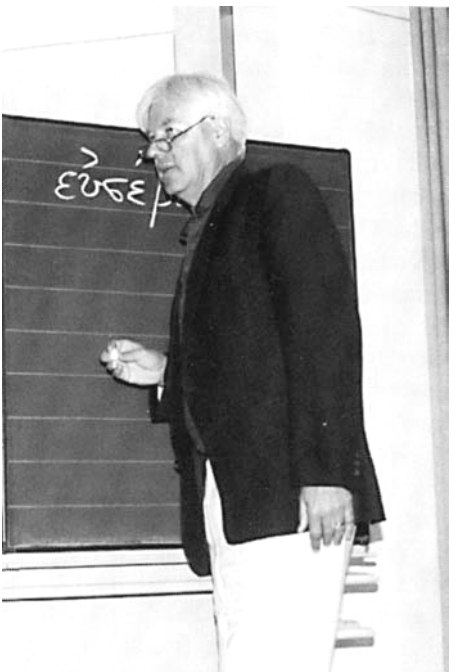
Helmut Utzschneider

Neues Testament

Wie alle übrigen Disziplinen der Theologie an der Augustana ist auch das Fach „Neues Testament“ durch einen Lehrstuhlinhaber vertreten; seit 1984 habe ich diesen Lehrstuhl inne, als Nachfolger von August Strobel. Die Assistentur wird seit einiger Zeit von Pfarrer Christian Strecker wahrgenommen.

Zur Lehre

Die Aufgaben in der Lehre umfassen die klassischen Bereiche der Vorlesungen, der Proseminare, Seminare und Repetitorien bzw. Übungen im Neuen Testament. Proseminar und Repetitorium fallen in den Aufgabenbereich des Assistenten, Vorlesungen, Seminare und Übungen in den des Professors. Neben Einführungsvorlesungen, die in besonderer Weise auf die Aufangssemester abgestimmt sind (etwa „Jesus und seine Zeit“ oder „Grundzüge der Theologie des Paulus“) ermöglichen Spezialvorlesungen zu einzelnen neutestamentlichen Schriften, z.B. zum Johannesevangelium oder zum Römerbrief, aber auch zu zentralen Themen neutestamentlicher Forschung (z.B. „Gleichnisse Jesu“ oder „Ethik des Neuen Testaments“) den Studierenden ein elementares oder auch vertieftes Studium des Neuen Testaments. Die Proseminare haben das Ziel, sich die Methoden der historisch-kritischen Forschung anzueignen und sie selbst anzuwenden; die Seminare vertiefen das methodische und exegetisch-inhaltliche Rüstzeug; nicht nur in den Übungen



Prof. Dr. Wolfgang Stegemann

werden Themen aufgegriffen, die auch über den engeren Bereich der neutestamentlichen Forschung hinaus z.B. mit sozialwissenschaftlichen Fragestellungen oder mit Problemen des christlich-jüdischen Dialogs bekanntmachen.

Dem Lehrstuhlinhaber wie auch dem Assistenten liegt sehr daran, nicht nur klassische exegetische Positionen zu vermitteln, sondern auch die zumal in der internationalen Wissenschaft diskutierten neuen Ansätze und Erkenntnisse bekannt zu machen. Darüber hinaus geht es uns grundsätzlich darum, die neutestamentliche Exegese als eine theologische Disziplin, d.h. im Kontext der anderen theologischen Fächer und Fragestellungen zu etablieren.

Eine reine Fachgelehrsamkeit ließe sich kaum noch vermitteln, doch stellt die genannte Einbettung der Exegese in die Theologie wie auch in die übrigen Humanwissenschaften auch die Lehre vor eine interessante Herausforderung.

Zur Forschung

In den letzten Jahren haben sich am Lehrstuhl für Neues Testament, d.h. sowohl für den Lehrstuhlinhaber selbst als auch für seine Doktorandinnen und Doktoranden, im Prinzip drei Forschungsschwerpunkte herauskristallisiert: einerseits die sozialgeschichtliche Erforschung des Urchristentums, andererseits eine durch moderne sozialwissenschaftliche (zumal kulturanthropologische) Fragestellungen ergänzte Auslegung neutestamentlicher Texte, schließlich eine spezifische Thematisierung des Verhältnisses des frühen Christentums zum frühen Judentum im Kontext des christlich-jüdischen Dialogs. In diesem Zusammenhang stehen nicht nur einige Publikationen des Lehrstuhlinhabers, sondern auch die meisten im Fach Neues Testament angefertigten Dissertationen.

Im Bereich der sozialgeschichtlichen Forschung wurde neben der Behandlung von Einzelthemen wie z.B. einer Dissertation zum sozialen Status des Apostel Paulus auch der Versuch unternommen, einen Überblick über die Sozialgeschichte des Urchristentums zu verfassen. Dazu gehört auch eine feministische und kulturanthropologische Untersuchung über das Frauenbild des Josephus. Eine kulturanthropologische Untersuchung zur Theologie des Paulus und ein Vergleich der Mentalitätsgeschichte mit der Kulturanthropologie knüpfen in besonderer Weise an internationale Forschungen auf diesen Gebieten an. Zwei Studien zum Thema „Opfer“ und „Sühne“ sind gegenwärtig in Arbeit. An der Augustana-Hochschule findet regelmäßig ein Treffen von in der Sozialgeschichte tätigen Exegeten statt. Der Lehrstuhlinhaber wie auch einige seiner Doktoranden sind darüber hinaus Mitglied einer internationalen sozialwissenschaftlich und kulturanthropologisch ausgerichteten Gruppe von Forschern, die

sich regelmäßig in den USA trifft. Der Lehrstuhlinhaber hat sich in verschiedenen Publikationen am christlich-jüdischen Dialog beteiligt und ist als einer der Herausgeber der Zeitschrift „Kirche und Israel“ tätig.

Habilitationen und Promotionen

Seitdem die Augustana-Hochschule ein eigenständiges Habilitations- und Promotionsrecht besitzt, sind im Fach Neues Testament eine Habilitation und fünf Promotionen erfolgreich durchgeführt worden. Mehrere Promotionen – auch von ausländischen Doktoranden – und gegenwärtig vier Habilitationsvorhaben stehen an. Doktoranden und Habilitanden, Pfarrerinnen und Pfarrer sowie Studierende in höheren Semestern arbeiten regelmäßig in einer neutestamentlichen Sozietät zusammen. Dabei werden eigene Forschungsergebnisse vorgetragen, aber auch gegenwärtige theologische wie die pfarramtliche Praxis betreffende Fragen diskutiert.

Zur Person des Lehrstuhlinhabers

- Prof. Dr. Wolfgang Stegemann, geboren 8.11.1945 in Barkhausen bei Minden/ Westf., verheiratet, 3 Kinder; Studium der Theologie in Heidelberg; Pfarrer in Nußloch/Baden.
- Promotion zum Dr. theol. mit einer systematisch-theologischen Arbeit über Rudolf Bultmann in Heidelberg (1975); Assistent im Fach Neues Testament in Mainz und in Heidelberg; Privatdozent in Heidelberg.
- Habilitation im Fach Neues Testament an der Universität Heidelberg mit einer Arbeit über die historische Situation des lukanischen Doppelwerkes (1983); Leiter (zusammen mit Prof. Theißen) eines Arbeitskreises von Sozialgeschichtlern; Mitglied der Societas Novi Testamenti Studiorum (SNTS); Mitglied der Internationalen Context Group.
- Geschäftsführender Mitherausgeber der Zeitschrift „Kirche und Israel“; Mitherausgeber der Reihe „Biblische Enzyklopädie“.

Wolfgang Stegemann

Kirchen-, Dogmen- und Theologiegeschichte

In einem fortlaufenden Turnus von Überblicksvorlesungen wird den Studierenden ein Gesamtüberblick über die Kirchen-, Dogmen- und Theologiegeschichte vom 1. bis zum 20. Jahrhundert angeboten. Dieser Kanon erstreckt sich über fünf Semester (KG I bis V) und wird gegebenenfalls durch eine Vorlesung über Konfessionskunde und ökumenische Kirchenkunde unterbrochen. Viele Studierende, die an unserer Hochschule ihr Studium beginnen, bleiben ca. fünf Semester in Neuendettelsau, bevor sie an einen anderen Hochschulort wechseln. Mit dem fünfsemestrigen Überblickskanon in Kirchengeschichte ist ihnen damit eine Möglichkeit gegeben, während ihres Grundstudiums einen Gesamtüberblick über die Kirchengeschichte zu erhalten. Der Einstieg in diese Überblicksvorlesungen ist in jedem Semester möglich, und sie sind auch nicht nur für die Anfangssemester gedacht. Aber da der Besuch der kirchengeschichtlichen Überblicksvorlesungen an keine sprachlichen Vorbedingungen gebunden ist, werden sie vielfach gerade von den Studierenden der ersten Semester besucht. Ein weiterer, inhaltlicher Gesichtspunkt kommt hinzu: Am Anfang des Theologiestudiums wird eine geschichtliche Orientierungsmöglichkeit über den christlichen Glauben von seinen ersten Anfängen durch die Geschichte hindurch bis in unsere heutige Zeit vielfach als hilfreich empfunden.

Die einzelnen Vorlesungen haben folgende inhaltliche Schwerpunkte: In der Vorlesung über die Alte Kirche (KG I) geht es um einen Überblick über die Geschichte des Christentums in der griechisch-römischen Antike. Vom Zeitalter der sog. Apostolischen Väter bis zur Reichskirche der Spätantike werden die geschichtlichen Hauptereignisse und die wichtigsten theologischen Problemstellungen dargestellt, die den Weg der christlichen Gemeinden bis zur Anerkennung durch den römischen Staat bestimmten. Die altkirchliche Vorlesung hat ihren Schwerpunkt in der Darstellung der geschichtlichen Situation und der Theologie einzelner wichtiger Kirchenväter vor Augustin: Irenäus, Tertullian, Cyprian, Clemens von Alexandrien und Origenes. Bei der Darstellung der spätantiken Reichskirche wird ein Überblick über die Entstehung des trinitarischen und christologischen Dogmas geboten.

In der Vorlesung über die Kirchen- und Theologiegeschichte des Mittelalters (KG II) werden die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse und theologischen Hauptproblemstellungen vor allem im sog. Längsschnittverfahren dargestellt, d.h. im geschichtlichen Wandel durch die Jahrhunderte mit thematischen Schwerpunkten. Folgende Themenkomplexe stehen im Zentrum der Vorlesung:

Geschichte des Papsttums, Geschichte des Mönchtums, der Kampf zwischen *imperium* und *sacerdotium*, das theologische Denken im Früh-, Hoch- und Spätmittelalter (Scholastik und Mystik), Frömmigkeit und kirchliches Leben im Spätmittelalter.

Die Vorlesung über Reformationsgeschichte (KG III) beginnt mit einer knappen Darstellung des Spätmittelalters und endet mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555. Die Schwerpunkte dieser Vorlesung sind die Theologie des jungen Luther und die Reformationsgeschichte von 1521–1530.

Prof. Dr. Wolfgang Sommer

Die Vorlesung über die Kirchengeschichte der Neuzeit (KG IV) stellt die Kirchen- und Theologiegeschichte nach der Reformation über die Epochen des konfessionellen Zeitalters, des Pietismus und der Aufklärung bis zur Französischen Revolution dar.

Die Vorlesung über Kirchen- und Theologiegeschichte im 19. und 20. Jahrhundert (KG V) setzt mit der Darstellung von Schleiermachers Leben und theologischen Hauptwerken ein und führt bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts. Sie hat ihren Schwerpunkt in der Darstellung der protestantischen Theologie im 19. Jahrhundert, ihren Hauptströmungen und Hauptvertretern.

Folgende Gesichtspunkte bestimmen die inhaltliche Schwerpunktsetzung und die methodische Konzeption dieser Vorlesungen: Es wird eine sinnvolle Verbindung von Ereignisgeschichte und Problemgeschichte angestrebt, wobei das Hauptgewicht auf der Herausarbeitung und verständlichen Vermittlung von geschichtlichen Entwicklungsprozessen liegt. Ausblicke und Durchblicke zu kirchlichen Situationen und theologischen Problemen der Gegenwart versuchen deutlich zu machen, wie alle Vergangenheit in unsere Gegenwart hineinragt. Öfters wird auch von gegenwärtigen Problemstellungen ausgegangen, um von hieraus Ähnlichkeit und Fremdheit vergangener Grundsituationen in der Geschichte der Kirche und des christlichen Glaubens aufzeigen zu können. So sehr die Motivation zur Wahrnehmung von Geschichte aus der aufmerksamen Beob-

achtung und Reflexion gegenwärtiger Lebenssituationen erwächst, so wichtig ist doch auch die Einsicht in die Fremdheit und den Abstand vergangener Geschichtsepochen zur eigenen Gegenwart. Gegen die Flachheit einer egozentrischen Geschichtsbetrachtung steht das berühmte Wort Leopold von Rankes: „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst.“ Ein verantwortlicher Umgang mit der Geschichte hat m.E. gerade an der von Ranke kritisierten Geschichtsauffassung, die auch den gegenwärtigen Zeitgeist besonders prägt, eine wichtige Aufgabe.

Der Überblick über die thematischen Schwerpunkte der Vorlesungen zeigt, daß auf der Darstellung der Theologiegeschichte ein Hauptakzent liegt. Allerdings geht das Bemühen dahin, daß die historischen Zusammenhänge mit der politischen und sozialen Geschichte sowie mit der Institutionsgeschichte des Christentums deutlich werden. Immer wichtiger erscheint mir in der Darstellung der Kirchengeschichte die frömmigkeitsgeschichtliche Dimension zu sein. Hier wirkt die neuere Forschung in verschiedenen Epochen der Kirchengeschichte befruchtend und anregend auf Theorie und Praxis der kirchengeschichtlichen Lehre ein.

Die Darstellung des theologischen Denkens einzelner bedeutender Gestalten der Kirchengeschichte verbinde ich jeweils mit einer eingehenden Nachzeichnung ihrer Biographie. Die biographische Methode erscheint mir nach wir vor der sinnvollste Zugang bei sehr vielen Inhalten der Kirchen- und Theologiegeschichte zu sein. Da die Geschichte spannungsvolles menschlich-persönliches Leben vergangener Zeiten ist, kann das Verhältnis zur Geschichte am besten in personalen Beziehungen gedacht und beschrieben werden. Nicht nur für die Darbietung der Kirchengeschichte der Neuzeit, sondern für die der gesamten Kirchengeschichte ist mir ein programmatischer Aufsatz von Hanns Rückert wichtig (Personale Geschichtsbetrachtung. Einleitende Überlegungen zu einer Vorlesung über Kirchengeschichte der Neuzeit, in: Ders., Vorträge und Aufsätze zur historischen Theologie, Tübingen 1972, 1–11).

So sehr das Bekenntnis des Glaubens an die Person der Glaubenden gebunden ist, so können diese doch nie allein nur für sich glauben. Den christlichen Glauben gibt es nicht ohne christliche Kirche bzw. Kirchen. Der Glaube in seiner sozialen Verfaßtheit ist die Kirche. Kann man zur Kirche gehören, ja in ihr beruflich tätig sein wollen, ohne ihre Geschichte zu kennen? Die Gemeinde der Glaubenden in ihrer sichtbaren und unsichtbaren Gestalt, die Kirche, steht nicht für sich in der Welt, sondern immer im Miteinander mit anderen, die nicht oder etwas anderes glauben. Der Weltbezug und der Christusbezug – beides charakterisiert die Kirche und ihre Geschichte. Der christliche Glaube schwebt nie im luftleeren Raum, sondern ist immer geschichtlich bedingt. Die geschicht-

liche Bedingtheit des christlichen Glaubens wahrzunehmen heißt letztlich, das Wort aus Joh 1,14 ernst nehmen: „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.“ Die Kenntnis des Lebens der Kirche in seinen unterschiedlichen geschichtlichen Bedingungen kann durchaus etwas für die gegenwärtige Situation der Kirche austragen. Freilich nicht in einem direkten, unmittelbaren Sinn. Es gilt, die Komplexität der geschichtlichen Praxis der Kirche in der Gesellschaft wahrzunehmen, sowohl in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. In der Kirchengeschichte geht es wie in der Menschheitsgeschichte letztlich nicht um das Finden von Lösungen für die Gegenwart, sondern um das Eingehen auf gefundene Antworten, wobei aus jeder Antwort neue Fragen und neue Antworten entstehen. Der zutiefst praktische, ja nützliche Sinn der Kirchengeschichte kommt in einem Wort Friedrich Schleiermachers deutlich zum Ausdruck: „Das Nützliche und Wesentliche der Geschichte ist daher, diejenigen Momente, die durch die Geschichte fortlaufen, bis jetzt zu erkennen und in der Vergangenheit einen lebendigen Spiegel zu haben für die Gegenwart, in der man die Zukunft erblicken kann, um desto besser auf sie zu wirken.“

Der in den fünf Vorlesungen dargebotene Gesamtüberblick über die Kirchengeschichte zielt auf eine verstehende Aneignung eines kirchengeschichtlichen Grundwissens. In der Konzeption der Vorlesungen sind thematisch ausgerichtete Längsschnitte mit Querschnitten und Einzelausschnitten verbunden, so daß z.B. in der Geschichte der Alten Kirche wie in der Reformationsgeschichte oder in der Kirchen- und Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts die parallele Vielfalt der historischen Fakten deutlich werden kann, von deren gemeinsamer Wahrnehmung aus erst ein geschichtliches Verstehen möglich ist.

Diese Konzeption der fünf fortlaufenden Überblicksvorlesungen in Kirchengeschichte hat sich bewährt, aber sie ist selbstverständlich offen für Modifizierungen. Inwiefern nach der Einführung der Zwischenprüfung evtl. kürzere, auf zwei Semester konzipierte Vorlesungen über die Epochen der Kirchengeschichte angeboten werden sollten, bleibt der weiteren Diskussion und Entscheidung über die Lehrplangestaltung in Verbindung mit den anderen theologischen Disziplinen vorbehalten.

Immer wichtiger erscheint mir, daß bei dem Gesamtüberblick über die Kirchengeschichte das 20. Jahrhundert nicht zu kurz kommen darf. An den Themen der kirchlichen Zeitgeschichte haben die Studierenden ein besonders großes Interesse, an das die kirchengeschichtliche Lehre auch besonders sinnvoll und fruchtbar anknüpfen kann. Dies gilt nicht nur für die Zeit des Ersten Weltkrieges, der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus, sondern auch für die Kirchengeschichte nach 1945 in beiden deutschen Staaten. Die kirchliche Zeitgeschichte ist gewiß mit dem bekannten Phänomen konfrontiert, daß die Nahdi-

stanz zu den Geschehnissen der jüngeren und jüngsten Vergangenheit eine hermeneutische Barriere mit nicht geringen ideologischen Fallstricken darstellt. Um so nötiger ist die sachliche Information und die Einübung in methodisch-korrekte Erschließung der Quellen.

Am Anfang jeder Vorlesung wird den Studierenden eine Gliederung und eine Literaturübersicht in die Hand gegeben. Durch begleitende Lektüre können die dargebotenen Inhalte der Vorlesung sinnvoll ergänzt bzw. mit anders gesetzten Schwerpunkten konfrontiert werden. Nach jeder größeren Einheit besteht die Möglichkeit zu Nachfragen und zu einer kurzen Diskussion. Längere Diskussionen bleiben eigenen Diskussionsstunden vorbehalten.

Schon die Darbietung der Gesamtkirchengeschichte in den Überblicksvorlesungen versucht, durch reichhaltiges Zitieren von Quellentexten an die jeweils darzustellende Epoche so nahe wie möglich verstehend heranzukommen. Die vertiefende Arbeit und die Interpretation der Quellenzeugnisse ist den Proseminaren, Hauptseminaren und z.T. auch den Übungen vorbehalten.

Im kirchengeschichtlichen Proseminar geht es um eine Einführung in die Disziplin der Kirchengeschichte in methodischer und thematischer Hinsicht. Schwerpunkt der Arbeit bildet die methodische Einübung in die Interpretation kirchengeschichtlicher Quellentexte. Die TeilnehmerInnen halten während des Semesters je ein Referat und fertigen nach dem besuchten Proseminar eine Arbeit an, die ein Thema auf der Grundlage der Interpretation eines zusammenhängenden Textabschnittes bearbeitet. Der erfolgreiche Besuch des Proseminars ist Voraussetzung zur Teilnahme am Hauptseminar.

Das Hauptseminar möchte die Studierenden im Gespräch mit der Forschung zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit an zentralen bzw. auch speziellen Quellentexten der Kirchen-, Dogmen- und Theologiegeschichte führen. Die Erarbeitung eines solchen vertiefenden thematischen Schwerpunktes im Hauptseminar mit anschließender schriftlicher Arbeit bietet oft die Grundlage für die kirchengeschichtliche Schwerpunktbildung im 1. Theologischen Examen. Die Themen und Texte für die kirchengeschichtlichen Hauptseminare werden aus allen Epochen der Kirchengeschichte angeboten. Der Versuch, interdisziplinär ausgerichtete Seminare durchzuführen, hat sich in letzter Zeit als sehr sinnvoll erwiesen. So wurde in Zusammenarbeit mit Herrn Kollegen Track ein kirchengeschichtlich-systematisches Seminar durchgeführt mit dem Thema: „Die reformatorische Rechtfertigungslehre, ihre geschichtlichen Wandlungen und ihre aktuelle Bedeutung“. Mit Herrn Kollegen Riess wurde ein kirchengeschichtlich-poimenisches Seminar durchgeführt mit dem Titel: „Von der Überlieferung lernen. Grundformen seelsorgerlicher Praxis in der Geschichte der Kirche. Historische Analyse und pastoralpsychologische Aktualität“.

In der kirchengeschichtlichen Lehre sind nicht nur der Lehrstuhlinhaber, sondern auch der Assistent und zwei Lehrbeauftragte tätig. Seit 1990 hatte Herr Pfarrer Detlef Klahr die Assistentenstelle im Fachbereich Kirchen- und Dogmengeschichte inne. Er wurde mit einer Arbeit aus der Geschichte der Erwekkungsbewegung im 19. Jahrhundert promoviert und übernahm nach dem Ende des Wintersemesters 1996/97 eine Pfarrstelle in seiner Hannoverschen Heimatkirche. Seit dem 1. September 1997 wirkt Herr Dr. Marcel Nieden als Assistent im Fach Kirchengeschichte. Dem Assistenten obliegt in der Regel die Durchführung des kirchengeschichtlichen Proseminars, ggf. einer Übung und die Leitung eines kirchengeschichtlichen Repetitoriums. Ein solches Repetitorium über die gesamte Kirchengeschichte wird für die Vorbereitung auf das Examen angeboten. Aus der Zusammenarbeit mit Studierenden ging die Anregung zur Veröffentlichung eines Kirchengeschichtlichen Repetitoriums in Buchform hervor: W. Sommer / D. Klahr, Kirchengeschichtliches Repetitorium, UTB 1796, Göttingen 1994, 2. Aufl. 1997.

Herr Dr. Hans-Jörg Nieden hat einen Lehrauftrag für Kirchengeschichte und Hymnologie. Er bietet in jedem Semester thematisch ausgerichtete Übungen im Grenzbereich zwischen Kirchengeschichte und Kirchenmusik an. Durch seinen Arbeitsschwerpunkt in der Kultur- und Musikgeschichte ergab sich schon zweimal die erfreuliche Möglichkeit zur Durchführung gemeinsam verantworteter Seminare mit folgenden Themen: „Schleiermacher und die Frühromantik“ und „Kultur- und Theologiegeschichte um 1900. Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik“.

Herr Pfarrer Dr. Gerhard Hausmann hat einen Lehrauftrag für Bayerische Kirchengeschichte. Jeweils im Sommersemester bietet er Lehrveranstaltungen aus dem Bereich der Bayerischen Kirchengeschichte an.

Das kirchengeschichtliche Proseminar und kirchengeschichtliche Übungen werden jedes Semester angeboten. Der Besuch eines kirchengeschichtlichen Hauptseminares ist mindestens alle zwei Semester möglich, und das Kirchengeschichtliche Repetitorium wird jeweils im Sommersemester durchgeführt.

Sind die kirchengeschichtlichen Pro- und Hauptseminare vor allem der vertiefenden Quellenarbeit gewidmet, so können in den Übungen thematische Schwerpunkte und auch aktuelle Themenstellungen aufgegriffen werden. Einige Themen meiner Übungen der letzten Semester lauteten: „Flugschriften der Reformationszeit“, „Neuere Literatur zu Luther und die Wittenberger Reformation“, „Aufsätze zur kirchlichen Zeitgeschichte“.

Die Schwerpunkte meiner wissenschaftlichen Arbeit im Bereich der Kirchen- und Theologiegeschichte liegen in der Theologiegeschichte der Neuzeit. Seit

meiner Dissertation über die Christologie des jungen Schleiermacher (Bern und Frankfurt a.M. 1973) habe ich mich in verschiedenen Aufsätzen mit der Theologie Schleiermachers und der Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts beschäftigt. Vom 19. Jahrhundert bin ich dann zurück in das 17. Jahrhundert gewandert, in das Zeitalter des Barock bzw. der Frühen Neuzeit. Kirchen- und theologiegeschichtlich habe ich mich in dieser Zeit besonders Themen aus der lutherischen Orthodoxie und der Geschichte des Pietismus zugewandt. Im Zusammenhang mit meiner Habilitationsschrift „Gottesfurcht und Fürstenherrschaft“ (Göttingen 1988), in der ich vor allem das Obrigkeitsverständnis lutherischer Hofprediger von Luther bis Spener untersucht habe, ist mir die Kirchen-, Theologie- und Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts zu einem besonderen Arbeitsschwerpunkt geworden. Da das 17. Jahrhundert in allen historischen Disziplinen seit einiger Zeit eine besonders lebendige, fruchtbare Erforschung erlebt, kann die Kirchen- und Theologiegeschichte in der Erkundung der Quellen dieser Zeit in einen äußerst fruchtbaren Austausch mit der allgemeinhistorischen Frühneuzeitforschung, der Literaturwissenschaft, der Philosophiegeschichte und der Volkskunde auf wissenschaftlichen Tagungen treten (z.B. bei Arbeitsgesprächen an der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel und den Symposien zur Erforschung der lutherischen Orthodoxie in Wittenberg). Zwischen Luther und Spener hat sich seit einiger Zeit vor allem ein Theologe in den Vordergrund der Forschung geschoben: der Verfasser der „Vier Bücher vom wahren Christentum“, Johann Arndt (1555–1621). Erst allmählich hat sich in der Kirchengeschichtswissenschaft die Einsicht durchgesetzt, „daß Johann Arndt die einflußreichste Gestalt der lutherischen Christenheit seit den Tagen der Reformation ist“. An dieser interdisziplinär ausgerichteten, gegenwärtig im Aufschwung befindlichen Arndt-Forschung habe ich mich mit mehreren Aufsätzen beteiligt, wobei vor allem seine komplexe Wirkungsgeschichte und die Frage nach den Anfängen des Pietismus in der von Arndt ausgehenden Frömmigkeitsbewegung im Zentrum stehen.

Aufsätze zu Luther und der Reformationsgeschichte und zur Theologiegeschichte des 18. Jahrhunderts (besonders J.S. Semler und J.G. Hamann) kommen ergänzend zu meinen Studien im Bereich der Kirchen- und Theologiegeschichte des 17. Jahrhunderts hinzu.

In jüngster Zeit hat mich auch die Zeit des Nationalsozialismus in Vorträgen und Aufsätzen beschäftigt (z.B. „Dietrich Bonhoeffers Widerstand aus christlichem Glauben“ und „Wilhelm von Pechmann und die bayerische Landeskirche zur Zeit des Nationalsozialismus“).

In den letzten Jahren sind fünf Promotionen in Kirchengeschichte erfolgreich zum Abschluß gekommen. Die Themen waren u.a. die Glaubenslehre Speners,

die Missionstheologie Löhes und Biographie und Theologie C.J.Ph. Spittas. Zur Zeit arbeiten zwei Doktoranden an Studien zur Geschichte der Predigt im 17. Jahrhundert: Johann Arndts Predigtwerke und Johann Heermann als Prediger zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Der neue Assistent im Fach Kirchen- und Dogmengeschichte, Herr Dr. Marcel Nieden, wurde mit einer Arbeit über die Christologie Cajetans bei Herrn Kollegen Berndt Hamm in Erlangen promoviert. Mit einer Thematik aus dem Bereich der Kirchengeschichte der Neuzeit wird er sich demnächst auf eine Habilitation vorbereiten.

Zur Person des Lehrstuhlinhabers

Wolfgang Sommer, Prof. Dr. theol., geb. 1939 in Berlin.

- Nach Theologiestudium in Berlin, Tübingen und Erlangen Vikar in Bamberg.
- Assistent an der Kirchlichen Hochschule Berlin 1966–1970.
- Promotion zum Dr. theol. mit einer Arbeit über die Christologie Friedrich Schleiermachers 1970.
- Anschließend praktischer Gemeindedienst als Pfarrer und Religionslehrer an Gymnasien in der bayerischen und hannoverschen Landeskirche (Memmingen und Hameln /Weser).
- Von 1974–1986 Dozent für Kirchen- und Theologiegeschichte an der Theologischen Akademie Celle.
- Habilitation für das Fach Kirchen- und Dogmengeschichte in Göttingen mit einer Arbeit über das Obrigkeitsverständnis lutherischer Hofprediger im 16. und 17. Jahrhundert.
- Anschließend Privatdozent für Kirchengeschichte an der Universität Göttingen.
- Seit 1988 Professor für Kirchen- und Dogmengeschichte an der Augustana-Hochschule in Neuendettelsau.

Wolfgang Sommer

Systematische Theologie

„Kann ich als Anfangssemester schon systematische Veranstaltungen besuchen?“ Diese Frage wird immer wieder von Erstsemestern in der Studienberatung oder in Einführungsveranstaltungen gestellt. Nicht nur aufgrund der Struktur der Augustana-Hochschule ist diese Frage zu bejahen. Da die Mehrzahl der Studierenden der Augustana am Beginn ihres Studiums oder vor dem Examen steht, und man im Grundstudium das „Ganze“ der Theologie kennenlernen soll, ist Systematische Theologie natürlich wissenschaftliches Brot von Anfang an. Diese pragmatische oder studientechnische Begründung ist aber nicht das Entscheidende. Entscheidend ist die Sache, um die es in der Theologie überhaupt und in der Systematischen Theologie im besonderen geht. Nicht zu Unrecht hat die Systematische Theologie immer noch den Ruf, daß es in ihr um die Sache selbst, um das Ganze, daß es ans „Eingemachte“ geht. Denn es ist eine genuine Aufgabe der Systematischen Theologie, die theologische Sache in der Gegenwart zu verantworten. Und sowohl die Bestimmung der Sache, um die es der Theologie geht, als auch die Bestimmung dessen, was die Gegenwart als das Forum ist, vor dem Theologie steht, ist umstritten. Systematische Theologie verstehen wir darum so, daß Theologinnen und Theologen befähigt werden sollen, diese Sache zu vertreten. Damit ist Systematische Theologie auch eine eminent praktische Angelegenheit, über das Studium hinaus. Im Folgenden möchten wir zunächst einige grundsätzliche, in der Fachsprache: fundamentaltheologische Bemerkungen zum Verständnis der Systematischen Theologie machen.

Theologie insgesamt hat es heutzutage schwer – das läßt sich sagen, ohne in Larmoyanz zu verfallen. Zugleich hätte und hat die Theologie heute Entscheidendes zu sagen.

Theologie hat es schwer. In Zeiten knapper Finanzen stehen die theologischen Fakultäten zumindest in ihrer jetztigen Ausstattung zur Disposition. Theologie hat es schwer, weil ihr aus der Perspektive der Gesellschaft etwas Altväterliches anhaftet. Sie hat es zu tun mit einem Glauben, der oftmals als repressiv, einschränkend und autoritär erfahren wurde und verstanden wird. Das paßt nicht gut, meinen viele, zum Freiheitsimpetus der Neuzeit, zum Willen zur Selbstverwirklichung und Autonomie. Christlicher Glaube ist auf dem Markt der religiösen und weltanschaulichen Orientierungen zu einem Angebot unter anderen geworden. Sie hat im gesellschaftlichen Diskurs tendentiell ihre selbstverständliche, vorherrschende Position verloren. Manche empfinden das als

Verlust, andere als Befreiung. Dies führt zu einer Umstrittenheit der Theologie und dessen, womit sie sich befaßt.

Auf der anderen Seite wächst durch die Gefährdungen des Lebens die Sehnsucht nach Orientierung. In den Krisen des Lebens suchen Menschen nach Hilfe, verlangen nach Antwort auf ihre Fragen nach dem Sinn, suchen einen Halt in den Stürmen des Lebens. Aufgabe der Systematischen Theologie war es von jeher, den christlichen Glauben und seine Implikationen so zu formulieren, daß er je und je verstanden werden kann. Systematische Theologie kann verstanden werden als Sprachschule des Glaubens. Es wäre aber zu wenig, eine Sprache nur zu sprechen, denn (mit Wittgenstein) die Bedeutung der Worte zeigt sich in ihrem Gebrauch. Sprachschule des Glaubens ist Systematische Theologie dann, wenn sich mit dem Sprechen eine Praxis verbindet. Systematische Theologie an der Augustana Hochschule versucht diese Verbindung von Theorie und Praxis immer im Blick zu behalten.

Prof. Dr. Joachim Track
(mit Israel Peter, Tanzania)

1. Selbstverständnis

Wir möchten die Systematische Theologie, wie sie an der Augustana-Hochschule verstanden und betrieben wird, einmal folgendermaßen beschreiben: *(Systematische) Theologie ist eine Reflexion des Glaubens und auf den Glauben hin, die der Sache und dem Grund des Glaubens, die in einer Gemeinschaft des Glaubens tradiert werden, verpflichtet ist, und diese in einem spezifischen Kontext kommunikabel und praktikabel machen will und soll.*

Im Folgenden werden wir diesen etwas komplizierten Satz in seinen einzelnen Elementen genauer betrachten und dadurch zeigen, wie (Systematische) Theologie aus unserer Perspektive zu verstehen ist und wie sie an der Augustana betrieben wird.

(Systematische) Theologie ist eine Reflexion des Glaubens und auf den Glauben hin.

In der Tradition des Gründungsrektors der Augustana-Hochschule Georg Merz und seiner Verbindung zur Dialektischen Theologie des Wortes Gottes weiß die Theologie darum, daß sie sich ihren Gegenstand nicht selbst gibt, sondern er ihr immer vorgegeben ist. Als Gegenstand der Systematischen Theologie ist der Glaube und sein ihn gründender Grund anzusehen. Theologie ist darum in erster Linie ein Bemühen, Glauben zu verstehen. Aufgabe der Systematischen Theologie, näherhin der Dogmatik, ist die kritische und selbstkritische Explikation dieses Glaubens und seines Grundes. Was aber ist Glauben? Auf diese Frage gibt es vielfältige Antworten, die gerade mit Studienanfängern immer wieder bedacht werden. Bezieht sich der Glaube auf das Für-wahr-Halten von Glaubenssätzen, von „Dogmen"; oder ist Glauben eine Lebenshaltung, eine Lebenseinstellung, die man durch ein Betrachten der Praxis des Glaubens erkennen kann? Ist Glauben eine Privatsache oder gehört eine Gemeinschaft konstitutiv zum Glauben dazu? Diese und daran anschließende Fragen werden an der Augustana-Hochschule im Systematischen Proseminar ausführlich behandelt. Dabei zeigt es sich, daß sich Systematische Theologie bei aller Kunst des Differenzierens davor hüten muß, falschen Alternativen zu verfallen. Eine solche falsche Alternative wäre es, als Gegenstand der Systematischen Theologie nur den Glauben oder exklusiv Gott zu verstehen. Erst beides in seiner Beziehung, also in seinem Begründungsverhältnis kann als Gegenstand der Theologie verstanden werden. Dieser Glaube, der als Gewißheit, als Erfahrung und als Lebensform erfahren und gelebt wird, verdankt sich dem geschichtlichen Offenbarungshandeln Gottes. Gott und sein geschichtliches Handeln, wie es in der Schrift bezeugt und in der Kirche in Geschichte und Gegenwart erfahren wird, ist der Grund, auf den Theologie sich bezieht und auf dem sie selbst gründet. Von diesem Grund und der Möglichkeit seiner Erfahrung hat sie der Sache und der Zeit gemäß zu sprechen und zu handeln. Da aber weder Gott noch der Glaube beweisbar sind, sondern bleibend strittig und umstritten, ist Systematische Theologie wesentlich dialogische Theologie. Sie muß auf die Erscheinungen und ihre Interpretationen achten, sie zu ihrem in Schrift und Bekenntnis bezeugten Grund in Beziehung setzen und auch beurteilen.

Eine weitere falsche Alternative ist die von Theorie und Praxis. Darum geht es der Systematischen Theologie an der Augustana Hochschule um eine Theologie aus der Praxis und für die Praxis. Da es weder eine Praxis ohne Theorie gibt, noch eine Theorie ohne Praxis Sinn macht, ist es falsch, Theorie und Praxis einander gegenüberzustellen. Es geht vielmehr um eine erfahrungsbezogene Theologie. Die Fragestellungen, mit denen sich Systematische Theologie tradi-

tionell und aktuell befaßt, gewinnen ja erst dadurch ihren Ernst, daß es in ihnen um etwas geht, das uns unbedingt angeht, das über Sein und Nichtsein entscheidet (um Formulierungen Paul Tillichs aufzunehmen). Diesen Bezug auf das Unbedingte wachzuhalten und als Voraussetzung des Theologietreibens zu verstehen, ist eine wesentliche Aufgabe der Systematischen Theologie. Sie geht darum konstruktiv-kritisch gegen eine Erlebnissorientierung des Glaubens an, die ihren Grund vergißt, aber auch gegen eine kirchliche Praxis, die sich von der Lebenswelt der Menschen ausschließt und nur Altes repetiert. Dieser kritisch-konstruktiven Reflexion auf kirchliche Praxis entspricht der kritisch-konstruktive Umgang mit theologischer Theorie.

(Systematische) Theologie ist der Sache und dem Grund des Glaubens, die in einer Gemeinschaft des Glaubens tradiert werden, verpflichtet.

Systematische Theologie an der Theologischen Hochschule einer evangelisch-lutherischen Kirche kann nicht bei der reichlich unbestimmten Formulierung „das Unbedingte“ stehenbleiben. Sie ist über den Erfahrungsbezug des Religiösen hinaus dem christlichen Glauben verpflichtet, wie er sich in Schrift und Bekenntis artikuliert. Wir sprechen hier von den theologischen Kriterien „schriftgemäß“ und „bekenntnisorientiert“. Dabei geht es darum, die anstehenden Fragen aus der Perspektive der Schrift zu beleuchten, umgekehrt auch die Schrift im Lichte gegenwärtiger Erfahrung zu lesen. Dieser hermeneutische Zirkel bewahrt Theologie vor einem fundamentalistischen Irrweg, der „die Schrift“ ungebrochen auf die Gegenwart applizieren will. Solches Vorgehen wurde lange genug mit „Dogmatik“ in Verbindung gesetzt und führte zu einem pejorativen Gebrauch des Ausdrucks „dogmatisch“, wie er oft noch vorherrschend ist. Da es jedoch wesentlich um die Über-setzung theologischer Aussagen und von Glaubensaussagen geht, ist bereits an dieser Stelle Systematische Theologie ein eminent kritisches und zugleich praktisches Unternehmen. Die Maßstäbe der Kritik sind dabei nicht willkürlich. Sie kommen zum einen aus der Schrift selbst, zum anderen stammen sie aus unserer lutherischen Tradition, näherhin aus den Bekenntnisschriften, die aber keinen abgeschlossenen Kanon bilden. Wichtig für die Theologie an der Augustana-Hochschule ist der Aspekt der Bekenntnisbindung auch aus historischen Gründen. Denn Recht und Aufgabe einer Kirchlichen Hochschule bestimmen sich auch durch die Erfahrungen, die die Fakultäten im Kirchenkampf gemacht haben, und im Bedürfnis der Kirche, die wissenschaftliche Aktualisierung der Glaubensaussagen doch auch in der Kirche verpflichteter Weise zu versuchen.

Zu dieser inhaltlichen Bindung der Theologie an die Kirche kommt, wiederum insbesondere an einer Kirchlichen Hochschule, der pragmatische Aspekt der Ausbildung von Studentinnen und Studenten für das geistliche Amt. Insofern

hat Systematische Theologie nicht nur eine materiale Funktion für die Kirche, sondern auch eine pragmatische.

In den letzten Jahren ist immer mehr das Bewußtsein gewachsen, daß jede Theologie kontextuell ist. Zwar war im Anschluß an das geschichtliche Offenbarungshandeln Gottes schon immer mehr oder weniger deutlich im Bewußtsein der Theologie, daß auch sie selbst geschichtlich ist. Darüber hinaus wurde durch die ökumenische Bewegung die Kontextualität von Kirche und Theologie immer deutlicher. Auch europäische, deutsche und bayerische Theologie kommt aus einer bestimmten Situation, Zeit und Gesellschaft und ist dadurch geprägt. Dies gilt es sich immer neu bewußt zu machen. Die Gemeinschaft der Christinnen und Christen ist kein monolithischer Block, sondern eine bunte, vielfältige, bewegte, eine lebendige Gemeinschaft. Der Vielfalt der Lebenswege und individuellen Prägungen entsprechen vielfältige, mehrdimensionale Zugänge zum christlichen Glauben und Ausprägungen dieses Glaubens. In unseren Kirchen stehen diese unterschiedlichen Richtungen und Milieus in einer Beziehung, aneinander verwiesen durch ihren gemeinsamen Grund, in ihrer Praxis oft aber auch unverbunden oder sogar abgeschottet nebeneinander. Ähnliches läßt sich *mutatis mutandis* auch für theologische Theoriegebäude sagen. Diese „postmoderne“ Signatur der Kirche und auch der Theologie ist aber kein Schaden. Sie entspricht vielmehr der Inkarnation Gottes in seinem Wort, in Jesus Christus, die selbst kontextuell verfaßt ist. Systematische Theologie tut darum gut daran, diese Situation nicht zu überspielen, sondern ernst zu nehmen und in ihr Nachdenken und Formulieren aufzunehmen.

Die Einsicht in die Kontextualität drückt sich auch in einem neuen Verständnis theologischer Aussagen aus. Es geht nicht mehr darum, zeitlos gültige Wahrheiten zu formulieren, sondern im ökumenischen und weltanschaulichen Gepräch die Einsichten des christlichen Glaubens einzubringen und sich anderen theologischen und weltanschaulichen Einsichten auszusetzen. Damit dies nicht in Beliebigkeit oder Auflösung endet, ist es für die Theologie besonders wichtig, sich ihres Kontextes, der sie tragenden Gemeinschaft bewußt zu werden. Wissenschaftlichkeit und Kirchlichkeit der Theologie müssen keine Antagonismen sein, sondern sind zu verstehen als gegenseitige Herausforderung. Würde Theologie ihre kirchliche Anbindung und ihr Fundament, den Grund des Glaubens, vernachlässigen, würde sie zum Teil einer beschreibenden Religionswissenschaft werden. Würde sie andererseits ihre Wissenschaftlichkeit, und das heißt auch ihre Freiheit des Fragens und Infragestellens aufgeben, könnte sie nicht mehr konstruktiv-kritischer Gesprächspartner der Kirche sein.

(Systematische) Theologie soll und will den Glauben und seinen Grund in einem spezifischen Kontext kommunikabel machen.

Systematische Theologie findet sich in einem vielfältigen Kommunikationszusammenhang vor. Sie nimmt Bezug auf die gegenwärtige Situation von Kirche, Gesellschaft und Wissenschaft. Sie greift Fragen der kirchlichen und gesellschaftlichen Praxis und der Wissenschaften auf und will darin Orientierung geben. Das erfordert zunächst eine genaue Analyse der Situation, ein genaues Hinhören auf die Fragen und Probleme, die Kirche, Gesellschaft und Wissenschaft bewegen. Das erfordert weiterhin eine klare Formulierung der Antworten, die sich aus dem christlichen Glauben an Gott, den Schöpfer, Versöhner und Erlöser für diese Fragen ergeben. Und es erfordert schließlich auch eine klare Parteinahme in der Tradition der Befreiungsgeschichte Gottes mit den Menschen.

Vom Grundverständnis der Systematischen Theologie als einer dialogischen Theologie ergibt sich das Gespräch mit benachbarten Wissenschaften nahezu selbstverständlich. Der Name des Lehrstuhls lautet ja auch „Lehrstuhl für systematische Theologie und Philosophie". Die Aufgabe der Auseinandersetzung mit philosophischen Fragen und Antworten ist für die Systematischen Theologen an der Augustana-Hochschule nicht damit erledigt, daß es nun einen eigenen Lehrstuhl für Philosophie gibt. Dieser stellt im Gegenteil eine Befruchtung und Intensivierung des Gespräches dar. In der aktuellen Forschungssituation wird das Gespräch mit der Philosophie vor allem im Umfeld der Postmoderne-Diskussion geführt. Es geht dabei um eine pointierte philosophische Gegenwartsdeutung, deren Angemessenheit und theologische Relevanz zur Diskussion steht. Die „neue Unübersichtlichkeit", die „Globalisierung" und zugleich Regionalisierung und Kontextualisierung lassen Wirklichkeit neu wahrnehmen und fraglich werden. Das Ende oder zumindest die Umstrittenheit der „großen Erzählungen" der Aufklärung, der Emanzipation, der Freiheit, des Fortschritts, auch des Christentums stellen neu die Frage, was die Welt im Innersten zusammenhält. Christlicher Glaube wird dabei die Zeitdiagnose in vielerlei Hinsicht teilen, nach der Aufklärung der Aufklärung über sich selbst weder eine Verfallsgeschichte noch eine ungebrochene Hoffnungsgeschichte vertreten können. In der Situation der Umstrittenheit sowohl der Institution Kirche als auch des christlichen Glaubens als religiöser Orientierung und der wissenschaftlichen Theologie und der kirchlichen Lehre als Instanzen der Daseins- und Handlungsorientierung kann sich Theologie nur als Partner in ein Gespräch einbringen. Dabei hat sie auf jenen Habitus des Besserwissens zu verzichten, der ihr lange durch die politisch-kulturelle Hegemonie zu eigen war. Dies bedeutet keinen Verzicht auf Deutlichkeit, aber einen (in der gegenwärtigen Situation zwangsläufigen) Verzicht auf totalitäre Durchsetzung der eigenen Ansichten.

Vor allem auch in ethischen Fragen ist die Theologie heute gefordert. Sie

bringt dabei ihre Einsichten über den Menschen als gerechtfertigten Sünder, seine Freiheit und seine Gebundenheit, vor allem aber seine Verantwortlichkeit gegenüber den Mitmenschen, der Schöpfung und schließlich Gottes zur Geltung. Dabei wird sie immer auf anthropologische Grundbestimmungen zurückkommen, aber auch in konkreten Einzelfragen nicht vor klaren Aussagen zurückschrecken. Bevor sie aber zu solchen parteinehmenden Aussagen kommt, wird sie sich sachkundig machen müssen und von den Einzelwissenschaften wie etwa Biologie, Medizin, Physik sachkundig machen lassen. Indem Systematische Theologie auf Tiefendimensionen von Einzelfragen verweist, diese Fragen in den Horizont des Glaubens hebt, hat sie eine unerläßliche Funktion gegenüber anderen Einzelwissenschaften, die Wirklichkeit definieren und verändern wollen. Auch in dieser Hinsicht hat Systematische Theologie eine kritisch-konstruktive Aufgabe. Diese Aufgabe kann von außen als Anmaßung empfunden werden, sie ergibt sich aber zwingend aus einem Verständnis Gottes als alles bestimmender Wirklichkeit, der in Jesus Christus sowohl Zuspruch als auch Anspruch auf unser ganzes Leben ist, der aus gottlosen Bindungen befreit zu dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen (Barmen II).

Systematische Theologie an der Augustana versteht sich als eine der Schrift und dem Bekenntnis verpflichtete, weltoffene, dialogische, an den Fragen der Zeit orientierte und parteinehmende Theologie. Sie bezieht sich wesentlich auf die Offenbarung Gottes, der in Jesus Christus sich den Armen, Schwachen und Bedrückten zuwendet, der Heil und Befreiung für die Menschen und seine Schöpfung will, und ist darin an einer entsprechenden Theorie und Praxis des Glaubens interessiert.

Indem wir jenen Satz vom Anfang ausgelegt habe, ist es hoffentlich auch gelungen, eines der Vorurteile aufzulösen, die die eingangs notierte studentische Frage veranlassen, nämlich daß Systematische Theologie kompliziert und (zumindest zu Beginn des Studiums) unverständlich sei. Sie bedarf sicher mancher Denkbemühungen, ebensosehr aber auch einer Erfahrung des Glaubens. Ersteres ist einzuüben und zu erlernen, letzteres läßt sich nur anregen und als Einladung formulieren.

2. Forschung

Forschungsschwerpunkte am Lehrstuhl sind zum ersten theologische Grundfragen. Dazu gehören die Fragen nach den Möglichkeiten und Bedingungen religiöser Erfahrung, nach der Beziehung von Glauben und Erfahrung. Darüber hinaus wird bedacht, wie heute „Wirklichkeit“ wahrgenommen und verstanden wird.

Das bedeutet zweitens einen intensiven Dialog mit der Philosophie, insbesondere der Analytischen Philosophie sowie dem Themenkomplex, der sich mit dem Stichwort „Postmoderne“ verbindet.

Aus dem Bereich der materialen Dogmatik befassen wir uns schwerpunktmäßig mit Fragen der Christologie, der Rechtfertigung und Schuld. Weiterhin gilt unser Interesse der theologischen Relevanz von Zeit und Geschichte.

In der Ethik bildet die Ethik des Politischen, insbesondere die Friedensfrage einen kontinuierlichen Schwerpunkt. Darüber hinaus arbeiten wir an Fragen der Wirtschaftsethik, der theologischen Bedeutung von „Nation“ und Fragen der christlichen Lebensführung, insbesondere im Hinblick auf Homosexualität.

Die theologische Forschungsarbeit geschieht dabei nicht nur am Schreibtisch, sondern wird auch in regelmäßigen Doktoranden- und Habilitandenkolloquien geleistet. Die Rückkoppelung an die kirchliche Praxis geschieht weiter in einem Arbeitskreis, an dem Studierende, Pfarrerinnen und Pfarrer aus Gemeinde und funktionalen Diensten sowie aus kirchenleitenden Organen teilnehmen. Der Praxisbezug der theologischen Arbeit drückt sich auch darin aus, daß der Lehrstuhlinhaber 18 Jahre lang in der Kirchenleitung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern mitwirkte. Darüber hinaus ist er Mitglied im Rat des Lutherischen Weltbundes und arbeitet kontinuierlich bei den Leuenberger Lehrgesprächen sowie in zahlreichen Ausschüssen mit. Der derzeitige theologische Assistent engagiert sich im Arbeitskreis Evangelische Erneuerung.

3. Lehre

In den Lehrveranstaltungen der Systematischen Theologie werden die angesprochenen Aspekte des Selbstverständnisses konkretisiert. Dabei wird auf die Interessen der Studierenden eingegangen. Es werden biblische Bezüge hergestellt, um zum einen auf den Grund theologischer Aussagen hinzuweisen, zum anderen um die Interdependenzen der theologischen Disziplinen einsichtig zu machen. Weiter werden die aktuelle Situation und Gesprächslage, konkrete Frage und Erfahrungen thematisiert, zu biblischen Einsichten in Beziehung gesetzt und mit Aussagen der theologischen Tradition konfrontiert. Dem Verständnis einer dialogischen Theologie entspricht es, daß unterschiedliche aktuelle Ansätze und theologische Konzeptionen zur Sprache gebracht und ihre Argumente stark gemacht werden. Dadurch wird das Interesse der Studierenden an Überblicken und Vermittlung von Grund- und Detailkenntnissen aufgenommen. Schließlich wird eine kritische Diskussion geführt, um zum eigenen verantworteten theologischen Urteil anzuleiten.

Das Systematische *Proseminar* an der Augustana-Hochschule behandelt fundamentaltheologische Grundfragen, ermöglicht ein Kennenlernen wichtiger theologischer Konzepte und Ansätze und versucht, eigenes Urteilsvermögen und theologische Sprachfähigkeit einzuüben.

In den *Vorlesungen* werden die klassischen Loci in der dargestellten Weise behandelt. Dabei wird für Anfangssemester ein Überblick über die Probleme und Lösungsmöglichkeiten dargeboten, der sich für die höheren Semester auch als examensrelevante Zusammenfassung hören läßt. Diskussionsgruppen und gelegentlich Tutorien ergänzen die Vorlesungen. Es werden auch Vorlesungen zur Ethik, zur Theologiegeschichte und zur neueren Philosophie angeboten.

In den *Hauptseminaren* wechseln sich klassische und aktuelle Themen ab. Dabei geht es nicht nur um die theologischen Sachfragen, sondern auch um die Relevanz für die Praxis der Kirche und die Person der Studierenden. Themenstellungen wie „Amt und Identität“ oder „Selbstentfaltung und Selbsthingabe. Zum Verständnis der christlichen Lebensführung“ bringen theologische Sachfragen, personorientiertes Arbeiten und kirchliche Praxis zusammen.

Im dogmatischen *Repetitorium* wird nicht nur der dogmatische „Stoff“ eingeübt und wiederholt, sondern es wird auch eine Klärung der eigenen theologischen Einsichten und Position am Ende des Studiums angestrebt.

Dogmatische und ethische *Übungen* stellen im Lehrangebot eine Art Spielbein der Systematischen Theologie dar. Durch didaktische Variationen werden die traditionellen Unterrichtsstrukturen immer wieder aufgelockert. Hier ist Raum sowohl für die theologische Reflexion und die Einübung von Spiritualität, für die nicht „Schein“-orientierte Annäherung an aktuelle Themen, als auch für die Lektüre von Texten, die im Studium oftmals nur über Sekundärliteratur angeeignet werden.

Bei all dem versuchen wir zu vermitteln, daß der christliche Glauben auf ein theologisches Nach-Denken angewiesen ist, das spannend und fruchtbar ist für den persönlichen Glauben und die Praxis der Kirche.

4. Zur Person des Lehrstuhlinhabers

– Prof. Dr. Joachim Track, geboren 9.11.1940 in Nürnberg, verheiratet, zwei Kinder, Studium der Theologie in Erlangen, München und Heidelberg, Vikariat in Erlangen, Ordination 1967, Pfarrer seit 1972, Wissenschaftlicher Assistent und Privatdozent an der Theologischen Fakultät der Universität Erlangen – Nürnberg, seit 1976 Professor für Systematische Theologie und Philosophie an der Augustana-Hochschule, 1979–1981 und 1995–1997 Rektor der Augustana-Hochschule.

- Promotion zum Dr. theol. mit einer Arbeit über Paul Tillich (Der theologische Ansatz Paul Tillichs. Eine wissenschaftstheoretische Untersuchung der Prinzipien, Erklärungsmodelle und Methoden der Systematischen Theologie), Habilitation mit einer Arbeit zum Reden von Gott und zur Erfahrung Gottes (Sprachkritische Untersuchungen zum christlichen Reden von Gott) jeweils an der Theologischen Fakultät in Erlangen, Herausgebertätigkeit sowie Veröffentlichung von über 100 Lexikonartikeln, Zeitschriften- und Buchbeiträgen.
- Vorsitzender der Sektion Systematische Theologie der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie von 1981–1984, Mitglied der Landessynode von 1978–1996, dort Vorsitzender des Ausschusses für Grundfragen kirchlichen Lebens, Mitglied von Landessynodalausschusses und Berufungsausschusses, Mitglied der Generalsynode der VELKD von 1980–1986, Mitglied in verschiedenen Ausschüssen der VELKD und EKD zum Teil als Vorsitzender, Mitglied im Rat des Lutherischen Weltbundes seit 1990, seit 1997 Mitglied des Exekutivkomittees des Lutherischen Weltbundes und Vorsitzender des Ausschusses für Theologie und Studien.

Dieser Text wurde aufgrund der vielfältigen Verpflichtungen während des Rektorats in Absprache mit Prof. Dr. Track von Karl F. Grimmer verfaßt.

Karl F. Grimmer / Joachim Track

Philosophie an der Augustana

Zur Lehre

Der neu errichtete Lehrstuhl für Philosophie, auf den ich im WS 1995/96 berufen wurde, stellt den Philosophen vor die nicht ganz gewöhnliche, aber außerordentlich reizvolle Aufgabe, die Philosophie an einer theologischen Hochschule zu vertreten. Dementsprechend richtet sich die Lehre – neben interessierten Gasthörern – in der Regel an Theologiestudierende, die die philosophischen Vorlesungen und Seminare besuchen, um neben der Theologie ein zweites Studienfach kennenzulernen und sich auf das *Philosophicum* vorzubereiten. Dies erfordert die Ausrichtung des Lehrangebotes auf die allgemeine Philosophie und ihre interdisziplinäre Zusammenarbeit mit der Theologie. Die Vorlesungen stellen die Themen der Philosophie allgemeinverständlich und in ihrer gesamten historischen Breite von der Antike bis zur Gegenwart vor. Die Seminare geben dann die Möglichkeit des vertiefenden Studiums von einzelnen Autoren und Werken.[1] Ein besonderer Schwerpunkt der Philosophie liegt dabei zur Zeit auf der Metaphysik und Religionsphilosophie, der Anthropologie und der Philosophie der Rhetorik. Die an der Augustana gepflegte Verbindung von allgemeiner Philosophie und Rhetorik bietet gerade für die Theologiestudierenden ein neuartiges Angebot zur Ausbildung ihres Denkens sowie ihres Redens.

Zur Forschung

Die Schwerpunkte der Forschung liegen zur Zeit auf dem Gebiet der Philosophie der Rhetorik und des Deutschen Idealismus. Neben einer Reihe kleinerer

---

1 WS 95/96: Philosophie der Rhetorik (Antike/Mittelalter) – Theorien des Bösen: Augustinus, Kant, Schelling – Schleiermacher: *Reden über die Religion*. SS 96: Philosophie der Rhetorik (Neuzeit/Gegenwart) – Augustinus: *Der Gottesstaat* – Einführung in die Transzendentalphilosophie. WS 96/97: Geschichte der neueren Philosophie – Fichte: *Die Bestimmung des Menschen* – Philosophie und Theologie der Existenz: Heidegger und Bultmann (zusammen mit Wolfgang Stegemann). SS 97: Geschichts- und Religionsphilosophie des Deutschen Idealismus – Nietzsches Rede vom Nihilismus – Zwischen Fundamentalismus und Pluralismus. Zur weltweiten Krise von Gesellschaft und Kirche (zusammen mit Gottfried Brakemeier und Joachim Track). WS 97/98: Einführung in die Fundamentalrhetorik – Platon: *Der Sophist* – Philosophie zwischen Mittelalter und Neuzeit: Nikolaus von Kues.

Arbeiten sind an der Augustana folgende Publikationen entstanden oder fertiggestellt worden:

a) Die Rede von Gott und der Welt: Fundamentalrhetorik und Religionsphilosophie

Der vorliegende Band[2] enthält sechs Reden und Vorträge, die zu den Schwerpunkten Religionsphilosophie und Fundamentalrhetorik im Sommer 1995 am Humboldt-Studienzentrum in Ulm von mir und Otto Kaiser gehalten wurden. Er dokumentiert nicht nur einige Versuche, am Ende des 20. Jahrhunderts noch einmal von Gott und der Welt zu reden, sondern zugleich auch die kritische Reflexion ihrer eigenen Redeweise und Rhetorik. Die Antrittsvorlesung „Homo rhetoricus universalis: Die Entdeckung des rhetorischen Geistes in den Wissenschaften“ nähert sich dem Thema aus der Sicht der Fundamentalrhetorik. Sie eröffnet die allgemeine Perspektive der grundlegenden Rolle der Rhetorik für die Wissenschaften und damit auch für die moderne theologische und religionsphilosophische Rede von Gott.

Prof. Dr. Peter L. Oesterreich

In meinem Vortrag „Vom Logos zum Mythos. Was bedeutet die Wahrheit des Mythos für die Philosophie?“ behandle ich, ausgehend von G. Vico, die mythischen Götter- und Heldengeschichten der Vormoderne. Dabei zeigt sich,

---

2 *Die Rede von Gott und der Welt. Religionsphilosophie und Fundamentalrhetorik*, mit Beiträgen von Otto Kaiser und Peter L. Oesterreich, hg. v. Klaus Giel und Renate Breuninger, Ulm 1996.

daß die spezifische Wahrheit des Mythos in einer ‚poetischen Logik' besteht, deren rhetorische Rationalität eine Aussicht auf eine Neubestimmung des Vernunftbegriffs gibt.

Schließlich greife ich mit Schellings Theorie des Bösen noch einmal ein altes, metaphysisches Thema auf, in der die Rede von Gott sich traditionellerweise einer äußersten Herausforderung stellen muß.

b) Johann Gottlieb Fichte: Angewandte Philosophie[3]

Im Mittelpunkt des zweiten Bandes der *Werke* Fichtes stehen die großen Berliner Vortragszyklen der Jahre 1804–1808: die *Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters,* die *Anweisung zum seligen Leben* und nicht zuletzt die *Reden an die deutsche Nation.* Sie enthalten seine Geschichts-, Religions- und die Politische Philosophie. Diese Texte gehören wohl zu den gelungensten Beispielen einer Verbindung von Philosophie und Rhetorik in der gesamten philosophischen Literatur. Sie können zu Recht als Meisterwerke nicht nur an Gedankentiefe, sondern auch der Formgebung dienen. Besondere Bedeutung besitzen Fichtes öffentliche Reden für die deutsche Kultur und Geschichte. Mit ihnen gelang es der Philosophie tatsächlich einmal, praktisch in den Gang der Geschichte einzugreifen. Die *Reden an die deutsche Nation* haben das Selbstbild der Deutschen als Kulturnation stark und nachhaltig beeinflußt. Die 1794 und 1811 gehaltenen Vorlesungen *Über die Bestimmung des Gelehrten* führen eine radikale Selbstbesinnung auf das Ethos des philosophischen Lehrers vor, der sich über die rein akademische Lehre hinaus zur öffentlichen Wirksamkeit in Staat und Gesellschaft verpflichtet sieht.

Erstmals finden sich die Texte der *Angewandten Philosophie* in einem Band und als kommentierte Studienausgabe. Der Abdruck erfolgt konsequent nach den überwiegend im Anschluß an den öffentlichen Vortrag erschienenen Drucktexten. Die in anderen Ausgaben zum Teil erheblichen Veränderungen des Lautstandes und der Zeichensetzung wurden vermieden. So kann der Leser sich wieder vom ursprünglichen Klang und Rededuktus der öffentlichen Vorlesungen und Reden Fichtes überzeugen.

---

3 *Johann Gottlieb Fichte. Werke II, Schriften zur Angewandten Philosophie,* hg. von Peter L. Oesterreich, Frankfurt 1997.

c) Das gelehrte Absolute. Metaphysik und Rhetorik bei Kant, Fichte und Schelling[4]

Wie kann Metaphysik, die vom Absoluten redet, dieses allgemeinverständlich ihrer zeitgenössischen Lebenswelt vermitteln? In der apodiktischen Lehrform kann sie wohl nicht mehr bestehen. Jedoch eröffnet die Entdeckung ihrer verborgenen Rhetorik heute ein neues Verständnis der Metaphysik und ihrer Geschichte.

Im Mittelpunkt stehen drei beispielhafte Denker aus dem Umkreis des Deutschen Idealismus: Kant, Fichte und Schelling. Sie verdeutlichen besonders gut die Möglichkeiten und Grenzen der überzeugenden Rede vom Absoluten unter den Bedingungen der Moderne. Die Topographie ihrer zentralen Gedankenfiguren könnte auch ein Schlüssel zum Verständnis der Krise der Gegenwart sein.

Zur Person des Lehrstuhlinhabers

- Geboren 10.03.1954 in Wesel am Rhein; Studium der Philosophie, Germanistik, Kunstgeschichte, Erziehungswissenschaften und Theologie an den Universitäten Tübingen, Düsseldorf, Köln, Wuppertal und Essen; 1984 Promotion; Wissenschaftlicher Assistent im Fach Philosophie an der Universität GH Essen; 1990 Habilitation; Hochschuldozentur in Essen; SS 1995 Stiftungsgastprofessor an der Universität Ulm. Seit WS 1995/96 Lehrstuhlinhaber für Philosophie an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau.
- Veröffentlichungen in Auswahl: Philosophie, Mythos, Lebenswelt. Schellings universalhistorischer Weltalter-Idealismus und die Idee eines neuen Mythos (1984); Fundamentalrhetorik. Untersuchungen zu Person und Rede in der Öffentlichkeit (1990); Philosophen als politische Lehrer. Beispiele öffentlichen Vernunftgebrauchs (1994); Das gelehrte Absolute. Metaphysik und Rhetorik bei Kant, Fichte und Schelling (1997).

Peter L. Oesterreich

---

4 Peter L. Oesterreich, *Das gelehrte Absolute. Metaphysik und Rhetorik bei Kant, Fichte und Schelling,* Darmstadt 1997.

Missionstheologie und Religionswissenschaft

I. Zur gegenwärtigen Situation des Faches

Das Fach Religionen, Mission, Ökumene ist integraler Bestandteil theologischer Forschung. Es geht in diesem Bereich wie in den anderen theologischen Disziplinen um ein an Kirche gebundenes, aus Glauben antwortendes Denken und Reden. Das Fach nimmt am innertheologischen wie am allgemein wissenschaftlichen Diskurs teil. Es erweist seine Wissenschaftlichkeit darin, daß es seinen Ausgangspunkt wie seine Begrenzungen reflektiert. Das Fach unterwirft nicht die Wahrheit, wohl aber die Wahrheitssuche wissenschaftlichen Regeln. Missionswissenschaft hat nicht die Funktion der Legitimierung von Missionswerken, das Fach ist vielmehr deren kritischer Begleiter.

Missions- und Religionswissenschaft begleitet und reflektiert im Bereich der akademischen Theologie seit mehr als 100 Jahren die Prozesse, durch die der *christliche Glaube im Bereich nichtwestlicher Kulturen* allmählich akzeptiert und sprachfähig geworden ist. Das Fach hat an den Theologischen Fakultäten zu Recht einen Platz, weil es unter den Studierenden ein Bewußtsein für die Kirchen weltweit und ihre spezifischen Probleme weckt. Dazu gehören Fragen des interreligiösen Dialogs genauso wie Probleme neu entstehender kontextueller Theologien, darin sind die Auswirkungen von Kolonialismus und Neokolonialismus ebenso eingeschlossen wie die des ökumenischen Programms von Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Studierenden soll in diesem Fach Einsicht in die Pluralität des Christentums und der Respekt für die kulturelle Identität der Christen in anderen Kontexten vermittelt werden. Als hermeneutische Wissenschaften nehmen die in diesem Fach zusammengebundenen Forschungsrichtungen eine Brückenfunktion zwischen den Kulturen und Religionen wahr.

Mit dem Namen des Fachbereichs – vor allem mit dem Begriff „Mission“ – sind für Zeitgenossen heute allerdings auch *Vorbehalte* verbunden. Der Begriff Mission führt deutlich Probleme im Schlepptau, die der Disziplin zu schaffen machen. Hierzu gehört etwa, daß die von Europa ausgehende Ausbreitung des christlichen Glaubens in den vergangenen Jahrhunderten stark in den Sog eines kolonialen Expansionismus und Imperialismus geriet. Mit dem Zusammenbruch der politisch-kulturellen Vormachtsansprüche Europas im Rahmen weltweiter Entkolonisierungsprozesse mußte deshalb auch der traditionelle Missionsgedanke in die Krise kommen. Nicht übersehen werden sollte auch, daß der säkulare und mehrheitlich wohl auch der religiöse Zeitgeist heute nicht mehr nur

einer zänkischen Rechthaberei unter den Konfessionen, sondern auch einem rivalisierenden Wettstreit zwischen den Religionen mit Unverständnis gegenübersteht.

Für die theologische Diskussion ist von Bedeutung, daß das lateinische Wort *missio* in den Urkunden unseres Glaubens keine Entsprechung findet. Der Begriff entstammt der antiken Rechts- und Militärsprache. Mit einer *missio* war deshalb immer auch ein imperialer und kolonialer Anspruch verbunden. Es scheint, als bliebe der Marschtritt der römischen Legionen bis heute untergründig im Wort hörbar. Wenn in Zukunft das Wort Mission weiter gebraucht werden soll, ist es dringend erforderlich, diesen Begriff deutlicher mit Hilfe anderer Wörter wie etwa „Sendung“ und „Einladung“ zu interpretieren.

Prof. Dr. Dieter Becker

Das Fach Religionen, Mission, Ökumene betreibt so etwas wie wissenschaftliche Grenz- oder Kontaktpflege. Die Disziplin bearbeitet Außenkontakte der Theologie mit der sie umgebenden Welt. Mission ist so etwas wie die „äußere Haut“ der Kirche. Von Ausnahmen abgesehen leidet Theologie in Deutschland im Bild gesprochen unter „Sklerodermitis“. Es ist dringend erforderlich, daß das Gespräch zwischen Missionswissenschaft und den verschiedenen anderen theologischen Disziplinen neu aufgenommen wird. Der Versuch, die Auslegungsgeschichte des Christentums auf den Ertrag der geistesgeschichtlichen Entwicklung westlicher Christenheit zu fixieren, wird heute als ungeschichtliche Stagnation entlarvt.

1) Missionswissenschaft kann nur so getrieben werden, daß missionarische Bevormundung ökumenischer Gleichberechtigung weicht. Die von dem Fach erwartete Leistung möchte ich als theologische Reflexion der in christlicher Theologie zu entfaltenden permanenten Grenzüberschreitung des Evangeliums in neue welthafte Zusammenhänge verstehen. Das Fach ist deshalb keine rein beschreibende Disziplin. Es hat innerhalb der Theologie vor allem eine *hermeneutische* Aufgabe. Es übt Verstehen ein. Es will dazu helfen, den und die andere(n) in ihrer jeweiligen Situation, Kultur, Religion so zu sehen, wie er und sie sich selbst verstehen. Von daher ist von allem Anfang an deutlich, daß der Dialog zwischen Kulturen, Kirchen, Religionen für die in diesem Fach erforderlichen Arbeitsweisen notwendig und geboten ist. Sendung und Einladung geschehen in einem dialogischen Prozeß. Zu den spezifischen Aufgaben des Faches gehören deshalb Untersuchungen über die interkulturelle Beweglichkeit des Christentums und damit über seine Fähigkeit, im Dialog Grenzen zu überschreiten. Genau hier liegt eine der Hauptschwierigkeiten westlicher Theologie. Der chinesische Theologe C.S. Song hat sie beschrieben als die unzulänglich entwickelte Fähigkeit, fremde Geschichte in ihrer Eigenart wahrzunehmen und zu würdigen: „Die Völker außerhalb der jüdisch-christlichen Tradition rutschen den christlichen Theologen zwischen den Fingern hindurch und hinterlassen keine Spuren in ihren Lehren von Gott, von Jesus Christus oder der Kirche, ja nicht einmal in ihrer Geschichtstheologie.“

Die Voraussetzungen, unter denen Missionswissenschaft zu treiben ist, haben sich in den letzten Jahrzehnten durch das Entstehen eigenständiger Kirchen in Übersee erheblich verändert. Ging Missionswissenschaft zu Beginn ihrer Existenz als theologische Disziplin von einer Verantwortung westlicher Kirchen für den weiteren Prozeß der Evangeliumsverkündigung in anderen Kontinenten aus, so thematisiert dieses Fach heute die Belange und Aufgaben überseeischer Christenheit in ihrer jeweiligen religiösen und kulturellen Situation. Indem Missionswissenschaft einzelne Kulturen und Religionen zum Gegenstand theologischer Untersuchung macht, tritt sie anstelle einseitiger Vermittlung der Ergebnisse theologischer Arbeit der westlichen Welt in ein wechselseitiges theologisches Gespräch. Sie trifft in diesem Austausch auf Menschen, die ihre eigene kulturelle, religionsgeschichtliche und geistige Umwelt in ihre theologische Hermeneutik einbringen. Um in diesem Austausch Gesprächspartner zu sein, ist es mit „good will“ allein nicht getan. Der qualifizierte Dialog bedarf in nicht unerheblichem Maß der Fähigkeit zur Differenzierung der Gesprächsinhalte sowie der Kenntnis des anderen aus der Erfahrung gemeinsamen Lebens

und Lernens. Auf diese Weise lassen sich die besonderen Perspektiven zur Geltung bringen, die Theologie und Kirche heute in verschiedenen Regionen und Traditionen gewonnen haben.

2) Als hermeneutische Wissenschaft fragt Religions- und Missionswissenschaft nach dem Selbstverständnis der anderen, die sie verstehen will. Mission wird als Begegnung mit dem religiös Fremden formuliert, und Missionstheologie deshalb als Hermeneutik des Fremden charakterisiert. Religions- und Missionswissenschaft hat die Aufgabe, Anwalt der Eigenart des Fremden zu sein und gerade darin zum rechten Bezeugen der christlichen Botschaft beizutragen. Es geht darum, die Vielgestaltigkeit des göttlichen Wirkens in anderen Religionen auszusagen und zugleich das christliche Heilsverständnis, in dessen Mitte Jesus Christus steht, neu zu profilieren.

Der interreligiöse Dialog der letzten Jahrzehnte hat sich für die Theologie so ausgewirkt, daß die verborgene Wirkungsgeschichte Jesu Christi in anderen Religionen reflektiert oder das verborgene Wirken des Gottesgeistes in anderen Kulturen gewürdigt werden. Wo es um Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt geht, bedenkt Religions- und Missionswissenschaft in der Gegenwart verstärkt auch die Aussagen unterschiedlicher Religionen, so daß sich hier ein neues Arbeitsfeld auftut. Von dem Fach Religionen, Mission, Ökumene können so Anregungen ausgehen, die der Theologie insgesamt neue Impulse geben und ihr helfen, ihre Aussagen in erweiterten Horizonten zu entwickeln. Mission und Relgionswissenschaft bringt in die Theologie den Willen zu Berührung und gesprächsbereiter Offenheit gegenüber allem Nicht-Christlichen ein und steht damit gegen alle Tendenzen zu Selbstisolierung und Provinzialisierung europäischer Theologie.

3) Im vertrauten Horizont des eigenen Landes und der eigenen Gesellschaft tun sich für das Fach heute neue Aufgabenfelder auf. In den alten Bundesländern machen ein verbreitetes Desinteresse und ein praktischer Materialismus Gemeinden und einzelnen Christen das Bekennen schwer. In den neuen Bundesländern sind infolge des sogenannten wissenschaftlichen Materialismus kaum mehr als 20 Prozent der Menschen Mitglied einer christlichen Kirche. Kirche und Theologie sind hier neu und in elementarer Weise zu *martyria* und *diakonia* – und damit im klassischen Sinn zur Mission – gefordert. Zugleich haben Kirche und Theologie noch kaum Methoden entwickelt, glaubwürdig, offensiv und selbstbewußt auf pauschalierende Herabsetzungen zu reagieren und für die eigene Sache einzutreten.

Wollen Kirche und Theologie dieser Aufgabe gerecht werden, muß das Fach

Religions- und Missionswissenschaft seinen festen Platz unter den Kernfächern des Theologiestudiums behalten und aus allen Unsicherheiten am Rande des theologischen Curriculums herausgeführt werden. Religions- und Missionswissenschaft läßt sich nur sinnvoll ins Theologiestudium integrieren, wenn es ordentliches Fach in der Zwischenprüfung und im Ersten Theologischen Examen bleibt. Indem die Religions- und Missionswissenschaft Kirche und Theologie in die Begegnung mit den ihr Fremden führt, dient sie zugleich der evangelischen Selbstfindung der Studierenden, denn der Dialog führt dazu, erneut und vertieft „aufs Wort zu merken“ und nach dem eigenen Selbstverständnis zu fragen.

III. Themenbereiche für Lehrveranstaltungen

Das Fach Missionstheologie und Religionswissenschaft will ein Bewußtsein für die Kirchen weltweit und ihre spezifischen Probleme im Blick auf interreligiöse Begegnung, Dritte-Welt-Theologien, Fragen von Kolonialismus/Neokolonialismus, Entwicklung, Menschenrechte, Rassismus, Migration und Ökologie wekken. Den Studierenden soll Einsicht in die Pluralität des Christentums und der Respekt für die kulturelle Identität der Christen in anderen Kontexten vermittelt werden. Das Fach hat deshalb eine Brückenfunktion zwischen den Kulturen. Die Lehrveranstaltungen in diesem Fach nehmen auf die folgenden Themenbereiche Bezug:

1. Religionsgeschichte

- Methoden der Religionswissenschaft (Religionsphänomenologie, Religionssoziologie, Religionspsychologie)
- Einführung in einzelne Religionen (Stammesreligonen, Hinduismus, Buddhismus, Islam, Neue religiöse Bewegungen)
- Religionsvergleichende Themen (Gott, Tod, Ethik, Fundamentalismus, Toleranz etc.)
- Theologie der Religionen
- Dialog der Religionen

2. Missionswissenschaft

- Missionsgeschichte
- Interkulturelle Geschichte des Christentums

- Missionswissenschaftliche Spezialprobleme (Kolonialismus, Kultur, Entwicklung, Evangelisation etc.)
- Theologien der Dritten Welt
- Interkulturelle Hermeneutik

Das Fach Religions- und Missionswissenschaft kann als Teil der Zwischenprüfung gewählt werden. Ein benoteter Schein ist Zulassungsvoraussetzung bei der Meldung zum Ersten Theologischen Examen. Die wissenschaftliche Hausarbeit kann in diesem Fachbereich geschrieben werden.

IV. Religions- und Missionswissenschaft in Neuendettelsau

Die Augustana-Hochschule ist in Neuendettelsau angesiedelt, einem kleinen mittelfränkischen Dorf, in dem Wilhelm Löhe von 1837 bis 1872 Pfarrer war, und in dem er 1854 die Diakonissenanstalt und ein Jahr vorher die Vorgängerin des späteren Missionsseminars und Missionswerkes gründete. Kein anderer Ort des evangelischen Bayern ist wohl so sehr dem weltweiten ökumenischen Anliegen verpflichtet wie Neuendettelsau, wo sich heute unter einer Anzahl kirchlicher Einrichtungen das Missionswerk der Evangelisch-Lutherischen Kirche und die Augustana-Hochschule befinden.

Von Neuendettelsau aus hatte Löhe mehr als 185 Prediger, z.T. auf eigene Kosten zu den Auswanderern nach Nordamerika ausgesandt und damit etwas von der „Kirche in ihrer Bewegung“ sichtbar gemacht. Auf Löhes „Vorbereitungsanstalt für den geistlichen Dienst“ ging auch das Neuendettelsauer Missions- und Diasporaseminar zurück, das bis 1985 bestand und Hunderte von Theologen für den Dienst in Übersee hervorbrachte. Wilhelm Löhe hat angesichts der mit der Auswanderung gegebenen großen sozialen und politischen Herausforderungen seiner Zeit eine der wegweisenden missionstheologischen Konzeptionen des 19. Jahrhunderts ausgebildet. Indem er Mission nicht als Sonderaufgabe von Experten und nicht nur als Teilbereich kirchlichen Handelns, sondern als Wesensmerkmal der Kirche insbesondere der Ortsgemeinde verstand, hat er den Missionsbegriff seiner Zeit entscheidend geprägt.

Angesichts der besonderen Geschichte Neuendettelsaus kann es nicht verwundern, daß in der Satzung der Augustana-Hochschule festgehalten ist, daß das Studium an diesem Ort in besonderer Weise „die Begegnung mit dem Dienst der Kirche in Mission und Diakonie“ ermöglichen möchte. So haben meine Vorgänger auf dem Lehrstuhl – Georg Vicedom von 1956 bis 1972 und Herwig Wagner von 1972 bis 1992 – darauf hingewirkt, daß ihre Arbeit in einer Beziehung zur Neuendettelsauer Missionsgesellschaft und dem späteren Missionswerk geschah.

In den letzten Jahren hat es sich bewährt, jeweils im Frühjahr gemeinsam mit dem Missionskolleg 14tägige Blockseminare durchzuführen, die für viele Studierende eine willkommene Ergänzung zum normalen Semesterbetrieb sind. Die Möglichkeit, zwei Wochen hintereinander gemeinsam an einem Thema zu arbeiten und darüber hinaus auch ein Stück *vita communis* zu praktizieren, wird von vielen begrüßt. Hervorzuheben ist auch die Gruppe der Stipendiaten, die auf Vorschlag ihrer Heimatkirche und vermittelt durch das Missionswerk an der Augustana ein Aufbaustudium absolvieren. Bei den in den letzten Jahren fertiggestellten Magisterarbeiten und Dissertationen liegt ein deutlicher Akzent auf der kontextuellen Theologie, der zeigt, wie intensiv sie hier über aus der Heimat gewohnte Strukturen in Gesellschaft und Kirche nachdenken und welche Impulse sie dem Theologietreiben an der Augustana vermitteln.

Aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der Augustana-Hochschule fand in Zusammenarbeit mit dem Missionswerk vom 9.–12. Juni 1997 eine Ökumenische Studienwoche statt. Als Referenten hatten wir Repräsentanten ökumenischer Theologie aus Brasilien, Indien, Tanzania und den USA eingeladen. Im Gespräch mit ihnen haben wir uns den Herausforderungen für Kirche und Theologie an der Jahrtausendwende gestellt. Das Thema lautete: „Suchet der Stadt Bestes!“ (Jer 29,7).

IV. Zur Person des Lehrstuhlinhabers

- Prof. Dr. Dieter Becker, geboren 8.6.1950 in Bünde/Westfalen, verheiratet, vier Kinder; Studium der Theologie in Bethel und Heidelberg; USA-Aufenthalt sowie Teilnahme an Kursen des Ökumenischen Instituts in Bossey/Genf; Pastor in der Matthäus-Kirchengemeinde in Bielefeld.
- Promotion zum Dr. theol. mit einer systematisch-theologischen Arbeit über Martin Buber und Karl Barth; Dozent an der Theologischen Hochschule der Toba-Batakkirche in Pematangsiantar, Indonesien; Mitglied des Lehrkörpers der South-East Asian Graduate School of Theology (SEAGST) Singapore; Workshops zur interkulturellen Theologie in Südost-Asien.
- Habilitation im Fach Religionsgeschichte und Missionswissenschaft an der Universität Heidelberg; Sekretär der Deutschen Gesellschaft für Missionswissenschaft; Mitglied der Theologischen Kommission des Evangelischen Missionswerkes, Hamburg; Mitglied im Vorstand des Ökumenischen Studienwerkes, Bochum; Mitglied im Landesausschuß für Mission und Ökumene, München.

– Mitherausgeber der Reihe „Missionswissenschaftliche Forschungen, Neue Folge“ im Verlag für Mission und Ökumene, Erlangen; zusammen mit Theo Sundermeier, Heidelberg, Herausgeber der „Beiträge zur Missionswissenschaft und interkulturellen Theologie“ im LIT-Verlag, Hamburg.

Dieter Becker

Praktische Theologie

I. Praktische Theologie im Paradigmenwechsel

In seiner Abhandlung *„Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“* (1978) hat der Wissenschaftshistoriker Thomas S. Kuhn den Kontext und den Prozeß zu beschreiben versucht, in dem sich die Wissenschaften der neueren Zeit befinden: die umfassende Wandlung des Weltbildes und den Wechsel der „Paradigmata“, jener fundamentalen Denkmuster und Perspektiven, an denen sich – mehr oder weniger deutlich – die wissenschaftlichen Disziplinen, der technische Fortschritt und die zeitgenössische Kultur ausrichten. Von diesem *„Paradigmenwechsel“*, diesem tiefgreifenden Prozeß, ist auch die Theologie nicht ausgenommen. In der Tat ist das überlieferte Paradigma der theologischen Wissenschaft in vieler Hinsicht ins Wanken geraten. Gewiß, spätestens seit dem 19. Jahrhundert hatte sich im Aufbau der theologischen Wissenschaft ein Grundmuster herausgebildet, das in Theologie und Kirche weithin Gültigkeit beansprucht hat: der *Kanon* oder die Kette von theologischen Fächern, die sich meist auch in der *Abfolge* des theologischen Studienganges ausgedrückt hat: *Altes Testament – Neues Testament – Kirchengeschichte – Systematische Theologie – Missionstheologie – Praktische Theologie.*

In diesem Kanon der klassischen theologischen Fächer hat die Praktische Theologie nur selten konfliktlos ihren Platz gefunden. Vielmehr zieht sich durch die Zeiten die Spur einer kontroversen Grundeinstellung, mit der viele Theologen und Theologinnen wie auch viele Theologiestudierende der Praktischen Theologie begegnen: Entweder mißt man ihr eine ausgesprochen hohe Bedeutung zu, wie zum Beispiel bei F.D. Schleiermacher („Krone des theologischen Studiums“) oder bei H. Gollwitzer („Herz der Theologie“), oder man billigt ihr eine ausgesprochen untergeordnete oder nachgeordnete Bedeutung zu, indem man sie ans Ende des Studienganges setzt. Nun entspringt die Regelung, für das Studium der Theologie eine Reihenfolge herzustellen, durchaus einem legitimen Bedürfnis: nämlich Richtlinien für einen geordneten curricularen Ablauf der theologischen Ausbildung zu erhalten. So hat dieses tradierte Schema denn auch schon Generationen von Studierenden als Struktur gedient. Das Risiko, das der Praktischen Theologie von dem traditionellen Schema her erwächst, liegt aber nicht allein in der oftmals unbedachten Gestaltung des theologischen Studiums: nämlich so lange wie möglich die Berührung mit der Praxis zu vermeiden, um dann schließlich vor dem herannahenden Examen noch in raschem Tempo die erforderlichen praktisch-theologischen Pflichtübungen hinter sich zu bringen. Das eigentliche Risiko, das der Praktischen Theologie vom traditionellen Sche-

ma her erwächst, liegt im Konzept des alten, des klassischen Paradigmas begründet: nämlich Wissenschaft als Ansammlung, Organisation und Vermittlung von Wissen zu begreifen – als einen additiven Zuwachs, der sich in seiner überquellenden Fülle nicht selten vom Lebensprozeß löst und an Lehrveranstaltungen und Lehrbücher gebunden bleibt. Die kritiklose Pflege des klassischen Paradigmas hat indessen auch für die ganze Theologie schwerwiegende *Konsequenzen:* die Spaltung in Theorie und Praxis und ihre Auftrennung in Theorie- und Praxisfächer. Nicht selten wird dann den „theoretischen" Disziplinen die Aufgabe zugewiesen, „Theorie für die Praxis" (E. Herms) zu liefern, und damit die Möglichkeit zugespielt, sich mehr oder weniger von Praxisbezügen zu dispensieren und die Anwendung der Theorie auf die Praxis an die Praktische Theologie zu delegieren. Auf lange Sicht aber – das soll hier deutlich werden – erweist sich die Aufspaltung des Praxis-Theorie-Zusammenhanges nicht nur für die Praktische Theologie, sondern auch für die ganze Theologie als geradezu fatal. Vergißt die Theologie an dieser Stelle wiederum ihre ureigenste Versuchung, ihren ständigen Schatten – nämlich den Hang zur Abstraktion, zum Doketismus, zur Körperlosigkeit? Eine Konsequenz jedenfalls, die das klassische Paradigma auf absehbare Zeit immer nach sich zieht, ist die Aufspaltung des Erkenntnisvorgangs, die Abstraktion vom Lebensprozeß und die Entstehung von *„Kopfgeburten"* (G. Grass).

Prof. Dr. Richard Riess

Der Paradigmenwechsel – Prozesse der Wandlung

Der Paradigmenwechsel der neueren Wissenschaften vollzieht sich indessen in einem noch weit umfassenderen Kontext. Das klassische Paradigma – die An-

sammlung, Organisation und Weitergabe von positivistischem Wissen – eignet sich nur noch bedingt dazu, das Leben und Überleben unserer Welt zu sichern. Das Modell des linearen Fortschrittsdenkens und des additiven Zuwachses wird seine Monopolstellung aufgeben müssen, sollen die Menschen der Zukunft – unsere Kinder und Kindeskinder – überhaupt noch Raum und Ressourcen zum Leben finden. Das Grundmuster des zu verändernden Weltbildes wird vielmehr als ein Modell der Rückkoppelung, der Wechselwirkung und des offenen Systems zu beschreiben sein. Die Grundfigur des künftigen Paradigmas ist – mit anderen Worten – nicht die aufwärtsstrebende Linie, sondern das Netzwerk. Wir leben mithin im Übergang zu einer Epoche, in der die weltweit wachsende „*Ökologie des Geistes*" (G. Bateson) ein ganzheitliches, die Ursachen und Folgen des Handelns gleichermaßen umschließendes Weltbild begründet – es sei denn, wir weigern uns, aus der Geschichte der Kriege und Apokalypsen der Vergangenheit und unserer Gegenwart überhaupt noch Lehren für die Zukunft zu ziehen. Die Theologie lebt und wirkt im Kontext der Welt, ihrer jeweiligen Kultur und ihrer Krisen. Es gehört zu ihrer „inkarnatorischen" Aufgabe, sich den Herausforderungen der Zeit kritisch zu stellen und sich konstruktiv auf sie einzulassen. Gewiß. Die wissenschaftliche Theologie hat sich wie die Kirche in unserer Gegenwart den Herausforderungen unserer Zeit in vielfacher Hinsicht zu stellen gesucht – seien es Fragen der sozialen Gerechtigkeit und der Bewahrung der Schöpfung, des Friedens und der Grenzen in Fortschritt und Technologie. Das ist hier nicht weiter zu vertiefen. Für die Praktische Theologie freilich sind wenigstens einige *Prozesse* namhaft zu machen, die etwas von der Auseinandersetzung und der Umsetzung des neuen Paradigmas aufzeigen:

- das Wissen um die *Person* als Instrument von Seelsorge und Predigt, Diakonie und Lehre;
- die Einübung in den Umgang mit dem *Schatten*, dem Konflikt und dem Schmerz;
- das Angebot eines vielseitigen Fächers von *Lernmethoden* und die Begegnung mit schöpferischem Lernen („learning by doing");
- die *Hermeneutik* der menschlichen Sprache, der grundlegenden Symbole in biblischer Überlieferung, Körpererfahrung und Alltagswelt und ein neues Verständnis von Kommunikation;
- der Mut zu einer selbstverantworteten, ganzheitlichen und wandlungsfähigen *Theologie.*

Handlungsfelder – Akzente einer praktisch-theologischen Hermeneutik

So gewiß die Praktische Theologie ihren Ort im Netzwerk von Theologie, Kirche und Gesellschaft zu finden und im fortwährenden Austausch mit anderen Disziplinen zu leben hat, so gewiß braucht sie *eine eigenständige Hermeneutik:* ein begründetes Selbstverständnis von bewußten Motiven und Zielen, schöpferischen Methoden und Arbeitsprozessen. Ein Beispiel für eine praktisch-theologische Hermeneutik ist nicht zuletzt der Anstoß, die sogenannten „Handlungsfelder“ nicht als abgeschlossene Bezirke zu begreifen. Sie stehen vielmehr symbolhaft für Dimensionen des Handelns oder für Perspektiven der Orientierung und der Akzentsetzung im Prospekt der Praktischen Theologie, die allesamt an *vier grundlegenden Voraussetzungen* Anteil haben:

- der Ausrichtung am biblischen Zeugnis,
- der Beziehung zum reformatorischen Bekenntnis,
- der Auseinandersetzung mit Partnerwissenschaften und
- der Herausforderung durch die Fragestellungen in der Gesellschaft und der global verstandenen Welt.

Es geht – mit anderen Worten – um die Überwindung des historischen und segmentalen Wissenschaftsbegriffes und um die Wahrnehmung des dimensionalen oder perspektivischen Denkens. *Vier Beispiele* mögen den Ansatz des perspektivischen Denkens in aller Kürze beleuchten:

1. Die Homiletik – Anwalt des Wortes

Es war vor allem Ernst Lange, der seit den sechziger Jahren einen weiten Wirkungs- und Problemhorizont für die Homiletik eröffnet hat. Mit seiner Sicht vom „homiletischen Akt“ und der „homiletischen Situation“, von der „homiletischen Großwetterlage“ und dem Prediger als „Anwalt des Hörers und der biblischen Überlieferung“ hat er der neueren Homiletik entscheidende Anregungen geschenkt, die bis heute in vielen Facetten fortwirken. Mit der Entdeckung von so elementaren Themen wie der Person des Predigers/der Predigerin, der Person des Hörers/der Hörerin sowie des schöpferischen Predigtprozesses und vielem mehr hat sich die Homiletik in eine Richtung zu öffnen begonnen, in der sich eine ganze Reihe von empirisch – kommunikativ – prozeßhaft orientierten Ansätzen entfalten:

- die Weiterentwicklung alternativer Bibelauslegung,
- die Wiederentdeckung der Rhetorik,
- die Wahrnehmung von elementaren Verstehensprozessen (etwa im Bereich der Rezeptionsästhetik oder der Kommunikationstheorie) oder
- die Weisheit von Bild und Metapher, Symbol und Mythos (vermittelt etwa durch Tiefenpsychologie und Mythosforschung).

Solche Anzeichen weisen uns nicht nur darauf hin, daß sich das binnentheologische Spektrum der neueren Homiletik beträchtlich erweitert hat. Sie führen uns auch vor Augen, wie produktiv die Auseinandersetzung der Praktischen Theologie mit den Anstößen zeitgenössischer Kultur und Wissenschaft sein kann. Vor diesem Hintergrund wird schließlich auch deutlich, wie sehr die Homiletik die Achtsamkeit für das Wort mit anderen Wissenschaften teilt: die Achtsamkeit für seine Botschaft und seine Über-setzung, seine Bedeutung und seine Gefährdung. Mehr noch. Es wird auch deutlich, in welch umfassender Weise die Homiletik zu einem Anwalt des Wortes, seiner weitergehenden Verheißung und seines schöpferischen Wirkens wird.

2. Die Religionspädagogik – Dimension des Lernens

Die Religionspädagogik hat es bei der Realisierung ihres Selbstverständnisses und ihrer Zielsetzung stets mit Lernprozessen zu tun. Mehr noch. Sie steht selbst für den Prozeß und für die Perspektive des Lernens, weil Leben und weil Glauben ein stetes Lernen sind: Erwartung des Neuen und Erfahrung des Neuwerdens. Es gehört zum Schönsten am Proprium der Religionspädagogik, diese Perspektive für die gesamte Theologie auf ihre eigene Weise und unverdrossen in Erinnerung zu rufen. So hat sich denn auch im Anschluß an die sogenannte anthropologische oder empirische Wende der sechziger und siebziger Jahre eine Vielfalt an Öffnungen und Veränderungen aufgetan:

- die Weiterführung der Theorien vom verkündigenden, hermeneutischen, problemorientierten und therapeutischen Religionsunterricht zu vieldimensionalen und mehrperspektivischen Konzepten;
- die Erweiterung der Religionspädagogik vom schulischen Religionsunterricht auf vor- und außerschulische Felder – in Richtung von Elementarerziehung und religiöse Sozialisation, Erwachsenenbildung und Gemeindepädagogik;
- die Einbettung der Religionspädagogik in das Netzwerk von theologischer,

gesellschaftspolitischer und pädagogischer Verantwortung, von christlicher Erziehung als Begleitung und Befähigung zu Selbstvergewisserung, ethischem Bewußtsein und Freiheitserfahrung.

3. Die Liturgik – Repräsentanz des Wunders

Auch die Liturgik befindet sich seit geraumer Zeit im Umbruch. Hatte sich die traditionelle Liturgik noch vornehmlich der Geschichte, der Ordnung und der Gestaltung von Liturgie und Gottesdienst gewidmet, so wird nun das Grundverständnis von Liturgie und Gottesdienst selbst zum Thema. Wesentliche Anstöße für diese Entwicklung kamen insbesondere durch die Entdeckung von Fest und Feier, die Nachwirkungen von Kirchentagen und experimentellen Gottesdiensten und die Inspiration von geistlichen Zentren wie Taizé, Chevetogne und anderen. So entstand eine tiefe Ahnung vom Gottesdienst als „Feier des Lebens“ und als Ort für „Poesie ohne Zwecke“ (F. Steffensky). Das *Spektrum* der neueren Liturgik umfaßt freilich noch eine ganze Spannweite unterschiedlichster Veränderungen:

- ein wachsendes Verständnis für die Grundelemente „Symbol und Ritual“ in der Vernetzung von Kultur, Alltagsverhalten und Krisenbewältigung;
- eine wachsende Einsicht in den therapeutischen Prozeßcharakter und die Entlastungsfunktion von Gottesdiensten, wie sie uns die Kommunikationstheorie, die Tiefenpsychologie und die Kulturwissenschaften vor Augen führen;
- die Entdeckung des geistlich-kulturellen Netzwerkes, in das der Gottesdienst eingebettet ist: eine Sensibilität für die Sprache der Musik, der Architektur, des Kirchenjahres und der kirchlichen Kunst.

Die Liturgik unserer Zeit hat eine Weite erreicht, die sie vor allzu enger Konzentration auf das „Kultische“ bewahrt und dennoch den vorrangigen Wert des Kultischen nicht verkennt. So entsteht ein Wechselspiel zwischen Weite und Konzentration, zwischen äußerster Welterfahrung und innerster Glaubensvergewisserung. Die Liturgik kann mit dieser Sicht von der „Feier des Lebens“ das Wunder in die Mitte rücken, das der Gottesdienst für die Menschen repräsentiert: das Wunder des gelebten, des versöhnten und des zugesagten Lebens. Der Gottesdienst wird – ob wissend oder unwissend – zu einem Ort der Hoffnung in der Welt, die oftmals eher die Wirklichkeit der Verdammnis kennt.

4. Die Poimenik – Perspektive von der Botschaft des Evangeliums in der Sprache der zwischenmenschlichen Beziehung

Näher betrachtet repräsentiert die neuere Poimenik schon relativ frühzeitig den Paradigmenwechsel der Praktischen Theologie – nicht zuletzt dank der Seelsorgebewegung der sechziger und siebziger Jahre und dank der ökumenisch und international orientierten Pastoralpsychologie. Schon das Selbstverständnis der therapeutischen oder partnerzentrierten Seelsorge signalisiert jene grundlegende Wandlung, die sich vielerorts in der Seelsorgepraxis wie in der Seelsorgetheorie vollzogen hat. Das läßt sich erneut und exemplarisch an einigen Perspektiven erkennen:

- der Entfaltung und Erprobung von verschiedensten Praxisfeldern, wie zum Beispiel der beratenden Seelsorge, der Kasualbegleitung, der Gruppenarbeit, der Psychiatrie, der Seelsorge an Sterbenden oder der klinischen Seelsorgeausbildung;
- der Bearbeitung und Klärung von elementaren Themen wie etwa Selbstwahrnehmung, Beziehungsfähigkeit, Familiendynamik, Gottesbild oder Sprachkompetenz;
- der geistlichen und theologischen Verankerung der Seelsorgetheorie im Selbstverständnis, in der Geschichte und in der Verantwortung der Kirche.

Neues Paradigma – Perspektiven des Neuen

Ein Paradigmenwechsel führt allewege zu neuen Perspektiven. So lassen sich in der Praktischen Theologie die klassischen Felder nicht länger als abgezirkelter Fächerkanon verstehen: Homiletik und Religionspädagogik, Liturgik und Poimenik erscheinen wie elementare Perspektiven, die sich schließlich auch auf das Ganze der Theologie auswirken. Denn immer wieder zeigen sich bei dieser Deutung auch die Spuren des Neuen, die im Zuge des Paradigmenwechsels auftauchen. So ergibt sich schließlich ein Spektrum von grundlegenden Perspektiven:

1. Die Perspektive *„Spiritualität“:* ein wachsendes Bewußtsein um den Zusammenhang von Lebenspraxis, Theoriebildung und Religiosität.
2. Die Perspektive *„Struktur“:* ein angesichts der säkularen Gesellschaft neuerwachendes Bewußtsein um den Zusammenhang von kirchlichem Handeln, sozialer Struktur und kulturellem Kontext.
3. Die Perspektive *„Empirie“:* ein beginnendes Bewußtsein um den Zusam-

menhang und die Wechselwirkung von der Wahrnehmung empirischer Wirklichkeit und ihrer wissenschaftlichen Erschließung.

4. Die Perspektive *„Theorie“:* ein neu zu bestimmendes Bewußtsein um den Zusammenhang von Praxis und Theorie und um den spezifischen Beitrag der Theoriebildung als ideologie- und institutionskritische Begleitung des kirchlichen Handelns.
5. Die Perspektive *„Biographie“:* ein vertieftes Bewußtsein um den Zusammenhang des kirchlichen Handelns mit dem Lebensganzen des Menschen, um die einzigartige Geschichte und so gewordene Lebensgestalt.
6. Die Perspektive *„Pastoralethik“:* ein aktuelles Bewußtsein um den Zusammenhang von kirchlichem Handeln und ethischer Reflexion, Aufklärung und Öffnung für medizinische und psychosoziale, ökologische und globale Probleme.
7. Die Perspektive *„Ästhetik“:* ein zeitübergreifendes und zunehmendes Bewußtsein um den Zusammenhang zwischen der Artikulation von Wirklichkeit und ihrer Wahrnehmung, Aufnahme und Gestaltung in Theologie und Kirche. Es handelt sich um eine neuerwachte Sensibilität für die Sprachformen des Werdens in Erinnerung, Schmerz oder Traum und für die Ausdruckskraft des Gewordenen in Wort, Bild oder Klang – wo immer sie auch anzutreffen sind: im Raum der Natur, in der Welt der Kultur oder im laufenden Spiel des Lebensprozesses. So treten aufs neue ästhetische Bereiche ins Blickfeld, die durch die Zeiten für Theologie und Kirche von unschätzbarer Bedeutung gewesen sind: Lyrik, bildende Kunst und Musik, Architektur, Schauspiel und Malerei – poetische Sprachformen sozusagen, die – auch darin dem Wort verbündet – auf je eigene Weise auszudrücken vermögen, wie sehr gerade der Glaube an den menschgewordenen Gott eine neue Wahrnehmung und Achtsamkeit für die Wahrheit der Schöpfung, das Wunder des Heils und die Wirklichkeit des neuen Lebens schenken kann.

II. Zum Lehrangebot der Praktischen Theologie an der Augustana-Hochschule

Der empirisch-induktive Ansatz, der die bisherigen Ausführungen bestimmt hat, wird auch an der Augustana-Hochschule – so gut es geht – praktiziert. Seinen besonderen Akzent erhält er hier durch ein *Netzwerk* an Praktika und Übungen, Pro- und Hauptseminaren, Vorlesungen und Repetitorien, die vom Lehrstuhlinhaber, von der wissenschaftlichen Assistentin (Frau Pfarrerin Annette Lechner-Schmidt, ab WS 1997/98 Frau Pfarrerin Lieselotte Lindner) und nicht zuletzt

von einer Reihe von praxis- und theorieerprobten Lehrbeauftragten verantwortet werden. Weithin fachliche Anerkennung und persönliche Wertschätzung fanden und finden in diesem Zusammenhang beispielsweise Prof. Dr. Karl Foitzik, Pfarrer und Dipl. Pädagoge (Religions- und Gemeindepädagogik), Privatdozent Pfarrer Dr. theol. habil. Herbert Lindner (Gemeinde- und Kirchentheorie), Konzert- und Opernsängerin Renate Kaschmieder-Wankelmuth (Liturgisches Singen und Stimmbildung), Pfarrer Dr. phil. Hans-Joachim Petsch, Diplom-Pädagoge (Erwachsenenbildung), Kirchenverwaltungsdirektor Dr. jur. Reinhard Rusam (Kirchenrecht; sein Nachfolger ab WS 1997/98: Kirchenverwaltungsdirektor Dr. jur. Hans-Peter Hübner), Direktor i.R. Manfred Schlepp (pädagogische Didaktik) und Rektor Pfarrer Hermann Schoenauer (Diakoniewissenschaft). Ohne dieses verzweigte Netzwerk an Lehrveranstaltungen und ohne die Mitarbeit dieser vielseitig erfahrenen Lehrbeauftragten wäre eine verantwortliche Wahrnehmung der Praktischen Theologie an der Augustana-Hochschule wohl kaum denkbar.

Der Lehrstuhlinhaber selbst setzt seine *Akzente* besonders in den Bereichen Seelsorge und Pastoralpsychologie, Homiletik und Liturgik. Vorlesungen, Übungen und Repetitionen in diesen Bereichen dienen vor allem dem Ziel, praxisnahes Basiswissen in elementaren Zusammenhängen wie *Motivation und Identität, Kommunikation und Hermeneutik, soziale Struktur und methodische Praxis, Spiritualität und Kirche in der säkularen Welt und dergleichen mehr* zu vermitteln und zu vertiefen. Einen besonderen Schwerpunkt bilden unter den praktisch-theologischen Lehrveranstaltungen schließlich die ausgesprochen intensiven *Seminare,* die einen effektiven Lernprozeß in elementaren Berufs- und Lebensbereichen ermöglichen: nämlich die Befähigung fördern zu Einfühlung und Gespräch, zu authentischem Verhalten und adäquater Sprache in öffentlicher Verkündigung. In meiner nahezu zwanzigjährigen Tätigkeit an der Augustana-Hochschule haben sich vor allem *drei Typen von Praktisch-Theologischen Hauptseminaren* bewährt:

- *das Klinisch-Pastoralpsychologische Seminar:*
  Es ist geradezu ein Paradefall personorientierten Lernens. Mit seiner kontinuierlichen Erfahrung in einem konkreten Umfeld (dem Krankenhaus), seiner Methodenvielfalt (Pflegepraktikum, Besuch und Verantwortung auf Station, Gesprächsanalyse, Selbsterfahrung in der Gruppe, theologische und medizinische Theorieeinheiten, Exkursionen, Supervision und dergleichen) sowie seiner theologischen Verarbeitung und spirituellen Vertiefung hat das Seminar eine nachhaltige und produktive Wirkung auf die ganze Person;

- *das Praktisch-Theologische Seminar:*
  Es hat zum Ziel, wesentliche gesellschaftliche, wissenschaftliche und kirchliche Zusammenhänge im interdisziplinären Zusammenspiel zu erarbeiten und sie für praktisch-theologische wie human- und sozialwissenschaftliche Zugänge zu öffnen. Zu erinnern ist hier etwa an Zusammenhänge wie „Tiefenpsychologie und Theologie“, „Seelsorgerliche Grundmuster in der Geschichte der Kirche“, „Theologische Perspektiven der Psychosomatik“, „Spiritualität in der säkularen Welt“ und dergleichen mehr;

- *das Homiletich-Liturgische Seminar:*
  Auch diese Lehrveranstaltung ist ein intensives Modell personorientierten Lernens – allerdings mit anderer Ausrichtung als das Klinisch-pastoralpsychologische Seminar. Es soll die Studierenden befähigen, mit anderen zusammen den Weg von der Betrachtung eines biblischen Textes bis zur Formulierung der ersten Predigt und zur Feier und eigenständigen Gestaltung eines realen Gottesdienstes zu gehen. Diesem Ziel dient eine Reihe von methodischen Schritten: Mitgestaltung des Plenums mit Prozeßelementen aus Homiletik und Liturgik, Ästhetik und Selbsterfahrung – Mitarbeit bei Workshops in Gestalttherapie, Erzähltechnik, Körpersprache, Rhetorik, bildnerischem Gestalten von Symbolen, Kirchenmusik, Schreibwerkstoff, Kirchenbau – kontinuierliche Zusammenarbeit in einer persönlichen Begleitgruppe („support group“) zur Einübung von Austausch und angstfreier Kooperation – persönliche Begleitung durch die Seminarleiter in sieben Schritten – Besuch von mindestens zwölf Gottesdiensten in verschiedenartigen Gemeinden (Dorf, Kleinstadt, mittlere Stadt, Großstadt) mit ausführlichen Nachgesprächen (Aufbau einer „Lernspirale“) – selbständige Gestaltung eines Gottesdienstes in einer realen Gemeinde (authentische Erfahrung versus Simulation) und potentialorientierte Nacharbeit (Einübung einer „Kultur der Kritik“) – Vorlage einer Homiletischen Arbeit mit verschiedensten Facetten. Gäste von außen wie Maler, Architekten, Meditationsexperten, Kirchenmusiker und ähnliche Fachleute sowie Exkursionen nach außen (Innenstadtkirchen, kirchliche Zentren und dergleichen) begleiten und unterstützen diesen komplexen Lernprozeß, der im Regelfall zum Gelingen einer grundlegenden Erfahrung und zur Entdeckung eines nach wie vor fundamentalen Handlungsfeldes führt. Analoge Prozesse mit personorientierter und fachbezogener Ausrichtung finden sich auch in den anderen Lehrveranstaltungen der Praktischen Theologie, insbesondere im Bereich der Religionspädagogischen Seminare und des Praktisch-Theologischen Proseminars. So ergibt sich das Bild von einem durchgängigen Prozeß des praktisch-

theologischen Studiums an der Augustana-Hochschule: mit Lehrveranstaltungen, die sozusagen examensrelevant sind, und mit Lehrveranstaltungen, die sich auf lange Sicht empfehlen (s. dazu das Schaubild „Lehrangebot“, S. 229).
Die Praktische Theologie an der Augustana-Hochschule sucht – so gesehen – einen eigenständigen Beitrag zur wissenschaftlichen und beruflichen Ausbildung von Theologinnen und Theologen zu leisten. Sie weiß sich freilich in gleicher Weise der wissenschaftlichen Forschung und der beruflichen Fortbildung verpflichtet. Zu diesem Zweck bestehen schon seit längerer Zeit an der Augustana-Hochschule sowohl eine *Praktisch-Theologische Sozietät* (mit etwa 60 Mitgliedern) sowie ein *Praktisch-Theologischer Doktoranden und Habilitandenkreis* (mit etwa 15 Mitgliedern). Wissenschaftliche Arbeiten zu Themenbereichen wie Logotherapie, Kirchenleitung, Frankfurter Schule, Krankenhaus, Bibelarbeit, Fundamentalismus, Gerontologie, Unbewußtes, Spiritualität liegen bereits vor, weitere Arbeiten zu Themenbereichen wie Seelsorge im Kontext Afrikas, Scheidung, Einsamkeit, Trauerprozeß, Kinderseelsorge, Burn-Out, Kirchenlied, Gottesdienst, Erziehung, Identität und anderem werden schrittweise folgen.

III. Zur Person des derzeitigen Praktischen Theologen an der Augustana-Hochschule

Prof. Dr. theol. Dipl.-Psych. Richard Riess, geboren 1937, Studium der Theologie und Diakoniewissenschaft in Neuendettelsau, Heidelberg, Erlangen und Neuendettelsau; Pastoralpsychologische Weiterbildung und Klinische Seelsorgeausbildung in Chicago und Boston (Klinischer Supervisor); Psychoanalyse und Studium der Psychologie in Erlangen (Dipl.-Psych.); Praxis in den Handlungsfeldern Gemeinde (München), Universität (Theol. Fakultät Erlangen), Klinik (Univ. Klinikum Frankfurt/M.) Vikarsausbildung (Predigerseminar Friedberg), Pfarrerfortbildung (Pastoralkolleg Neuendettelsau), Theologische Ausbildung (Augustana-Hochschule) u.a.m.; Mitglied der Landessynode der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, von Fachverbänden, Ausschüssen und Gremien; Initiator des „Medizin-Theologie-Symposions“ in Bayern (zusammen mit Prof. Dr. Walter M. Gallmeier, Klinikum Nürnberg); Autor und Herausgeber verschiedenster Publikationen in der Praktischen Theologie und darüber hinaus; Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Pastoralpsychologie und Seelsorge, Liturgik und Homiletik, Human- und Sozialwissenschaften (insbesondere Medizin, Psychoanalyse, Kommunikationstheorie), Literatur, Hermeneutik, Ästhetik.

Richard Riess

Lehrangebot Praktische Theologie

Erforderlich (24)

Hauptseminar	Homiletik/ Liturgik 6		Religions-pädagogik 4
Vorlesung	Homiletik/ Liturgik 4	Poimenik/ Pastoraltheologie 4	Religionspäd./ Erwachsenenb. 4
Proseminar	Praktisch-Theologisches Proseminar 2		

Wünschenswert

(1)	Klin.-Past. Hauptsem.	6	(7)	Religions-/Kirchensoz.	2
(2)	Prakt. Theol. Rep.	2	(8)	Tiefenpsych./Päd. Psych.	2
(3)	Gemeindeaufbau	2	(9)	Kirchliche Publizistik	2
(4)	Diakoniewissenschaft	2	(10)	Kirchliche Kunst	2
(5)	Spracherziehung	2	(11)	Literatur	2
(6)	Liturgisches Singen	2	(12)	Kirchenrecht	2

Theologische Frauenforschung/ Feministische Theologie

Ab 1. Oktober 1997 werde ich an der Augustana Hochschule in Neuendettelsau als Dozentin für Theologische Frauenforschung/Feministische Theologie lehren und forschen. Ich freue mich auf diese Arbeit und bin allen dankbar, die zur Enstehung dieser Dozentur beigetragen haben. Da diese Dozentur die erste und bisher einzige ihrer Art in Deutschland ist[1], möchte ich zunächst von ihrer Entstehung berichten. Unter dem Stichwort Konzeption werde ich anschließend mein Verständnis von Theologischer Frauenforschung/Feministischer Theologie und der Dozentur darlegen, um anschließend meine Forschungsschwerpunkte und Vorhaben in der Lehre auszuführen.

Entstehung

1989 gründete sich in Bayern ein Arbeitskreis „Institutionalisierung theologischer Frauenforschung/feministisch-theologischer Forschung und Lehre an den Evangelisch-Theologischen Fakultäten in Bayern“. Er wurde getragen von der Evangelischen Akademie Tutzing, dem Arbeitsbereich Frauen in der Kirche, Frauenbeauftragten der Evangelisch-Theologischen Fakultäten, Studentinnen und Wissenschaftlerinnen.[2] Intendiert war, feministisch-theologische Forschung auf einer Ebene zu institutionalisieren, die Kontinuität und Qualifizierung garantierte. Um hierfür eine Konzeption zu entwickeln, wurde 1991 eine Konsultation durchgeführt, und es fanden Gespräche mit Professoren der Fakultäten

---

1 Am Fachbereich Ev.Theologie der Humboldt-Universität in Berlin ist eine Professur für Theologische Frauenforschung/Feministische Theologie eingerichtet worden. Allerdings wird sie derzeit nur semesterweise als Gastprofessur vergeben.

2 Folgende Frauen gehörten dem Arbeitskreis an: Christine Gerber (ehemalige Frauenbeauftragte der Evang.-Luth. Fakultät der Universität München), Barbara Hauck (Pfarrerin, ehemalige Frauenbauftragte der Evang.-Luth. Fakultät der Universität Erlangen), Beate Hofmann-Strauch (Pfarrerin), Jutta Höcht-Stöhr (Studierendenpfarrerin, München), Christiane Karrer (Pfarrerin), Bärbel Mayer-Schärtel (Pfarrerin, ehemalige Assistentin an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau), Uta Pohl (Frauenbeauftragte der Evang.-Luth. Fakultät der Universität München), Dr. Brigitte Probst (Arbeitsbereich Frauen in der Kirche, Theologische Referentin), Bärbel Schieder (Pfarrerin, ehemalige Studierendenpfarrerin an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau, Frauenbeauftragte), Petra Seegets-Paege (ehemalige Frauenbeauftragte der Evang.-Luth. Fakultät der Universität Erlangen), sowie zeitweise stud. theol. Silvia Jühne, Iris Kircher, Marita Hübner, Christine Stradtner.

Erlangen und München und der Augustana-Hochschule statt. Im Frühjahr 1993 wurden mehrere Anträge auf Errichtung eines „Lehrstuhls für Theologische Frauenforschung an der Augustana-Hochschule“ an die bayerische Landessynode gestellt.[3] Die Synode beschloß, daß ein „Lehrstuhl für Theologische Frauenforschung“ an einer der bayerischen Fakultäten oder der Augustana-Hochschule errichtet werden solle, und bat den Landeskirchenrat, Verhandlungen zur Realisierung mit dem zuständigen Staatsministerium und mit den theologischen Fakultäten bzw. der Augustana-Hochschule zu führen. Ein weiterer Beschluß der Landessynode vom Frühjahr 1994 sah vor, für den Fall, daß eine staatliche Finanzierung an einer Universitätsfakultät nicht zu erreichen ist, die Errichtung des Lehrstuhls an der Augustana-Hochschule zu prüfen.[4] Auf der Synode im November 1994 wurden diese Beschlüsse dahingehend modifiziert, eine zeitlich begrenzte C2-Förderprofessur für junge Professorinnen für die Dauer von 6 Jahren entsprechend den finanziellen Möglichkeiten zu errichten. Der Hochschulrat der Augustana-Hochschule beschloß in seiner Sitzung am 14.07.1995 einstimmig, diese „Professur für Theologische Frauenforschung/ Feministische Theologie“ an der Augustana-Hochschule zu etablieren. Um auch Frauen ohne Habilitation die Möglichkeit zu geben, sich auf diese Stelle zu bewerben und sich zu qualifizieren, wurde im Mai 1996 schließlich an der Augustana-Hochschule die Dozentur für Theologische Frauenforschung/Feministische Theologie (C1, C2) ausgeschrieben, auf die ich im Frühjahr 1997 berufen wurde.

Konzeption

In meinem Verständnis von Theologischer Frauenforschung/Feministischer Theologie kann ich mich weitgehend den Ergebnissen der EKD-Kommission „Förderung theologischer Frauenforschung“ anschließen. In ihrem Bericht werden aufgrund neuerer Diskussionen die Begriffe „Theologische Frauenforschung/

---

3 Dieser Antrag wurde gestellt vom Arbeitskreis „Institutionalisierung“ bzw. dem Arbeitsbereich Frauen in der Kirche, vom bayerischen Theologinnenkonvent und von der Studierendenschaft der Augustana-Hochschule. Diese Anträge wurden unterstützt von der Pfarrerkommission, dem Pfarrerinnen- und Pfarrerverein der Evang.-Luth. Kirche in Bayern und vom Hochschulrat der Augustana-Hochschule.

4 Die Diskussion für den Lehrstuhl auf der Synode wurde maßgblich von Prof. Dr. J. Track geführt. Die Informationen für die Geschichte der Dozentur bis 1994 habe ich dem Beitrag von Jutta Höcht-Stöhr, Zeitlicher Überblick (in: Brigitte Probst [Hg.], Dokumentation der Verhandlungen innerhalb der Ev.-Luth. Kirche in Bayern 1989–1994 zur Institutionalisierung Theologischer Frauenforschung, 5f) entnommen.

Feministische Theologie“ durch „Gender Studies“ ergänzt, um anschließend die jeweils damit verbundenen unterschiedlichen Akzente darzulegen: „Der Begriff der Frauenforschung erinnert an die Notwendigkeit, die verdrängte und ignorierte Geschichte und Kultur von Frauen zu erforschen, der Begriff der Geschlechterforschung macht die Frage als Frage einer Interdependenz zwischen den Geschlechtern deutlich, und der Begriff der feministischen Forschung hält fest, daß es um die Revision und Korrektur der historischen Asymmetrie in den Geschlechterverhältnissen geht …

Theologische Frauenforschung, Feministische Theologie und Gender Studies

1. sind Forschung *über Frauen*, deren Erfahrungen, Motivationen und Lebenssituationen in der Geschichte der Kirche und der von ihr mitgeprägten Gesellschaft;
2. sind Forschung *aus der Sicht von Frauen*, insofern darin ihre historisch geprägten Perspektiven auf und Zugehnsweisen zu Themen des Glaubens und der Theologie zum Ausdruck kommen;
3. untersuchen, inwieweit die gesellschaftlichen *Konstruktionen der Geschlechter* Theologie und Kirche auf der Symbolebene, der strukturalen Ebene und der Ebene der Individualität beinflußt haben, und umgekehrt: inwieweit Theologie und Kirche die gesellschaftlichen Konstruktionen der Geschlechter geprägt, legitimiert, kritisiert oder verändert haben;
4. implizieren *Wissenschaftskritik*. Darin haben sie teil an der neueren Wissenschaftssoziologie, die Wissenschaft konsequent als ‚gesellschaftliche Tätigkeit‘ begreift. Sie verweisen insbesondere auf die Perspektivität und Kontextualität jeglichen Erkenntnisprozesses und decken die Androzentrik bisheriger Themenbestimmung und Theoriebildung auf. Sie setzen dagegen eine bewußte Forschungstätigkeit zur Überwindung androzentrischen Denkens und patriarchaler Strukturen;
5. sind im *Kontext der Frauenbewegung* entstanden. Die Wechselwirkung von Forschung und sozialer Bewegung gehört zu ihren konstitutiven Merkmalen. Dementsprechend suchen sie nach Methoden und Arbeitsformen, die den Zusammenhang von Lebenswelt und Wissenschaft, subjektiver Befindlichkeit und Theoriebildung reflektieren.“[5]

---

[5] Abschlußbericht der EKD-Kommission „Förderung theologischer Frauenforschung“, 8f.

Auch wenn ich mich in meinen bisherigen Arbeiten in erster Linie einem feministischen Ansatz verbunden fühlte, halte ich die Aspekte der anderen Forschungsansätze für gleichbedeutend.

Theologische Frauenforschung/Feministische Theologie und Gender Studies sollten in allen theologischen Fächern berücksichtigt werden. Doch ist es bei der gegenwärtigen Ausdifferenzierung nicht mehr möglich, alle Diskurse zu Theologischer Frauenforschung/Feministischer Theologie und Gender Studies zu überblicken und gleichzeitig im Gespräch mit der jeweiligen Fachdisziplin zu stehen. Deshalb ist es sachgemäß, daß die Dozentin für Theologische Frauenforschung/ Feministische Theologie schwerpunktmäßig in einer theologischen Disziplin arbeitet. Für mich ist dies das Alte Testament, das Fach, in dem ich mich durch eine Dissertation und fast fünfjährige Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei Prof. Dr. Willy Schottroff qualifiziert habe. Da Praxisbezug und Interdisziplinarität von Anfang an zu den Anliegen Feministischer Theologie gehören, ich mich in den vergangenen zwanzig Jahren feministisch-theologischer Arbeit u.a. als Gemeindepfarrerin und Studienleiterin am Anna-Paulsen-Haus, dem Frauenstudien- und Bildungszentrum der EKD auch mit systematischen, ethischen, praktisch-theologischen und ökumenischen Fragestellungen beschäftigt habe und zudem von seiten der Augustana-Hochschule der Wunsch an mich herangetragen wurde, feministisch-theologische Fragestellungen über das Alte Testament hinaus zu berücksichtigen, werden Themen aus anderen theologischen Disziplinen von mir v.a. in der Lehre aufgenommen werden. Dabei werde ich mich in erster Linie auf den jeweiligen feministischen Diskurs beziehen.

Dr. Renate Jost (rechts)

Von meinen bisherigen Forschungsprojekten möchte ich auf drei näher eingehen. Das Buch „Freundin in der Fremde. Rut und Noomi“ (Stuttgart 1992), ist aus Lehrveranstaltungen in Marburg und Frankfurt entstanden. Dort habe ich versucht, den Ertrag der gemeinsamen Diskussionen für ein breites Publikum allgemeinverständlich darzulegen. Der Band „Feministische Hermeneutik und Erstes Testament“ (Stuttgart 1994) dokumentiert den damaligen Stand des Forschungsprojektes Hedwig Jahnow, in dem ich seit 1990 mitarbeite, zur feministischen Hermeneutik hebräischer Bibeltexte.

Meine Dissertation „Frauen, Männer und die Himmelskönigin“ (Gütersloh 1995) ist aus der vor allem in den achtziger Jahren virulenten Diskussion um die Göttin entstanden. In ihr bestimme ich zunächst die Himmelskönigin als eine Verbindung von Aschera Astarte und Ischtar und gehe der Rolle nach, die Frauen in den Kulten dieser Göttinen spielen, um dann nach der Funktion der Himmelskönigin innerhalb der Religion der israelitischen Königszeit zu fragen. Dabei ist es mir wichtig, die genaue Lebenssituation der Frauen zu erheben, aus der heraus die Verehrung der Himmelskönigin verständlich wird, um dann der Frage nachzugehen, ob es sich bei der Himmelskönigin um einen Familienkult oder gar um einen reinen Frauenkult handelte. Mein Ergebnis ist, daß zwar Frauen bei bestimmten Praktiken des Kultes eine besondere Rolle spielen, daß die Himmelskönigin aber von Frauen und Männern gleichermaßen verehrt wurde und für alle Bereiche des Lebens zuständig war. Abschließend versuche ich meine Ergebnisse für die Diskussion um die Göttin auszuwerten.

Mein derzeitiges Forschungs- und Habilitationsprojekt ist das Richterbuch. Da dort eine auffallende Anzahl von Frauen erwähnt werden, gibt es schon seit vielen Jahren feministische Forschungen in erster Linie von englischsprachigen und niederländischen Exegetinnen.Unter Berücksichtung dieser vor allem literaturwissenschaftlichen Forschungen und historischen Untersuchungen zum Richterbuch geht es mir darum, das Bild von Frauen- und Männerleben, ihres Verhältnisses zueinander sowie zu den im Richterbuch dargestellten und kritisierten Gesellschafsformen zu erheben. Darüber hinaus frage ich danach, inwiefern sich aus der Darstellung des Geschlechterverhältnisses und der Beziehungen von Frauen und Männern zu Gott Ansätze einer biblischen Anthropolgie und Theologie entwickeln lassen.

Als „group of responsibility“ habe ich für meine Forschungen nicht nur Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Blick, sondern auch Frauen und Männer, die sich für eine gerechte Kirche und Gesellschaft engagieren, sich

durch biblische Texte inspirieren lassen und durch sie Kraft für ihr Leben und ihr Engagement holen.

Lehre

Seit 1986 habe ich feministisch-theologische Lehraufträge in Darmstadt, Marburg Berlin und Frankfurt schwerpunktmäßig im Fach Altes Testament wahrgenommen. Da für mich Forschung immer auch im Gespräch mit anderen geschieht, möchte ich in den kommenden Semestern Themen anbieten, die im Zusammenhang mit meinem Forschungsschwerpunkt, dem Geschlechterverhältnis im Richterbuch, stehen und die es gleichzeitig ermöglichen, feministische Exegese kennenzulernen und sich mit ihr auseinanderzusetzen. Dabei ist es mir wichtig, daß die Studierenden ihre eigenen Erfahrungen, Interessen, Fähigkeiten und Kenntnisse einbringen.

War es 1986 noch möglich, eine „Einführung in die Feministische Theologie“ anzubieten, so sind die Forschungen allein im deutschsprachigen Raum inzwischen so ausdifferenziert, daß mir eine allgemeine Einführung heute nicht mehr sinnvoll erscheint. Deshalb werde ich mich auf einzelne Fragestellungen oder Themenschwerpunkte wie „Christologie“ oder „Feministische Impulse für den Gottesdienst“ beschränken. Anstöße und Ergebnisse meiner Arbeit als Studienleiterin im Anna-Paulsen-Haus werden in diese Arbeit einfließen.

Für die Zukunft kann ich mir gut eine fortlaufende Übung vorstellen, in der Arbeiten Theologischer Frauenforschung/Feministischer Theologie besprochen werden.

Zur Person der Inhaberin der Dozentur

- Dr. Renate Jost, geboren 6.5.1955 in Darmstadt, Studium der Theologie in Bethel, Göttingen und Marburg; Master of Sacred Theology (STM) am Union Theological Seminary, New York, Pfarrerin in der Jakobsgemeinde, Frankfurt, Gründungsmitglied der Europäischen Gesellschaft für Theologische Forschung von Frauen (ESWTR)
- Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Evangelische Theologie der J.W. Goethe Universität, Frankfurt, Promotion zur Dr. theol. mit einer alttestamentlichen Arbeit zum Thema „Frauen, Männer und die Himmelskönigin“, Frauenbeauftragte des Fachbereichs, Mitinitiatorin der Ringvorlesung Feministische Theologie, Mitarbeit im Forschungsprojekt Hedwig Jahnow.

– Studienleiterin am Anna-Paulsen-Haus, dem Frauenstudien- und -bildungszentrum der EKD in Gelnhausen, Lehrbeauftragte für Altes Testament an der J.W. Goethe Universität, Frankfurt, Feministisch-theologische Lehrbeauftragte in Darmstadt, Marburg, Berlin, Kontaktfrau der deutschen Sektion der ESWTR, zahlreiche Veröffentlichungen zur feministischen Theologie, v.a. der Exegese des Alten Testaments.

Renate Jost

ANHANG

Daten und Fakten auf einen Blick

1. Oktober 1945	Das Pastoralkolleg wird eröffnet
April u. Okt. 1946	Zwei Kurse für Theologiestudenten am Pastoralkolleg
Dezember 1946	Ankunft der aus der Kriegsgefangenschaft in Rimini entlassenen Theologiestudenten
1. Februar 1947	Die Studienfakultät des Pastoralkollegs nimmt ihren Betrieb auf
7. Mai 1947	die Landessynode errichtet per Gesetz die Augustana-Hochschule Neuendettelsau-Heilsbronn
10. Dezember 1947	Die Hochschule wird offiziell eröffnet
Mai 1949	Die Hochschule dehnt sich auf das Gelände der ehemaligen Muna aus
1952	Die Klosterabtei Heilsbronn wird von der Hochschule nicht mehr genutzt
26. Juni 1953	Eine neue Ordnung der Studentenschaft präzisiert deren Mitwirkung am Hochschulleben
Sommer 1954	Der erste Feriensprachkurs in Latein wird gehalten
2. November 1954	Die ersten Studentinnen werden immatrikuliert
2. November 1956	Das Meiserhaus wird eingeweiht
26. April 1960	Der 1000. Student wird immatrikuliert
April 1961	Der große Hörsaal im erweiterten Kollegienhaus und ein Umbau für Studentinnen (Georg-Merz-Haus) werden fertiggestellt
WS 1965/66	Die obligatorische Studienberatung wird eingeführt
November 1966	Die Kapelle wird eingeweiht
Januar 1969	Eine Kolloquiumsordnung wird geschaffen und praktiziert
November 1969	Eine Satzungsänderung eröffnet die Möglichkeit, eine erweiterte studentische Mitbestimmung im Rahmen eines Conciliums zu erproben
WS 1971/72	Das Wechselrektorat wird eingeführt und die Conciliumsordnung rechtskräftig
1972	Das Pfarrseminar für Spätberufene bezieht das Bezzelhaus
27. März 1972	Die Landessynode errichtet per Gesetz einen Fachhochschulstudiengang für Religionspädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit im Rahmen einer Augustana-Gesamthochschule
Herbst 1972 u. 1973	Der hebräische Feriensprachkurs findet in Israel statt

WS 1972/73	Der Fachhochschulstudiengang nimmt seinen Betrieb auf Das Lehrangebot realisiert das neue Modell einer Studieneingangsstufe mit vollem Feriensprachkursprogramm
Januar 1973	Wohnheim II und Seminargebäude werden fertiggestellt
Dezember 1973	Das Bayerische Hochschulgesetz verleiht der Hochschule das Promotionsrecht in Kooperation mit den Fakultäten Erlangen und München
Juli 1974	Die Hochschule wird Mitglied der Westdeutschen Rektorenkonferenz
August 1974	Die „Wache“ wird für den Fachhochschulstudiengang umgebaut und aufgestockt
Mai 1975	Der 2000. Student wird immatrikuliert
WS 1975/76	Wegen der sprunghaft ansteigenden Bewerberzahl wird ein Verfahren zur Studienplatzvergabe beschlossen
März 1978	Die Abteilung Neuendettelsau des Fachhochchulstudiengangs wird zum 1.9.1981 geschlossen
Dezember 1980	Der neue Bibliotheksbau wird seiner Bestimmung übergeben
Juni 1981	Gründungsversammlung der „Gesellschaft der Freunde der Augustana-Hochschule e.V.“
November 1984	Die fünfte Assistentenstelle wird besetzt
1. Januar 1985	Die neue Satzung tritt in Kraft. Beschlußorgan ist der Hochschulrat, dem auch sieben studentische Mitglieder angehören
Juli 1985	Das Pfarrseminar für Spätberufene verabschiedet seinen letzten Kurs
November 1986	Der 3000. Student wird immatrikuliert
Dezember 1990	Verleihung des eigenständigen Promotions- und Habilitationsrechtes
September 1992	Einrichtung einer zweiten Dozentur für Klassische Philologie und eines Lehrstuhls für Philosophie
seit 1994	Künstlerische Gestaltung der Hochschulgebäude durch Bilder und Ausstellungen
seit 1995	Die Hochschule gibt sich ein neues „Gesicht“ im *„corporate-design-Projekt“* Einrichtung einer Dozentur für Theologische Frauenforschung/Feministische Theologie
Juni 1997	Ökumenische Studienwoche mit internationalen Gästen (u.a. P.L. Berger, G. Brakemeier) in Zusammenarbeit mit dem Missionswerk

Professoren, Assistierende, Dozierende und StudierendenpfarrerInnen

Professoren		Assistierende – Dozierende – StudierendenpfarrerInnen	
47–57	Georg Merz (†)	47–50	Hans-Eberhard Wilhelm (†)
47–53	Ernst Kinder (†)		
47–56	Rudolf Stählin		
(47) 48–73	Martin Wittenberg		
48–52	Wilhelm Zillinger (†)	48–53	Oswald Henke
(48) 50–65	Eduard Ellwein (†)		
(48) 56–72	Georg Vicedom (†)		
		50–51	Hermann Ebert
		50–51	Wolfgang Hammer
		51–53	Theodor Heckel (†)
		51–55	Siegfried Wolf (†)
53–56	Wilfried Joest	52–56	Gottfried Lindenberg
		53–62	Helmut Rix
		55–56	Hans Schmoll
		55–57	Adolf Sperl
		55–60	Frithjof Gräßmann
56–76	Wilhelm Andersen (†)	56–59	Hanns Leiner
(56) 60–67	Walter Rupprecht		
(57) 58–82	Friedrich W. Kantzenbach	57–64	Gerhard Münderlein
		60–63	Gottfried Seitz
		60–67	Hartmut Stoll
62–92	Hans Schmoll		
		63–71	Günter Henke
		64–69	Reinhard Bogdahn
65–84	August Strobel		
67–78	Helmut Angermeyer	67–69	Ernst Hopf
		69–70	Udo Frings (†)
		69–72	Hans-Jörg Bräumer
		69–73	Karl Foitzik
		70–73	Gerhard Köberlin
		70ff	Burkhard Spiecker

		71–80	Gerhard Monninger
72–92	Herwig Wagner		
73–92	Horst Dietrich Preuß (†)	73–76	Helmut Müller
		73–80	Gerhard Hausmann
		74–81	Ulrike Klein
76ff	Joachim Track	76–80	Ernst Kunas
78ff	Richard Riess	78–83	Klaus Kasch
		80–86	Matthias Weiß
		80–86	Jutta Hausmann
		81–87	Ernst Reichold
		81–84	Klaus Raschzok
82–88	Hans Schneider	82–89	Katrin Gelder
84ff	Wolfgang Stegemann	84–90	Claus Fiedler
		84–90	Hermann Geyer
		86ff	Helmut Dietzfelbinger
		86–90	Kirsten Fiedler
		87–93	Peter Marinkovi
		87–97	Barbara und Rolf Schieder
		87–92	Reinhard Feldmeier
88ff	Wolfgang Sommer		
		89–94	Jochen Wagner
		90–96	Bärbel Mayer-Schärtel
		90–97	Detlef Klahr
		90–97	Annette Lechner-Schmidt
92ff	Helmut Utzschneider	92ff	Jörg Dittmer
		92ff	Christian Strecker
93ff	Dieter Becker	93ff	Stefan Ark Nitsche
		94ff	Karl F. Grimmer
95ff	Peter L. Oesterreich	95–97	Traugott Farnbacher
		97ff	Ulrike und Thomas Gitter
		97ff	Lieselotte Lindner
		97ff	Andreas Nehring
		97ff	Marcel Nieden
		97ff	Renate Jost

An der Augustana-Hochschule hat es immer auch zahlreiche Lehrbeauftragte gegeben. Stellvertretend für alle anderen seien die derzeitigen Inhaber von Lehraufträgen genannt:

Prof. Dr. theol. Karl Foitzik, Pfarrer und Dipl. Pädagoge, Neuendettelsau (Religionspädagogik)
Oberbibliotheksrat Dr. theol. Wolfgang-Friedrich Krämer, Neuendettelsau (Aramäisch und Rabbinica)
Privatdozent Dr. Dr. theol. habil. Johannes Triebel, Leiter des Missionskollegs in Neuendettelsau (Missionstheologie und Religionswissenschaft)
Pfarrer Dr. phil. Hans-Joachim Petsch, Dipl.-Pädagoge, Direktor des Evang. Bildungszentrums in Würzburg (Praktische Theologie)
Dr. phil. Hans-Jörg Nieden, Kirchenmusiker (A), Neuendettelsau (Kirchengeschichte / Hymnologie / Liturgik)
Pfarrer Dr. theol. Gerhard Hausmann, Weidenbach (Bayerische Kirchengeschichte)
Pfarrer Hermann Schoenauer, Rektor des Evang.-Luth. Diakoniewerkes in Neuendettelsau (Diakoniewissenschaft)
Konzert- und Opernsängerin Renate Kaschmieder-Wankelmuth, Wendelstein (Liturgisches Singen und Stimmbildung)
Pfarrerin Christiane und Pfarrer Hans-Jürgen Müller, Altendettelsau (Modernes Judentum)
Dr. theol. Roger J. Busch, Walpertskirchen (Sozialethik)
Dr. jur. Hans-Peter Hübner, Kirchenverwaltungsdirektor, München (Kirchenrecht)
Prof. Dr. theol. Johannes Brosseder, Köln (Lehrstuhl für Systematische Theologie)

Bibliographische Angaben zu den früheren Professoren der Augustana-Hochschule

Aus dem jeweiligen Gesamtwerk werden zwei oder drei Titel genannt, die für den Betreffenden kennzeichnend sind. Soweit eine Bibliographie vorliegt, wird auf diese verwiesen. Die numerische Gliederung richtet sich nach der Chronologie sowie nach der Dauer des jeweiligen Wirkens an der Augustana-Hochschule.

1. *Georg Merz*, von 1947–1957 erster Rektor der Augustana-Hochschule

a) Wege und Wandlungen. Erinnerungen aus der Zeit von 1892–1922. Nach seinem Tode bearbeitet von Johannes Merz, München 1961, 261 S. (enthält eine Abbildung von Georg Merz)

b) Martin Luther: Ausgewählte Werke. Hrsg. von H.H. Borcherdt und Georg Merz, 3. Aufl., Bd. 1–6, München 1951–1955
Bd. 1: Aus der Frühzeit der Reformation;
Bd. 2: Schriften des Jahres 1520;
Bd. 3: Schriften zur Neuordnung der Gemeinde, des Gottesdienstes und der Lehre;
Bd. 4: Der Kampf gegen Schwarm- und Rottengeister;
Bd. 5: Von der Obrigkeit in Familie, Volk und Staat;
Bd. 6: Bibelübersetzung, Schriftauslegung, Predigt
Ergänzungsband 1–6, 3. Aufl., München 1954–1963
Bd. 1: Vom unfreien Willen;
Bd. 2: Vorlesung über den Römerbrief 1515/ 1516;
Bd. 3: Tischreden;
Bd. 4: Von Advent bis Epiphanias. Evangelienpredigten der Kirchenpostille;
Bd. 5: Von Advent bis Epiphanias. Epistelpredigten der Kirchenpostille;
Bd. 6: Wider Latomus

c) Um Glauben und Lehre nach Luthers Lehre. Ausgewählte Aufsätze. Eingeleitet und herausgegeben von Friedrich Wilhelm Kantzenbach (Theologische Bücherei: Systematische Theilogie, B. 15), München 1961, 306 S. (enthält eine Auswahlbibliographie von Georg Merz, zusammengestellt von Eva Bauer, S. 296–306)
Zur weiterführenden Literatur über Georg Merz ist zu vergleichen der Artikel von Gertraud Grünzinger in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenle-

xikon. Begründet und hrsg. von Friedrich Wilhelm Bautz. Fortgeführt von Traugott Bautz. Bd. 5: Leyden, Nikolaus – Münch, Antonius, Herzberg 1993, Sp. 1344–1353; ferner: Manacnuc Mathias Lichtenfeld: Georg Merz – Pastoraltheologe zwischen den Zeiten. Leben und Werk in Weimarer Republik und Kirchenkampf als theologischer Beitrag zur Praxis der Kirche (Die Lutherische Kirche – Geschichte und Gestalten), Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1997, 799 S.

2. *Martin Wittenberg*, 1947–1973

a) Fragen des geistlichen Amtes im Lichte der Prophetie Jeremias, in: Herrn Landesbischof D. Meiser zum 70. Geburtstag als Gruß dargebracht von der Augustana-Hochschule und dem Nürnberger Predigerseminar. Hrsg. von Georg Merz, München 1951, S. 34–43
b) Heilige Überlieferung. Eine Vorlesung und vier Schriftauslegungen, Neuendettelsau 1958, 101 S.
c) Franz Delitzsch (1813–1890). Vier Aufsätze über ihn und Auszüge aus seinen Werken (Handreichung des Evangeliumsdienstes unter Israel durch die evangelisch-lutherische Kirche; Folge 7), Burgsinn – Neuendettelsau 1963, 134 S.

3. *Rudolf Stählin*, 1947–1956

a) Die Geschichte des christlichen Gottesdienstes von der Urkirche bis zur Gegenwart, in: Leiturgia. Handbuch des evangelischen Gottesdienstes, Bd. 1, 1952, S. 1–80 (Kassel)
b) Liturgik (mit Geschichte des christlichen Gottesdientes). Vorlesung im Wintersemester 1948/1949 an der Augustana-Hochschule. Im Besitz der Hochschule, nachgeschrieben von Martin A. Bartholomäus
c) Die Kirche und ihre Väter, in: Herrn Landesbischof D. Meiser zum 70. Geburtstag als Gruß dargebracht von der Augustana-Hochschule und dem Nürnberger Predigerseminar. Hrsg. von Georg Merz, München 1951, S. 54–63

4. *Ernst Kinder*, 1947

a) Gottes Gebote und Gottes Gnade im Wort vom Kreuz. Prolegomena zur Lehre von Gesetz und Evangelium (Kirchlich-theologische Hefte; H. 7), München 1949, 73 S.
b) Reich Gottes und Kirche bei Augustin. Eine Studie über das Verhältnis von Kirche und Eschatologie im Blick auf das Generalthema der Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Evanston 1954 (Luthertum; H. 14), Berlin 1954

c) Der evangelische Glaube und die Kirche. Grundzüge des evangelisch-lutherischen Kirchenverständnisses, Berlin 1958, 229 S (2. Aufl.: 1960)
Eine Auswahlbibliographie von Ernst Kinder, zusammengestellt von Hans-Jürgen Dohmeier, erschien in der Theologischen Literaturzeitung 95.1970, Sp. 630–638

5. *Wilhelm Zillinger*, 1948–1952

a) Ziele des griechischen Unterrichts an kirchlichen Hochschulen, in: Herrn Landesbischof D. Meiser zum 70. Geburtstag als Gruß dargebracht von der Augustana-Hochschule und dem Nürnberger Predigerseminar. Hrsg. von Georg Merz, München 1951, S. 64–69
b) Griechisches Übungs- und Lesebuch. Für die vierte Klasse, Bamberg u.a.: Buchner 1933, 204 S.

6. *Eduard Ellwein*, 1949–1965 (1956–1963 Rektor des Pastoralkollegs)

a) Martin Luther: Ausgewählte Werke, hrsg. von H.H. Borcherdt und Georg Merz, Ergänzungsband 2: Vorlesung über den Römerbrief 1515/1516, München 1927, 536 S. (5. Aufl. 1965)
b) De novitate vitae. Vom neuen Leben. Eine systematische und theologie-geschichtliche Untersuchung (Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus, 5. Reihe, Bd. 1), München 1932, 211 S.
c) Summus evangelista. Die Botschaft des Johannesevangeliums in der Auslegung Luthers, München 1960, 135 S.
Bibliographie Eduard Ellwein, in: Theologische Literaturzeitung 100.1975, Sp. 552–555, zusammengestellt von August Strobel

7. *Georg Friedrich Vicedom*, 1958–1972

a) Missio dei. Einführung in eine Theologie der Mission, München 1958, 101 S.
b) Actio dei. Mission und Reich Gottes, München 1975, 148 S.
c) Die Weltreligionen im Angriff auf das Christentum (Theologische Existenz heute. Neue Folge, 51), München 1956, 31 S.
Bibliographie von Georg Friedrich Vicedom, in: Klaus Wilhelm Müller: Peacemaker, 3 Bde., Missionary practice of Georg Friedrich Vicedom in New Guinea (1929–1939), a presentation based mainly on his own writtings, Ann Arbor/Mich. 1994, Bd. 2: Bibliography Georg Friedrich Vicedom 1903–1974, 1994, 261 S.

8. *Wilfried Joest*, 1953–1956

a) Dogmatik, 2 Bde., Göttingen 1984–1986. Bd. I: Die Wirklichkeit Gottes (Uni-Taschenbücher, Bd. 1336), Göttingen 1984, 341 S.; Bd. II: Der Weg

Gottes mit den Menschen (Uni-Taschenbücher, Bd. 1413), Göttingen 1986, XII, S. 343–697

b) Gott will zum Menschen kommen. Zum Auftrag der Theologie im Horizont gegenwärtiger Fragen. Gesammelte Aufsätze, Göttingen 1977, 168 S.

c) Der Friede Gottes und der Friede auf Erden. Zur theologischen Grundlegung der Friedensethik, Neukirchen-Vluyn 1990, 153 S.

Bibliographie Wilfried Joest, in: Zugang zur Theologie. Fundamental-theologische Beiträge. Wilfried Joest zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Friedrich Mildenberger und Joachim Track, Göttingen 1979, S. 215–219, zusammengestellt von Burghard Krause

9. *Wilhelm Andersen*, 1956–1976

a) Der Existenzbegriff und das existentielle Denken in der neueren Philosophie und Theologie (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, 42, 1), Gütersloh 1940, 217 S.

b) Der herausgeforderte Glaube. Ein Beitrag zur theologischen Grundlagenbesinnung heute, Breklum 1972, 169 S.

c) Auf dem Wege zu einer Theologie der Mission. Ein Bericht über die Begegnung der Mission mit der Kirche und ihrer Theologie (Beiträge zur Missionswissenschaft und evangelischen Religionskunde, 5), Gütersloh 1957, 48 S. [auch: Evangelische Verlagsanstalt Berlin-Ost 1958] [erschienen auch in Englisch und Portugiesisch]

Bibliographie von Wilhelm Andersen, in: Lutherische Theologie heute. Gedenkband für Wilhelm Andersen. Hrsg. von Joachim Track, München 1988, S. 97–116 (enthält ein Porträt)

10. *Friedrich Wilhelm Kantzenbach*, 1958–1982

a) Christentum in der Gesellschaft. Grundlinien der Kirchengeschichte, 2 Bde. Bd. 1: Alte Kirche und Mittelalter (Siebenstern Taschenbuch 185), Hamburg 1975, 323 S. Bd. 2: Reformation und Neuzeit (Siebenstern Taschenbuch 186), Hamburg 1976, 459 S.

b) Evangelischer Geist und Glaube im neuzeitlichen Bayern (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte, Bd. 70), München 1980, X. 468 S.

c) Geist und Religion der Neuzeit, Saarbrücken-Scheidt 1991–1992, 4 Bde. Bd. 1: Transformation des Reformatorischen von Luther bis Herder (Schriften zur internationalen Kultur- und Geisteswelt, Bd. 9), 1991, 457 S. Bd. 2: Pluralismus – Polarisierung – Kontinuität. Wandlungen der christlichen Religion im 19./20. Jahrhundert (Schriften zur internationalen Kultur- und Geisteswelt, Bd. 10), 1991, 535 S. Bd. 3: Transzendenz in der Bildkunst der

Moderne (Schriften zur internationalen Kultur- und Geisteswelt, Bd. 11), 1992, 275 S. Bd. 4: Transfer fürs Andere. Religion in Sprache und Dichtung (Schriften zur internationalen Kultur- und Geisteswelt, Bd. 12), 1992, 527 S.
Schriftenverzeichnis Friedrich Wilhelm Kantzenbach, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 34.1982, S. 255–275 und 44.1992, S. 274–282 (für den Zeitraum von 1982–1992)

11. *Walter Rupprecht*, 1960–1967

a) Die Predigt über alttestamentliche Texte in den lutherischen Kirchen Deutschlands (Arbeiten zur Theologie, Reihe 2, Bd. 1), Stuttgart 1962, 403 S.
b) Der Dienst der Theologin – eine ungelöste Frage in der evangelischen Theologie (Arbeiten zur Theologie, Reihe 1, H. 10), Stuttgart 1965, 40 S.
c) Luthers Deuteronomiumspredigten. Ein Beitrag zum Problem der evangelischen Gesetzespredigt, in: Das Wort Gottes in Geschichte und Gegenwart. Theologische Aufsätze von Mitarbeitern an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau. Hrsg. anläßlich des 10. Jahrestages ihres Bestehens am 10. Dezember 1957 von Wilhelm Andersen, München 1957, S. 66–80

12. *Hans Schmoll*, 1962–1992

a) Die Bedeutung des Griechischen für das Theologiestudium, in: Kontinuität im Umbruch. Theologische Aufsätze von Mitarbeitern an der Augustana-Hochschule in Neuendettelsau. Anläßlich des 25. Jahrestages ihres Bestehens am 10. Dezember 1972, hrsg. von Wilhelm Andersen und Helmut Angermeyer, München 1972, S. 79–87
b) Platons Modell des besten Staates. Vortrag am Augustanatag 24.6.1989, Neuendettelsau 1989, hrsg. von der Gesellschaft der Freunde der Augustana-Hochschule, 16 S.
c) Die Lebenswelt der Antike. Einsichten und Zugänge, Stuttgart u.a. 1994, 124 S.

13. *August Strobel*, 1965–1984 (von 1984–1992 Direktor des Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes, Jerusalem/Amann)

a) Das heilige Land der Montanisten. Eine religionsgeographische Untersuchung (Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten, Bd. 37), Berlin – New York 1980, X, 308 S.
b) Weltjahr, große Konjunktion und Messiasstern. Ein themageschichtlicher Überblick, in: Aufstieg und Niedergang der römischen Welt, T. 2, Bd. 20, Hbd. 2, S. 988–1157

c) Die Stunde der Wahrheit. Untersuchungen zum Strafverfahren gegen Jesus (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd. 22), Tübingen 1980, VI, 150 S.
Schriftenverzeichnis August Strobel, in: Zurück zu den Anfängen. Beiträge und Schriftenverzeichnis von Professor Dr. August Strobel zum 65. Geburtstag, hrsg. von Wolfgang Kraus, Fürth/Bayern 1995, S. 65–94, zusammengestellt von Martin A. Bartholomäus

14. *Helmut Angermeyer*, 1967–1978

a) Die evangelische Unterweisung an höheren Schulen. Grundlegung und Methode (Hilfsbücher für den kirchlichen Unterricht, Nr. 11), München 1957, 238 S.
b) Didaktik und Methodik der Evangelischen Unterweisung, besonders an Volks- und Realschulen, 2., ergänzte Auflage 1967 (Nachdruck der 2. Aufl. 1966), München 1967, 201 S. (Hilfsbücher für den kirchlichen Unterricht, Nr. 13)
c) Die Begegnung mit Sterben und Tod in der Literatur der Gegenwart, in: Der Tod – ungelöstes Rätsel oder überwundener Feind? Eine Ringvorlesung der Augustana-Hochschule Neuendettelsau. Im Auftrag des Dozentenkollegiums hrsg. von August Strobel, Stuttgart 1974, S. 9–23
Bibliographie Helmut Angermeyer, in: Religionsunterricht als religionspädagogische Herausforderung. Festschrift für Helmut Angermeyer zum 70. Geburtstag am 7.2.1982. Hrsg. von Rainer Lachmann (Religionspädagogik heute, Bd. 9), Aachen 1982, S. 155–163, zusammengestellt von Rainer Lachmann

15. *Herwig Wagner*, 1972–1992

a) Erstgestalten einer einheimischen Theologie in Südindien. Ein Kapitel indischer Theologie als kritischer Beitrag zur Definition von „einheimischer Theologie“ (Veröffentlichungen zu Mission und Ökumene), München 1963, 306 S.
b) Buddhismus im Religionsunterricht, zusammen mit Helmut Angermeyer. Eine Einführung zusammen mit dem Arbeitskreis der Missionspädagogischen Arbeitsgemeinschaft (Beilage zu Mission 1975, Mappe II: Unterricht), Neuendettelsau 1975, 56 S.
c) The Lutheran Church in Papua New Guinea. The first Hundred Years 1886–1986, 2. Aufl., hrsg. von Herwig Wagner und Hermann Reiner, Adelaide 1987, 677 S.
Die Bibiliographie Herwig Wagner findet sich im Jahrbuch Mission 1997: Zukunft der Kirche – Kirche der Zukunft. Hrsg. vom Evangelischen Missi-

onswerk in Deutschland (EMW) und dem Verband evangelischer Missionskonferenzen (VEMK), Hamburg 1997, S. 325–344, zusammengestellt von Martin A. Bartholomäus

16. *Horst Dietrich Preuß*, 1973–1992

a) Verspottung fremder Religionen im Alten Testament (Beiträge zur Wissenschaft vom Alten und Neuen Testament, Neue Folge, H. 12), Stuttgart 1972, 317 S.

b) Theologie des Alten Testaments, Stuttgart – Berlin – Köln 1991–1992
Bd. 1: JHWHs erwählendes und verpflichtendes Handeln, 1991, 370 S.
Bd. 2: Israels Weg mit JHWH, 1992, 361 S.

c) Das Alte Testament in christlicher Predigt, Stuttgart – Berlin – Köln 1984, 228 S.
Bibliographie Horst Dietrich Preuß, in: Alttestamentlicher Glaube und biblische Theologie. Festschrift für Horst Dietrich Preuß zum 65. Geburtstag, hrsg. von Jutta Hausmann und Hans-Jürgen Zobel, Stuttgart – Berlin – Köln 1992, S. 373–376 (enthält ein Porträt)

17. *Georg-Hermann Dellbrügge* (Fachhochschule für Religionspädagogik München) 1974–1995

a) Soziologische und sozialpsychologische Beobachtungen zum Verständnis des Einzelnen und der christlichen Gemeinde. CA VII – Anmerkungen und Ergänzungen, in: Lebendiger Umgang mit Schrift und Bekenntnis. Theologische Beiträge zur Beziehung von Schrift und Bekenntnis und zu ihrer Bedeutung für das Leben der Kirche. Im Auftrag des Dozentenkollegiums der Augustana-Hochschule, hrsg. von Joachim Track, Stuttgart 1980, S. 187–215

b) Erich Fromm und der christliche Glaube. Wochenendseminar 24. bis 25. Februar 1984. Dokumenation/Evangelisches Studienzentrum Heilig Geist, Red.: Manfred G. Gerschütz, Nürnberg 1984, 97 S.

c) Suizid – Überlegungen eines evangelischen Sozialethikers. Ein Gesprächsbeitrag von Georg Hermann Dellbrügge, in: Suizidprophylaxe. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Selbstmordverhütung (DGS) 16.1989, H. 1, S. 5–38 und: Traueransprache für Dr. rer. nat. NN, H. 2, S. 110–116

18. *Hans Schneider*, 1982–1988

a) Bibliographisches Handbuch zur Zinzendorf-Forschung. Unter Mitarbeit von … Hans Schneider. Hrsg. von Dietrich Meyer, Düsseldorf 1987, 636 S.

b) Der Konziliarismus als Problem der neueren katholischen Theologie. Die Geschichte der Auslegung der Konstanzer Dekrete von Febronius bis zur

Gegenwart, Berlin – New York 1976, 378 S. (Arbeiten zur Kirchengeschichte, Bd. 47)

c) Der Waldeckische Reformator Johannes Hefentreger (Trygophorus) 1497–1542 (Waldeckische historische Hefte; Bd. 2), Arolsen 1991, VV, 70 S.

Martin A. Bartholomäus

Autorenverzeichnis

(soweit nicht Mitglieder des Lehrkörpers)

Gerhard Monninger
Pfarrer an St. Johannes, München, Assistent und Studierendenpfarrer an der Augustana-Hochschule 1971–1980

Barbara Schieder
Pfarrerin in Walsdorf/Pfalz, Studierendenpfarrerin an der Augustana-Hochschule 1987–1997

Horst Birkhölzer
Oberkirchenrat im Landeskirchenamt, München

Karl-Wilhelm Dahm
Professor für Praktische Theologie in Münster/Westf.

Johanna Beyer
Dr. phil., Diplomsoziologin im Arbeitsbereich Frauen in der Kirche im Landeskirchenamt, München

Fulbert Steffensky
Theologe, Professor am Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg

Katrin Großmann
stud.theol. an der Augustana-Hochschule

Helga Plattner,
stud.theol., Seniora des AStA an der Augustana-Hochschule im WS 1993/94

Anja Bremer
stud. theol., Kulturreferentin des AStA an der Augustana-Hochschule im SS 1996

Siegfried Miller / André Zabel
stud.theol. an der Augustana-Hochschule

Martin A. Bartholomäus
Pfarrer i.R., tätig in der Bibliothek der Augustana-Hochschule

Liste der Sponsoren

Firma Karl Appoldt, Hauptstraße 4, 91564 Neuendettelsau – Firma Dieter Beil, Chemnitzer Straße 21, 91564 Neuendettelsau – Firma S.W. Besenbeck, Bahnhofstraße 22–24, 91564 Neuendettelsau – Firma Otto Bittel, Waldstraße 22, 91564 Neuendettelsau – Firma Werner Deuerlein, Hauptstraße 27, 91564 Neuendettelsau – Firma Manfred Endres, Nordstraße 1, 91564 Neuendettelsau – Freimund-Druckerei, Ringstraße 15, 91564 Neuendettelsau – Firma August Fries, Heinrich-Brandt-Straße 10, 91575 Windsbach – Gemeinde Neuendettelsau, Johann-Flierl-Straße 19, 91564 Neuendettelsau – Firma Georg Geyer, Reuther Straße 5, 91564 Neuendettelsau – Herr Erwin Gräfensteiner, Bezirkskaminkehrermeister, Birkenstraße 6, 91560 Heilsbronn – Firma Wilhelm Graul, Falkenstraße 8, 91564 Neuendettelsau – Firma Erwin Heyde, Haager Straße 1, 91564 Neuendettelsau – Firma Bürozentrum Himmelseher, Brünnleinswiese 20, 91522 Ansbach – Firma Wolfgang Högner, Baustraße 5, 91564 Neuendettelsau – Spedition Nicolaus Jbel, Ludwigstraße 35, 96052 Bamberg – Laurentius-Apotheke, Johann-Flierl-Str. 25, 91564 Neuendettelsau – Herr Architekt Wolfgang Mark, Büro für Planung und Bauleitung, Im Weingarten 10, 90559 Burgthann – Firma Alfred Michel GmbH & Co., Industriestraße 3, 91634 Wilburgstetten – Firma Ludwig Müller, Friedrich-Bauer-Straße 6a, 91564 Neuendettelsau – Firma Walter Murr, Eichenstraße 8, 91564 Neuendettelsau – Firma Georg Neukam, Hauptstraße 34, 91564 Neuendettelsau – Firma Pohlschröder GmbH & Co. KG, Steinbrinkstraße 61, 44319 Dortmund – Firma Gebrüder Rieger oHG, Hardtstraße 10, 91522 Ansbach – Herr Prof. Dr. Richard Riess, Finkenstraße 1, 91564 Neuendettelsau – Firma Günter Scheuerpflug, Bahnhofstraße 14, 91564 Neuendettelsau – Firma Wolfgang Seegert, Bahnhofstraße 32, 91564 Neuendettelsau – Firma Friedrich Sitzmann, Bechhofen, 91564 Neuendettelsau – Vereinigte Sparkassen Stadt und Landkreis Ansbach, Promenade 20, 91522 Ansbach – Firma Weiss GmbH, Bahnhofstraße 16, 91564 Neuendettelsau

THEOLOGISCHE AKZENTE

Veröffentlichungen der
Augustana-Hochschule Neuendettelsau

Band 1

Richard Riess (Hrsg.)

Abschied von der Schuld?

Zur Anthropologie und Theologie von Schuldbekenntnis, Opfer und Versöhnung

Mit Beiträgen von
Richard Riess, Wilfried Joest, Jörg Dittmer,
Wolfgang Sommer, Helmut Utzschneider,
Wolfgang Stegemann, Joachim Track, Bärbel Mayer-Schärtel,
Karl Foitzik, Dieter Becker,
Hans-Jörg Nieden, Hans-Joachim Petsch

Verlag W. Kohlhammer
Stuttgart Berlin Köln
1996

THEOLOGISCHE AKZENTE

Veröffentlichungen der
Augustana-Hochschule Neuendettelsau

Band 2

Wolfgang Sommer (Hrsg.)

Zeitenwende – Zeitenende

Beiträge zur Apokalyptik und Eschatologie

Mit Beiträgen von
Wolfgang Sommer, Helmut Utzschneider
Christian Strecker, Wolfgang Stegemann
Hans-Joachim Petsch, Peter L. Oesterreich
Richard Riess, Roger J. Busch, Karl F. Grimmer
Dieter Becker, Johannes Triebel,
Klaus-Peter Köpping, Hans-Jörg Nieden

Verlag W. Kohlhammer
Stuttgart Berlin Köln
1997